

INTERNATIONALE WISSENSCHAFTLICHE BIBLIOTHEK.

1. TYNDALL, J. Das Wasser in seinen Formen als Wolken und Flüsse, Eis und Gletscher. Mit 26 Abbildungen. 2. verbesserte Auflage. 8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.
2. SCHMIDT, O. Descendenzlehre und Darwinismus. Mit 26 Abbildungen. 2. verbesserte Auflage. Geh. 5 M. Geb. 6 M.
3. BAIN, A. Geist und Körper. Die Theorien über ihre gegenseitigen Beziehungen. Mit 4 Abbildungen. Geh. 4 M. Geb. 5 M.
4. HAGEHOT, W. Der Ursprung der Nationen. Betrachtungen über den Einfluss der natürlichen Zuchtwahl und der Vererbung auf die Bildung politischer Gemeinwesen. Geh. 4 M. Geb. 5 M.
5. VOGEL, H. Die chemischen Wirkungen des Lichts und die Photographie in ihrer Anwendung in Kunst, Wissenschaft und Industrie. Mit 96 Abbildungen in Holzschnitt und 6 Tafeln in Lichtpausprozess, Relieffdruck, Lichtdruck, Heliographie und Photolithographie. Geh. 6 M. Geb. 7 M.
6. 7. SMITH, E. Die Nahrungsmittel. 2 Theile. I. Feste Nahrungsmittel aus dem Thier- und Pflanzenreich. II. Flüssige und gasige Nahrungsmittel. Mit 19 Abbildungen. Jeder Theil geb. 4 M.; geb. 5 M.
8. LOMMEL, K. Das Wesen des Lichts. Gemeinfaßliche Darstellung der physikalischen Optik. Mit 198 Abbildungen und einer Spectraltafel. Geh. 6 M. Geb. 7 M.
9. STEWART, B. Die Erhaltung der Energie, das Grundgesetz der heutigen Naturlehre, gemeinfaßlich dargestellt. Mit 14 Abbildungen. Geh. 4 M. Geb. 5 M.
10. PETTIGREW, J. R. Die Ortsbewegung der Thiere. Nebst Bemerkungen über die Luftschiffahrt. Mit 131 Abbildungen. Geh. 4 M. Geb. 5 M.
11. MAUDSLEY, H. Die Zurechnungsfähigkeit der Geisteskranken. Geh. 5 M. Geb. 6 M.
12. BERNSTEIN, J. Die fünf Sinne des Menschen. Mit 91 Abbildungen. Geh. 5 M. Geb. 6 M.
13. DRAPEL, J. W. Geschichte der Conflicte zwischen Religion und Wissenschaft. Geh. 6 M. Geb. 7 M.
14. 15. SPENCE, H. Einleitung in das Studium der Sociologie. Herausgegeben von Dr. Heinrich Meißner. 2 Theile. Geh. 8 M. Geb. 10 M.
16. COOKE, J. Die Chemie der Gegenwart. Mit 31 Abbildungen. Geh. 5 M. Geb. 6 M.
17. FUCHS, K. Vulkane und Erdbeben. Mit 26 Abbildungen und einer lithographirten Karte. Geh. 6 M. Geb. 7 M.
18. VAN BENEDEN, P. J. Die Schnurotzer des Thierreichs. Mit 83 Abbildungen. Geh. 5 M. Geb. 6 M.
19. PETERS, K. F. Die Donau und ihr Gebiet. Eine geologische Skizze. Mit 71 Abbildungen. Geh. 6 M. Geb. 7 M.
20. WHITNEY, W. D. Lesen und Wachsthum der Sprache. Uebersetzt von Prof. A. Leackien. Geh. 5 M. Geb. 6 M.
21. JEYONS, W. S. Geld und Geldverkehr. Geh. 5 M. Geb. 6 M.
22. DUMONT, L. Vergnügen und Schmerz. Zur Lehre von den Gefühlen. Geh. 5 M. Geb. 6 M.
23. SCHÜTZENBERGER, P. Die Gärungserscheinungen. Mit 28 Abbildungen. Geh. 5 M. Geb. 6 M.
24. BLASERNA, P. Die Theorie des Schalls in Beziehung zur Musik. Geh. 4 M. Geb. 5 M.
25. THELOUT, M. Die chemische Synthese. Geh. 5 M. Geb. 6 M.
26. LUYB, J. Das Gehirn, sein Bau und seine Verrichtungen. Mit 6 Abbildungen. Geh. 5 M. Geb. 6 M.
27. ROSENTHAL, I. Allgemeine Physiologie der Muskeln und Nerven. Mit 75 Abbildungen. Geh. 5 M. Geb. 6 M.
28. BRÜCKE, K. Bruchstücke aus der Theorie der bildenden Künste. Mit 39 Abbildungen. Geh. 4 M. Geb. 5 M.
29. MEYER, H. Grundzüge des Strafrechts nach der deutschen Gesetzgebung unter Berücksichtigung ausländischer Rechte. Geh. 5 M. Geb. 6 M.
30. 31. DE QUATREFAGES, A. Das Menschengeschlecht. 2 Theile. Geh. 9 M. Geb. 11 M.
32. 33. BOHMERT, V. Die Gewinnbetheiligung. Untersuchungen über Arbeitslohn und Unternehmerrisiko. 2 Theile. Geh. 11 M. Geb. 13 M.
34. SECCHI, A. Die Sterne. Grundzüge der Astronomie der Fixsterne. Mit 78 Abbildungen und 9 Tafeln in Farbendruck, Lithographie und Stahlstich. Geh. 8 M. Geb. 9 M.
35. LOCKYER, J. N. Studien zur Spectralanalyse. Mit 51 Abbildungen und 8 Tafeln in Photographie, Farbendruck und Holzschnitt. Geh. 6 M. Geb. 7 M.
36. VIGNOLI, T. Ueber das Fundamentalgesetz der Intelligenz im Thierreiche. Versuch einer vergleichenden Psychologie. Geh. 4 M. Geb. 5 M.
37. WURTZ, A. Die atomistische Theorie. Mit 1 lithogr. Tafel. Geh. 5 M. Geb. 6 M.
38. HARTMANN, R. Die Völker Afrikas. Mit 94 Abbildungen. Geh. 6 M. Geb. 7 M.
39. 40. SEMPER, C. Die natürlichen Existenzbedingungen der Thiere. 2 Theile. Mit 106 Abbildungen und 2 lithogr. Karten. Geh. 11 M. Geb. 13 M.
41. ROOD, O. N. Die moderne Farbenlehre mit Hinweisung auf ihre Benutzungen in Malerei und Kunstgewerbe. Mit 131 Abbildungen und 1 Farbentafel. Geh. 5 M. Geb. 6 M.
42. von MEYER, G. H. Unsere Sprachwerkzeuge und ihre Verwendung zur Bildung der Sprachlaute. Mit 47 Abbildungen. Geh. 6 M. Geb. 7 M.
43. 44. THURSTON, R. H. Die Dampfmaschine. Geschichte ihrer Entwicklung. Bearbeitet und mit Ergänzungen versehen von W. H. Uhlund. 2 Theile. Mit 186 Abbildungen. Geh. 10 M. Geb. 11 M.
45. BAIN, A. Erziehung als Wissenschaft. Geh. 8 M. Geb. 9 M.
46. JOLY, N. Der Mensch vor der Zeit der Metalle. Mit 136 Abbildungen. Geh. 8 M. Geb. 9 M.

Wey

Handwritten: A Warburg, 8/17
Jahrgang: W.S. 86

MYTHUS UND WISSENSCHAFT.

00/98 ✓

EINE STUDIE

VON

TITO VIGNOLI.

AUTORISIRTE AUSGABE.



LEIPZIG:
F. A. BROCKHAUS.

1880.

Das Recht der Uebersetzung ist vorbehalten.



VORWORT.

Die beifällige Aufnahme und die günstige Beurtheilung von Seiten der einheimischen und fremden Kritik, deren sich mein vor zwei Jahren erschienener Versuch einer vergleichenden Psychologie der Thierwelt* zu erfreuen hatte, theilweise auch die Absicht, den Einwürfen und der Zurückhaltung anderer zu entgegenen, wie endlich die beistimmenden Zuschriften, die mir von einigen der bedeutendsten Männer der Gegenwart zugegangen sind, ermuthigten mich, auch diese Schrift dem Drucke zu übergeben. Mein Thema ist umfangreich, schwierig und geht sicherlich weit über meine Kräfte; aber es ist mir andererseits durch den Gang meiner Studien nahe gelegt, wie auch der augenblickliche Zustand unsers Wissens und die innere Gesetzmässigkeit in der gegenwärtigen Entwicklung des Denkens in gleicher Weise darauf hinleiten. Die beifälligen Urtheile — welche nicht alle persönlichem Wohlwollen entstammen — legen mir aber eine schwere und noch

* Ueber das Fundamentalgesetz der Intelligenz im Thierreiche.¹ Versuch einer vergleichenden Psychologie. (Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 36. Band.)

grössere Verantwortlichkeit auf, und ich bin mir vollkommen der Gefahr bewusst, die freundliche Nachsicht meiner Kritiker mit dieser Arbeit nicht zu verdienen.

Da indess meine Anschauungen, welche dort nur zum Theil entwickelt werden konnten, zu ihrer vollständigen Darlegung eine ausführlichere Behandlung — wie sie im vorliegenden Thema gegeben ist — erfordern, so entschloss ich mich nach langem innerm Kampfe, den Versuch damit zu machen. Wenn auch diesmal, was ich gar nicht zu hoffen wage, die Kritik sich mir nicht ganz feindlich erweist, so werde ich eine andere Arbeit in Angriff nehmen, zu der die Vorstudien schon vorliegen, nämlich über die moralische Persönlichkeit des Menschen, womit ich der Zeichnung gleichsam die Farbe zu geben gedenke. Möge indessen der Leser in allen Fällen überzeugt sein, dass ich ihm die Resultate meiner Untersuchungen mit wirklicher und tiefgefühlter Bescheidenheit vorlege und niemals die thörichte Anmaassung eines Dogmatikers besessen habe, meine Aussprüche für unfehlbar zu erklären; denn ich weiss aus Erfahrung und zwar aus mühsamer Erfahrung, welche Anstrengung es kostet, eine einzige begründete Behauptung auszusprechen, und welche Arbeit dazu nöthig ist. Die Zeit und eine massvolle Discussion können es allein erweisen, ob ich mich der Wahrheit genähert habe.

In diesem Jahre nämlich erging, wie in den beiden vorhergehenden, eine Aufforderung an mich, in der königlichen literarisch - historischen Akademie hiesiger Stadt eine Reihe von öffentlichen Vorlesungen über ein anthropo-

logisches und ethnologisches Thema zu halten, und ich wählte darauf zum Gegenstand meiner Vorträge diesmal „Ursprung und Entwicklung der Mythen“, nachdem ich im verflossenen Jahre „die Genesis der menschlichen Kunst“ behandelt hatte. Der Inhalt des vorliegenden Werkes ist daher schon theilweise in diesen Vorträgen der Oeffentlichkeit übergeben worden.

Endlich möchte ich auch den geneigten Leser bitten, mir durch die ganze Arbeit hindurch einige kleine Wiederholungen zu verzeihen. Einerseits waren es der grosse Umfang des zu behandelnden Stoffes und die Schwierigkeit, die grosse Zahl einzelner Thatsachen unter einheitlichen Gesichtspunkten klar zusammenzufassen, welche hier und da eine Recapitulation nothwendig machten; andererseits aber erforderte mein Grundprincip eine allseitige Beleuchtung, sei es in Hinsicht auf seine verschiedenartige Anwendbarkeit, sei es in Hinsicht auf die Anpassung seiner organischen Bestandtheile an den unablässigen historischen Fortschritt des menschlichen Denkens zu neuen Formen. Wiederholungen, wenn ich mich nicht irre, sind es also eigentlich nicht, sondern verschiedene Ansichten des grossen Vielecks, von dem sozusagen alle Flächen, aus denen es sich zusammensetzt, nach einander gemustert worden. Jedenfalls möge mir die Schwierigkeit des Themas zur Entschuldigung dienen, und ich würde mich glücklich schätzen, wenn diese Ausstellung die einzige wäre, die sich an meiner Arbeit machen liesse; aber nur zu sehr fühle ich, dass wahrscheinlich auch schwerer wiegende sich finden werden.

So erwarte ich also ruhig ohne Selbstüberhebung und Kleinmuth das Urtheil der Sachverständigen, wenn sie sonst Lust und Zeit finden sollten, mir auf dem steilen Pfade zu folgen. Ein Trost jedoch wird mir bleiben, der mich immer stärken und erheben wird, was auch immer der Erfolg dieser Arbeit sein möge, nämlich der, mein Leben nicht in unwürdiger Musse vergeudet und entehrt zu haben, während unser Volk von Gross wie Klein, von Reich wie Arm, von jedem überhaupt nach seinem Vermögen und in seiner Sphäre ausdauernde und ehrenvolle Thätigkeit gebieterisch fordert, um gesichert zu bestehen und fortzuschreiten.

MAILAND.

TITO VIGNOLI.

feb 1828

INHALT.

	Seite
Vorwort	v

ERSTES KAPITEL.

Begriff und Quellen des Mythos.	1
---	---

ZWEITES KAPITEL.

Sinneseindruck und Sinnesempfindung beim Thier. . .	43
---	----

DRITTES KAPITEL.

Sinneseindruck und Sinnesempfindung beim Menschen. .	60
--	----

VIERTES KAPITEL.

Fragestellung.	93
------------------------	----

FÜNFTES KAPITEL.

Intellectueller Antheil der Sinnesempfindung beim Thier und beim Menschen.	104
---	-----

SECHSTES KAPITEL.

Gesetz des intellectuellen Antheils der sinnlichen Wahr- nehmung.	122
--	-----

SIEBENTES KAPITEL.

Historische Entwicklung von Mythos und Wissenschaft. 145

ACHTES KAPITEL.

Die Träume, die Illusionen, die normalen Hallucinationen,
die anormalen im Delirium und in der Verrücktheit.
Schluss. 227

ERSTES KAPITEL.

Begriff und Ursprung des Mythus.

Was wir unter Mythus verstehen und was für Begriffe darunter in dieser Arbeit weiter ausgeführt und entwickelt werden sollen, lässt keine Definition in wenig Worten zu. Das universale und vielgestaltige Wesen des Mythus umfasst und begreift die ganze Thätigkeit des menschlichen Verstandes- und Gemüthslebens in sich, die allerursprünglichste sowol wie noch einen grossen Theil derjenigen, welche weiter fortgeschritten ist und schon innerhalb des geschichtlichen Bereichs liegt. Besonders denke ich hierbei an die unmittelbare und die reflectirende Deutung der Welt, der eigenen Persönlichkeit und der Gesellschaft, in welcher als Allgemeinheit das Leben des Individuums sich bewegt.

Für uns ist der Mythus in seiner allgemeineren und umfassenderen Bedeutung die spontane Schöpfung der Einbildungskraft, in welcher der menschliche Verstand und die menschlichen Gemüthsbewegungen sich verkörpern und sich wahrnehmen, sich selbst und alle Dinge: er ist die psychophysische Objectivirung des Menschen in allen Erscheinungen, welche er an sich selbst oder an der Aussenwelt wahrzunehmen vermag.*

* Simrock sagt: „Mythus ist die älteste Form, in welcher der heidnische Volksgeist die Welt und die göttlichen Dinge erkannte.“ Handbuch der deutschen Mythologie. (Bonn 1869).

Wir nehmen bei dieser Abhandlung keine Rücksicht auf die besondern Mythen eines Volkes oder einer einzelnen Rasse; wir fragen nicht nach dem innern Werthe einiger Mythen, wie sie bei schon gesonderten Volksstämmen sich entwickelten und eine Göttersage oder eine eigene Religion aus sich hervorgehen liessen; wir wollen nicht im besondern die historische Grundlage bestimmen, die sich für sie in dem Leben eines einzelnen Volkes nachweisen lässt; noch beschränken wir uns andererseits allein auf das Gebiet der vergleichenden Mythologie. Das Ziel und die Aufgabe unserer anspruchslosen Untersuchungen ist der Versuch, dem wirklich ersten Ursprung aller Mythen in dem innersten Wesen der menschlichen Natur nahezukommen, eine einheitliche Thatsache aufzusuchen und näher zu begründen, aus welcher der Mythos in seiner innerlich nothwendigen und allgemein gültigen Form hervorgeht und sich weiter entwickelt.

Wir möchten also versuchen, nachzuweisen, ob ausser den verschiedenen Grundursachen, welche im Alterthum, speciell aber in der Neuzeit grosse Philologen, Ethnographen und Philosophen jeder Schule für den Mythos aufstellten und welche zum grössten Theil äusserlicher Natur sind, nicht eine tiefere Begründung möglich ist, nach welcher der Mythos sich in letzter Instanz als eine nothwendige und spontane Function des Verstandes nachweisen liesse, welche folglich auch seinem innersten Wesen entsprechen und consequent aus ihm sich ergeben muss.

In diesem Falle würde uns der Mythos nicht als ein zufälliges Product der Anfänge des Völkerlebens von grösserer oder geringerer Vertiefung und Ausbreitung, nicht als eine doppelsinnige Auffassung eines Dinges, wie sie aus einer irrigen Deutung von Wörtern und Sätzen entsteht, nicht als Phantasieschöpfung unwissender Gemüther erscheinen, sondern die Wahrheit als eine eigenthümliche Thätigkeit des menschlichen Geistes, die von den Gemüthsbewegungen, welche seine Erzeugnisse

begleiten und lieferten, ihre Anregung empfängt. Da eine solche angeborene Productionsfähigkeit von Mythen allen Menschen eigenthümlich und gemeinsam sein muss, so würde sie nicht nur allen Völkern zukommen, sondern jedem Individuum eines jeden Zeitalters, einer jeden Rasse und in einer jeden Lebensstellung.

Der Begriff des Mythos also würde sich für uns nicht etwa in eine Lebensäußerung eines schon verflossenen Zeitalters oder von Völkern, die noch in Rohheit und Barbarei versunken sind, auflösen, wie ein Cyklus, den in seiner reinen Form die Völker und der Mensch beziehungsweise schon durchlaufen haben oder dessen Abschluss sie wenigstens nahe stehen. Er würde vielmehr ungeachtet des mächtigen Einflusses der Civilisation, welche so sehr zugenommen hat und täglich zunimmt, auch noch heute eine Art physisch-intellektueller Thätigkeit in den organischen Bestandtheilen bleiben, aus denen er sich zusammensetzt.

Ich behaupte aber, wohlgemerkt, damit keineswegs, dass eine solche der Erzeugung von Mythen günstige Geistes-thätigkeit noch heute lebendig ist, insofern als in der grossen unwissenden Menge bei cultivirten und uncultivirten Völkern, uralte abergläubische Anschauungen fort-dauern, wie gelehrte Mythologen und Ethnographen mit einem so grossen Aufwande von Beweismitteln gezeigt haben — nein! ich behaupte umgekehrt, dass die Productionsfähigkeit von Mythen unabhängig von diesem Ueberleben ältern Aberglaubens in allen Menschen fort-dauert, welchem Volke und welcher Klasse sie auch angehören mögen, und als eine angeborene Function des Verstandes, wenn ich von dem wandelbaren Stoff absehe, wenigstens in der Art ihrer gesammten Thätigkeit von Bestand ist.

Eine solche Behauptung, fürchte ich, wird auf den ersten Anblick fast haltlos und paradox erscheinen, da es ja allgemein bekannt ist, dass die mythische Anschauungsweise der Welt und ihres Ursprungs im allgemeinen bei den civilisirten Nationen unablässig im

Verschwinden begriffen und in gebildeten Kreisen und bei hochstehenden Geistern fast dem Erlöschen nahe ist. Aber ich schmeichle mir, wenn es nicht als Anmaassung erscheint, dass am Ende meiner Arbeit der Leser von der Wahrheit dieser Behauptung überzeugt sein wird, so zahlreich sind die Beweismittel und so klar das physische Gesetz, aus welcher sie nothwendig folgt.

Auch will ich damit nicht leugnen, dass ausser der auf Mythenbildung bezüglichen Thätigkeit in uns noch eine auf Erkenntniss gerichtete vorhanden ist. Dieser zweite Factor unsers ganzen innern intellectuellen Lebens ist in einigen Rassen äusserst stark entwickelt und wird mit der Zeit dort sicherlich die Ueberhand über den andern gewinnen, der in der objectiven Form den Vorrang behauptet: in der subjectiven Geistes-thätigkeit indessen wirken sie verbrüderd und sind immer unlösbar miteinander verbunden.

Sicherlich sind weder die Productionsfähigkeit von Mythen, noch jene Erkenntnissthatigkeit bei allen Völkern vollkommen gleich beschaffen, wie sie es selbst schon bei Individuen nicht sind; aber sie finden sich doch bei allen, nur in grösserer oder geringerer Ausdehnung und progressiver Entwicklung, da sie eben beide nothwendige Verstandesfunctionen bilden.

Wo wir auch immer die verschiedenen Stufen geistiger Thätigkeit genauer betrachten, mögen wir sie nun in dem socialen Leben von wenig cultivirten Völkern der Jetztzeit aufsuchen, mögen wir bis auf die ältesten zurückgehen, überall und immer finden wir die Menschen im Besitz einer Sprache, und im Glauben an mythische Wahnvorstellungen, wenn auch höchst einfache und rohe, befangen; ebenso aber finden wir sie immer im Besitz einer rationellen Kunde — mag diese auch empirisch erworben und ganz einfacher Natur sein — des Zusammenhanges zwischen einigen Ursachen und Wirkungen und der Periodicität in den Naturerscheinungen, welchen sie die Gebräuche und Bedürfnisse ihres privaten und öffentlichen Lebens anzupassen wussten.

Niemand kann z. B. leugnen, dass die kürzlich verschwundenen Tasmanen in vielen mythischen Wahnvorstellungen und in einem Glauben an unsichtbare Mächte befangen waren, wie noch heute die Andamanen, die Feuerländer, die Australier, die Veddah in Ceylon und andere Völker, welche für die rohesten, uncultivirtesten und wildesten der Erde gelten. Andererseits aber wird ein jeder, der nur ein wenig von ihrem Leben weiss, klar erkennen, dass sie auch einer empirischen intellectuellen Thätigkeit nicht ganz oder nur verhältnissmässig ermangeln. Sie wussten den Ursachen einiger Naturerscheinungen nahezukommen und passten nach rationalen und nicht nach phantastischen Gesichtspunkten viele Einrichtungen ihres individuellen und socialen Lebens dem gesetzmässigen und nothwendigen Verlauf der Dinge an. Die Mythen bildende und die Erfahrungen sammelnde Geistesthätigkeit, letztere wohlverstanden nur nach dem Grade ihrer intellectuellen Ausbildung, fehlten ihnen also niemals; es sind zwei primitive Arten des Denkens, welche dem Menschen mit dem physisch-intellectuellen Organismus, aus welchem er besteht, angeboren sind.

Für eine solche Untersuchung und zur Erreichung des hohen Zieles, welches wir uns gesteckt haben, nämlich der Frage nach einer nicht weiter ableitbaren Grundursache der Entstehung des Mythos, ist es nicht, wie man leicht glauben könnte, mit einer mühevollen Zusammenstellung der vielgestaltigen Mythen, der ersten abergläubischen Vorstellungen aller Völker gethan, nicht mit einer erschöpfenden Bearbeitung, sozusagen, des ungeheuern Feldes der modernen Ethnographie, nicht mit der Betrachtung der normalen und anormalen Zustände der physischen Phänomene, nicht mit dem vergleichenden Sprachstudium, insofern es uns im Worte bei den einzelnen Rassen das erste Glaubensbekenntniss der Völker oder den metaphorischen Doppelsinn enthüllt, dem viele Mythen ihren Ursprung verdanken. Es ist noch dazu nöthig, die ganz einfachen

und elementaren Thätigkeiten unsers Geistes in ihrer physisch-psychischen Zusammensetzung einer gründlichen Prüfung zu unterziehen, um in seiner spontanen Function das Grundprincip zu überraschen, welches die Genese des Mythos selbst mit Nothwendigkeit involvirt, die erste Quelle, aus welcher er in allen seinen Formen, für eine spätere reflectirende Thätigkeit jeder Art bereit, hervorsprudelte.

Wenn ich sage „transscendentales Princip“, so glaube man aber nicht, dass ich damit auf gewisse wohlbekannte aprioristische Speculationen hinaus will, zu welchen ich mich aus persönlicher Neigung oder von meiner Forschungsmethode getrieben flüchtete: ich nenne es nur transcendental, weil es in der That die erste Bedingung zu dem daraus wirklich mit Nothwendigkeit folgenden Ursprung und der Entwicklung jeglicher mythischen Vorstellung ist. Ein solches Princip gehört nicht im besondern einem Individuum, Volk oder einer Rasse an, sondern gibt sich als ein wesentlicher Organismus der menschlichen Persönlichkeit zu erkennen, und es ist deshalb an jedem Ort und zu jeder Zeit bei allen Völkern anzutreffen.

Wenn es wünschenswerth erscheint, meine Meinung über den Begriff des *a priori*, welcher ja auch in den experimentellen und positiven Disciplinen als Factor auftritt, näher zu erörtern, so füge ich hinzu, dass für uns, die Vertreter der historischen und Entwicklungswissenschaften das *a priori* in Bezug auf einen Organismus seinen psychologischen Habitus und seine Stellung im ganzen Thierreich — mit Einschluss des Menschen — bezeichnet, das, was in ihm durch unzählige Aufeinanderfolgen derselben Ideen, derselben geistigen Hilfsmittel und Functionen sich als ständiger Theil des Organismus für die lange Erbschaft des Lebens und der Jahrhunderte fixirte. Die Geschichte der organischen Schöpfung ist überall reich an vielen und positiven Beweisen für diese Thatsache, an der eigentlich nur derjenige zweifeln kann, der auch den ersten Ele-

menten dieser Wissenschaften vollkommen fremd gegenübersteht. Von Tag zu Tag gewinnen sie an Zahl und Bedeutung, und die Thatsache, welche sie begründen, ist eine jener Wahrheiten geworden, die das gemeinsame Erbtheil aller Nationen bilden.

Der Begriff des *a priori* löst sich also für uns in jene letzte Stufe der organischen Ausbildung, in jene der Zeit nach letzte physisch-psychische Constitution auf, welche der Organismus durch successive Entwicklung von Formbestandtheilen erreichte, die unablässig in ihm fixirt blieben und sich durch die Fortpflanzung weiter vererbten. Diese aber ist ihrerseits die absolute Bedingung der psychischen und organischen Vorgänge, welche von hier aus, wie erst geschaffen, in dem verjüngten Leben des Individuums sich geltend machen. Durch dieses Gesetz finden die elementaren wie die zusammengesetzten psychischen Vorgänge, in dem Individuum, in dem sie thätig sind, und in der Stufe, welche in der bis zu ihm durchlaufenen Entwicklung erreicht worden ist, die nothwendigen Bedingungen ihrer Möglichkeit, und können deshalb auf Grund des Entwicklungsgesetzes und der erblichen Fixation der ihnen vorausgegangenen Seelenthätigkeiten aprioristische genannt werden, da sie schon vor ihrem Auftreten die Bedingungen zu ihrem Erscheinen im Organismus gegeben finden.

Diese Auffassung des Begriffs *a priori* ist, wie man sieht, von jener der transcendentalen Speculation sehr verschieden. Diese bemüht sich, entweder das Vorhandensein eines äussern schöpferischen Principis zu erweisen, welches die verschiedenen Formen in der Art und dem Zusammenhang, wie sie existiren, hervorbrächte; und zwar nicht nur die organischen, sondern in ihnen und speciell in ihrem geistigen Antheile, unabhängig von jeder Erfahrung, die Kategorien des Denkens abgrenzte; oder sie nimmt an, dass solche Formen als innere Qualitäten *ab aeterno* im Geiste nebeneinander existiren.

Wir müssen also, wie schon oben gesagt, nicht allein die auf die allgemeine Lehre von den Mythen bezüglichen Thatsachen, an denen jetzt Geschichte und Ethnographie so reich sind, sammeln, sondern auch die primären und fundamentalen psychischen Vorgänge nach dem Gang der experimentellen Methoden durch eigene Beobachtung kennen lernen, um die aprioristischen Bedingungen des Mythos zu entdecken. Wir dürfen vor einer tiefern psychologischen Untersuchung nicht zurückscheuen, denn sie allein wird uns den ersten Ursprung aller mythischen Vorstellungen wirklich zu enthüllen vermögen. Letztere ihrerseits sind dann nur die historischen Producte der Wirksamkeit eben dieser Grundursachen, welche vor ihren Lebensäusserungen vorhanden sein mussten.

Nur darf man nicht annehmen, dass in jenen aprioristischen psychisch-organischen Ursachen der tiefere Grund der mannichfaltigen Formen, oder der successiven Entwicklung der Mythen gefunden werden kann; es wäre vielmehr ein schwerer Irrthum gleich dem jener transscendentalen Philosophie, welche allein in der Prüfung des ideellen Gehaltes der Mythen oder der Formen, die sie bei ihrer Entstehung gegenwärtig annehmen, wirklich die Gesetze und den Gang der kosmischen und historischen Phänomene wiederzufinden glaubt, Gesetze, zu deren Erkenntniss nur Beobachtung und Erfahrung führen kann. Wir sehen in der aprioristischen physisch-organischen Grundursache und den elementaren Vorgängen, welche ihre äusserlichen Wirkungen darstellen, nur den nothwendigen Ursprung des Mythos selbst, nicht aber die veränderlichen Formen seiner successiven Entwicklung.

Die spätere Form des Stoffes und seine verschiedene Anordnung und Darstellung mit Bezug auf den Mythos ist grösstentheils Werk der menschlichen Reflexion. Sie wechselt ihr Aussehen nach den geistigen Anlagen und Fähigkeiten der Individuen, Völker und Rassen und ist von einer Thätigkeit abhängig, welche ihre innern

Bedingungen — insoweit als es sich um bestimmte Formen handelt — nicht mehr in unsern aprioristischen hat.

Und gerade in dieser spätern Thätigkeit, welche die Weiterentwicklung des Mythus bestimmte, nachdem er aus einer psychisch-organischen Disposition, wie sie in unserm elementaren Grundprincip präexistirt, in seiner ursprünglichen Natur hervorging, werden wir den Zusammenhang und die gegenseitigen Berührungspunkte zwischen Mythus und Wissenschaft finden. Denn wenn auch in der allgemeinen Constitution der mythischen Anschauungen der Stoff, welcher das Object der Verstandesthätigkeit bildet, nicht als das rationelle Feld der Wissenschaft gelten kann, so sind doch die Form der logisch-psychischen Thätigkeit und die Methode, welche dabei spontan befolgt wird, dieselben. Die beiden Qualitäten der Seelenthätigkeit, die mythische und die wissenschaftliche, gehen in der That in eine auf, welche von einem einheitlichen Standpunkte aus betrachtet werden muss.

Was also den Ursprung des Mythus, die für die Beurtheilung seiner Entwicklung maassgebenden Gesichtspunkte und seinen organischen Zusammenhang mit der Wissenschaft betrifft, so trennt uns darin also eine weite Kluft von den übrigen Mythologen, mögen auch sonst noch über die Quellen, aus denen man dieses ungeheuere Elaborat des menschlichen Geistes ableiten will, verschiedene Ansichten herrschen. Vielleicht befinde ich mich im Irrthum; aber jedenfalls wage ich mich auf nie zuvor betretene Bahnen, und so möge mir die Schwierigkeit des Unternehmens, zu dem ich mich in Bescheidenheit anschicke, zur Entschuldigung dienen, wenn ich auf meinem Wege straucheln sollte.

Mit Uebergang der Ansichten des classischen Alterthums über den Ursprung des Mythus, sei es der griechisch-römischen Culturwelt, sei es der indischen*,

* Kumarilla, von seinen Gegnern wegen der Unmoralität seiner Götter bedrängt, antwortet: Die Sage erzählt, dass

die ja auch allgemein bekannt sind, wollen wir uns der Neuzeit zuwenden (später auch zu dem gelehrten und umfassend angelegten Unternehmen Kreuzer's), in der man mit wissenschaftlichern und vorurtheilsfreiern Methoden den Ursprung des Mythos im allgemeinen und bei den verschiedenen Völkern im besondern zu erklären versucht hat.

Die Erforschung des Ursprungs der Mythen hat in unsern Tagen, soweit sie sich vorzüglich der vergleichenden Sprachwissenschaft als Werkzeug bedient, einen grossen Aufschwung genommen, und mit ihrer Hülfe hewunderungswürdige Resultate, wenigstens innerhalb des Kreises der einzelnen Rassen, auf welche sie angewendet wurde, erreicht. Namen, wie Kuhn, Weber, Sonne, Benfey, Grimm, Schwartz, Hanusch, und weiter Maury, Bréal, Pictet, Ascoli, de Gubernatis und viele andere sind Träger der rühmlichsten Entdeckungen auf diesem neuen und schwierigen Gebiete. Denn die mannichfaltigen Mythen, welche bei den arischen Völkern an entlegenen Punkten und in verschiedenen Gestalten auftreten, haben sich nicht allein auf alte primäre Fassungen zurückführen lassen, sondern uns auch ihren ursprünglichen Inhalt in der ältesten Bedeutung

Prajapati, der Herr der Schöpfung, seiner Tochter Gewalt anthat. Allein was bedeutet dies? Prajapati ist einer der Namen der Sonne, welche so heisst, weil sie über allen Geschöpfen waltet. Seine Tochter Ushas ist das Morgenroth. Und wenn man ihr ein Liebesverhältniss mit dem Vater zuschreibt, so heisst das nichts weiter, als dass der Sonnenaufgang dem Morgenroth folgt. Ebenso wenn man sagt, dass Indra Ahaliâ verführte, so heisst das nicht, dass der Gott sich wirklich eines solchen Verbrechens schuldig machte; vielmehr ist Indra die Sonne und Ahaliâ (von Ahau, Tag, und li auflösen) ist die Nacht, und Indra heisst Geliebter der Ahaliâ, weil die Nacht von der Morgensohle erobert und besiegt wird. (Max Müller, History of ancient *Sanskrit Literature). Und so liessen sich noch andere Beispiele beibringen.

des Wortes vor der Trennung der Rassen enthüllt. Daher vereinfachte sich die grosse Zahl der Mythen, welche von hier aus sich zu glänzenden anthropomorphischen Familien in den verschiedenen Theologien entwickelten, unablässig in dem Maasse, als man auf ältere Perioden zurückging, und fand endlich ihre einheitliche Grundlage in einer unbestimmten primitiven Personification der Winde, der Stürme, der Sonne und des Morgenroths, überhaupt kosmischer und meteorologischer Vorgänge.

Auf der andern Seite ist es Max Müller, welcher auf Grundlage der vergleichenden Sprachwissenschaft eine eigene Theorie über den Ursprung des Mythos aufgestellt hat. Er kommt nämlich zu dem Schlusse, dass wenigstens für die arischen Mythen die einzige Quelle die Metapher ist, auch wol die doppelte Bedeutung eines Wortes, wie sie die Armuth der ältesten Sprachen mit sich bringt; welchen Doppelsinn er als „Krankheit der Sprache“ bezeichnete.

Ich will nun keineswegs leugnen, dass viele von den Resultaten der obengenannten wissenschaftlichen Grössen wahr, ja selbst von bedeutender Tragweite sind, wie ich gleichfalls der Ueberzeugung bin, dass diese ihre Methode zuverlässig ist, wo es sich darum handelt, die ersten Fassungen der verschiedenen mythischen Vorstellungen von ihren spätern complicirten Formen zu trennen. Aber es bleibt doch bei allen diesen schon erwiesenen That-sachen, und bei allen, welche die vergleichende Sprachwissenschaft noch in Zukunft bei andern Völkern, wie sie es zum Theil schon gethan hat, ans Licht bringen wird — es bleibt, behaupte ich, noch zu erklären, warum der Mensch den elementaren Naturerscheinungen, auf welche die sprachlichen Wurzeln des Mythos hinweisen oder den vielgestaltigen Metaphern nach Max Müller's Lehre in der That sein eigenes Leben einhauchte und ihnen Sinneswahrnehmung und Fähigkeit zu Empfindungen und Vorstellungen, gleich den seinen, zuschrieb. Diese Frage scheint mir von ihnen nicht

gelöst zu sein; sie blieben vielmehr bei dem ersten allgemeinem Resultat ihrer Untersuchungen stehen und begnügten sich mit der Annahme, dass die menschliche Natur es liebt, sich selbst in der Aussenwelt zu objectiviren.*

Dieser Erklärungsversuch wurzelt in einer wohlbe-
gründeten und allgemein gültigen Thatsache, aber er
erklärt nicht diese Thatsache selbst. Mit einem Worte:
diese Thatsache, bei der man stehen blieb, ist noch
einer weitem Ableitung fähig, wie wir sehen werden,
und darum ist nach meiner Meinung die allererste
Quelle, aus welcher der Mythos wirklich fliesst, noch
nicht erschlossen worden.

Ferner lassen diese Theorien und Forschungsmethoden,
wenn sie uns auch den Schlüssel zu dem polytheistischen
Ursprung der verschiedenen classischen Göttersagen
geben, doch andererseits eine grosse Anzahl von spiri-
tistischen Mythen unerklärt, welche gerade nach den
Zeugnissen der Sprachwissenschaft ein höheres Alter
als die kosmischen besitzen. Sie mit den kosmischen
und meteorologischen Mythen aus einer Quelle abzu-
leiten, ist ganz unmöglich, da sie theilweise ältern,
theilweise aber auch jüngern Ursprungs als diese letz-
tern sind.

✓
* Vico sagte — und wie frühe! — „Der menschliche Geist
neigt von Natur dazu, sich ausserhalb des Körpers
sinnlich wahrzunehmen.“ Und an einem andern Orte:
„Die volksthümlichen Ausdrücke möchten Zeugnisse für
die alten Gewohnheiten der Völker sein, welche zur Zeit
der Bildung ihrer Sprachen bestanden.“ Ferner: „Leute,
die den natürlichen Zusammenhang der Dinge nicht kennen,
geben jedem Ding seine eigene Natur.“ Und vor-
her: „Die Physik der Unwissenheit ist eine volks-
thümliche Metaphysik, welche alle Dinge, deren Ur-
sache ihnen verborgen ist, aus dem Willen der Götter her-
vorgehen lässt.“ Und weiter: „Für Ungebildete oder auf
einer niedern Culturstufe stehende Menschen ist die ganze
Natur ein grosser belebter Körper, der Leidenschaften und
Affecte hat.“

Mustern wir nun die bekanntern unter den allgemeinen Anschauungen, welche augenblicklich über den Ursprung des Mythos im Umlauf sind, so kann man sagen, dass ausser dem schon erwähnten Systeme noch zwei andere durch den Namen und das Wissen ihrer Begründer den Blick auf sich lenken. Beide verzichten ebenso wenig wie die vorherigen auf die Hilfsmittel sprachvergleichender Untersuchungen, aber sie versuchen in noch höherem Maasse, alle im Wesen der menschlichen Natur wurzelnden Quellen des Mythos in eine einzige zu vereinigen, die Mythos, Religion, Glauben und Aberglauben ohne Unterschied von Zeit und Ort aus sich hervorgehen liess. Wengleich auch Deutschland, Frankreich und andere Nationen auf diesem Felde eine rühmliche Thätigkeit entwickelt haben, so ist es doch England, wo eine eigenthümliche Begabung dafür und die Ausdehnung seiner Besitzungen in allen Breiten solche Studien besonders begünstigte. Ich muss mich schon entschliessen, viele ausgezeichnete Leistungen dieser Nation, welche nur als Vorläufer zu betrachten sind, ganz zu übergehen, und wende mich gleich zu den beiden folgenden, als denen, in welchen die Arbeiten der andern mit der Aufstellung einer so gut wie neuen Theorie ihren Abschluss finden.

Man wird, glaube ich, hier leicht auf die Namen Tylor und Herbert Spencer rathen. Beide stellten — der eine in seinem umfangreichen Werk „Die Anfänge der Civilisation“ und in frühern Arbeiten, der andere in dem ersten Bande seiner „Sociologie“ und an andern Orten — eine für den Ursprung des Mythos allgemeingültige Theorie auf, welche auf die Thatsachen der Ethnologie, auf das psychologische Studium der Grundprobleme des menschlichen Geistes und endlich auf ein aus den allgemeinen Naturerscheinungen abgeleitetes Entwicklungsgesetz basirt ist.

Es ist nun in der That schwer, sich neben Herbert Spencer einen Gelehrten mit umfassenderer Begabung, grösserer Verstandesschärfe und Vielseitigkeit des

Wissens zu denken, Vorzüge, welche ihm bei einem gelehrten Schriftsteller den Beinamen eines modernen Aristoteles einbrachten und damit ein gewaltiges Lob, wenn man bedenkt, was für ein Wissen bei dem jetzigen Stand der Wissenschaft nöthig ist, um auch nur annähernd mit dem grossen Stagiriten verglichen werden zu können. Aber doch wage ich mit dem einem solchen Manne schuldigen Respect und mit der Bescheidenheit eines Schülers die Meinung zu äussern, dass Herbert Spencer's Versuch, die Lehre des Euemeros vom Ursprung der Mythen wenigstens theilweise in ihren Grundzügen zu rehabilitiren, kein glücklicher ist, und der Wissenschaft sogar nachtheilig werden kann. Denn nicht alle Mythen lassen sich auf historische oder persönliche Begebenheiten zurückführen, und andererseits liegt die ursprüngliche Bedeutung von vielen in der Bedeutung des Wortes so klar zu Tage, dass es unmöglich ist, sie aus einer andern Quelle, als der Personification von Naturereignissen abzuleiten. Endlich scheint es mir auch keineswegs so ganz gewiss, dass der Ursprung der Mythen, welche zunächst auf die dunkle Ahnung einer doppelten Persönlichkeit — in dem Schatten des eigenen Körpers, in den Bildern, die der Wasserspiegel zurückwirft, in dem Echo und bei den Traumbildern — zurückführbar sind — durchaus in dem Cultus der Verstorbenen wurzelt.

Ohne Zweifel ist der Cultus der Manen allgemein. Wie Geschichte, Sprachwissenschaft, Ethnographie bezeugen, ist er ausnahmslos bei jedem Volke von hoher oder niederer Culturstufe, des Alterthums oder der Neuzeit in Uebung gewesen. Aber wenn auch dieser Cultus überall als feststehender Gebrauch erscheint, so ist er doch in seiner Ausübung mit einer Menge anderer mythischer und abergläubischer Vorstellungen innig verflochten, welche eine Ableitung von diesem einen Cultus in keiner Weise gestatten. Der Manencultus ist wol sicher eine der ergiebigsten Quellen des Mythos, wie Spencer mit seinem umfangreichen Wissen und seinem gewaltigen

Scharfsinn gerade diese Hypothese in unvergleichlicher Weise durchgeführt hat. Sein Buch ist — und nicht nur in dieser Hinsicht — ein Meisterwerk analytischer Behandlung, wie alle Erzeugnisse seines seltenen Geistes.

Aber wenn auch die Richtigkeit seiner Theorie in den meisten Punkten bewiesen wäre, so kehrt doch immer die Frage wieder: wie kommt es, dass der Mensch die Verdoppelung seiner selbst in seinem eigenen Schatten, oder die Bilder der Träume, oder des Wasserspiegels, oder das Echo, oder endlich auch die Manen selbst als lebendige Persönlichkeiten auffasst?

Tylor entwickelt seine Theorie directer und dabei ausführlicher. Geist, ungewöhnliches Wissen und eine gesunde Kritik gingen ihm nicht ab, und seine Arbeit wird immer eins der hervorragenderen Denkmäler in der Geschichte des menschlichen Denkens bleiben. Auch er gehört der entwicklungsgeschichtlichen Richtung an und sein Buch ist ein mächtiger Zeuge für die Richtigkeit ihrer Grundsätze. Scharfsinnig entwickelte er, von den ersten Keimen des Mythos ausgehend, von dem einfachern vielgestaltigen Fetischdienst aller Rassen Schritt für Schritt jene noch rohen, aber complicirtern und anthropomorphen mythischen Anschauungen bis zu den Grenzen der naturwissenschaftlichen Forschung. Er lässt mehrere Quellen des Mythos in der menschlichen Natur zu, normale und anormale, aber zuletzt entscheidet er sich doch dafür, dass sie alle jener eigenthümlichen, spontanen Thätigkeit menschlichen Geistes, alle Dinge zu beleben, ihr Dasein verdanken, weshalb sein Grundprincip den Namen „Animismus“ erhielt. Es ist unnöthig, auf die Vorzüge dieses gelehrten Werkes besonders hinzuweisen; sein Ruhm ist für immer begründet und es kann denjenigen nicht genug zum Studium empfohlen werden, welche sich über diese Dinge näher unterrichten wollen.

Aber wenn ich auch in dem allgemeinen Princip, welches die einheitliche Grundlage jeder mythischen Vorstellung bildet, mit ihm übereinstimme, muss ich

— doch immer wieder fragen: woher kommt es, dass der Mensch jeden Gegenstand seiner Umgebung belebt, und welches ist der tiefere Grund dieser ganz allgemeingültigen Thatsache? Der bewundernswürdigen ethnographischen Belesenheit unsers berühmten Autors gelingt die Beantwortung dieser Frage ebenso wenig wie seiner scharfsinnigen Analytik; unser Problem bleibt auch hier ungelöst.

Aus dem Besprochenen erhellt, dass die Lehre vom Mythos und seinem Ursprung, wenn auch erst neuerdings und auf verschiedenem Wege, doch wirklich Fortschritte und sogar bedeutende gemacht hat. Unbekümmert um phantastische Hypothesen und mehr oder minder ideale Systeme, unbekümmert um den Kampf, der mit solchen Mitteln für und gegen unwissenschaftliche Theorien geführt wurde, hat sie an der Hand eigener Methoden und unbefangener Untersuchungen eine sichere Grundlage gewonnen. Wir sind den Thatsachen, welche diese bilden, jetzt nahegekommen, aber doch ist, wenn ich mich nicht irre, jene einheitliche Erklärung und die tiefere Begründung dieser Erklärung noch nicht gefunden: warum nämlich der Mensch alle Naturerscheinungen personificirt und sich selbst in ihnen objectivirt, zuerst unbestimmt, später ganz anthropomorphisch, und so die Welt allmählich nach seinem Bilde gestaltet.

Wenn es uns gelänge, dieses schwierige Problem zu lösen, würde sich daraus ein wichtiger Gewinn für die Wissenschaft und für den Fortschritt speciell dieser Studien ergeben: die Assimilirung und Identificirung aller Quellen des Mythos, mögen sie normaler oder anormaler Natur sein, in einer einzigen. Mit der Behauptung, dass der Animismus das allgemeine Princip des Mythos ist, sind dessen verschiedene Quellen noch nicht auf einen einheitlichen psychisch-organischen Act zurückgeführt, vielmehr bleiben ihre einzelnen Schöpfungskreise so getrennt wie vorher. Ein solcher Act ist erst gegeben, wenn sich die directe Personification der Natur-

erscheinungen, die indirecte der Metaphern, die Belebung des eigenen Schattens wie der Spiegelbilder und Träume, der Glaube an die Wirklichkeit der normalen Illusionen, der anormalen Hallucinationen, des Deliriums, des Wahnsinns, überhaupt aller der so mannichfaltigen Geistesstörungen, auf einen einheitlichen allumfassenden causalen Act der geistigen Thätigkeit zurückführen lassen. Es muss gezeigt werden, wie und warum sich im Menschen die Möglichkeit findet, alle diese Formen des Mythus in einem Bilde zu verkörpern, das als ein lebendiger und persönlicher Theil der Aussenwelt gedacht wird. Wenn es uns glücken sollte, hierauf eine den Anforderungen der Wissenschaft genügende Antwort zu geben, so würden wir nicht nur für den weiten Formenkreis von Mythen, wie sie normalen und anormalen Bedingungen des menschlichen Geistes entspringen, einen in diesem Grundprincip einheitlichen Mittelpunkt gefunden, sondern dasselbe auch analytisch begründet haben.

Ich habe sicher keine so hohe Meinung von meinen Kräften und weiss besser als jeder meiner Kritiker, wieviel mir zur Erreichung des hohen Zieles fehlt; aber einen bescheidenen Versuch zu wagen, stets bereit, wohlgemeinte und geziemend vorgebrachte kritische Rathschläge zu beherzigen, ist weder tadelnswerthe Ueberhebung, noch eitle Vermessenheit.

Aber auch hiermit sind, wie ich zu meinem Bedauern sagen muss, die Unterschiede meiner Theorie des Mythus von der anderer noch nicht erschöpft. Ich bin noch nicht befriedigt, wenn es mir gelingt, jenen primären Act der menschlichen Seelenthätigkeit, aus der die allgemeine Belebung aller Dinge hervorgeht und den Stoff für die spätere intellectuelle und historische Entwicklung der Mythen liefert, näher zu kennzeichnen. Es ist klar, wenigstens für alle, die nicht in alten Traditionen befangen sind, dass der Mensch ein Glied des Thierreichs ist. Anatomie, Physiologie und Psychologie des Menschen, mit dem der übrigen Thiere ver-

glichen, sprechen laut und unwiderleglich einer engen Verwandtschaft in Bildung, Geweben, Organen und Functionen, aber auch in den Verstandeskraften das Wort. Allein diese Wahrheit, das Resultat des Experiments und der einfachen Beobachtung, müsste schon zu der Ueberzeugung führen, dass alle Wesen von einer einzigen Stammform ihren Ausgangspunkt genommen haben.

So müssen die nur wenige Jahre alten Entdeckungen von unzweifelhaften Umbildungen, von Uebergängen zwischen paläontologischen Formen, die embryologische Entwicklung aller Thiere, mit Inbegriff der Menschen, welche je nach den verschiedenen Species in den successiven Differenzierungsstufen des Embryo uns die niedrigen Typen enthüllen, von denen sie abstammen, die mächtigen und unbestreitbaren Selectionsgesetze, die Anpassung der verschiedenen Organismen und der Einfluss der Isolirung, alle diese Beweisgründe müssen, sage ich, für jeden, der nicht in den Vorurtheilen einer Schule oder Sekte befangen ist, diese Hypothese fast zur Gewissheit machen. Und wenn zur Erklärung des unermesslichen Formenkreises der organischen Schöpfung, welchen Raum und Zeit uns zeigt, kein anderes Mittel sich vernünftigerweise darbietet als eben diese Theorie, für welche von Tag zu Tag ein grösseres thatsächliches Beweismaterial aufgehäuft wird — man müsste denn etwa ein Wunder annehmen, das noch viel schwieriger zu begreifen wäre als die Schwierigkeiten der entgegenstehenden Doctrin — so scheint mir doch kein Zweifel mehr erlaubt zu sein.

Ich gebe ja zu, dass zum vollständigen Beweis dieser Theorie noch Zeugnisse ausstehen, und dass die Lücken der fossilen und lebenden Faunen und Floren weder an Zahl noch an Bedeutung gering sind; aber andererseits mehren sich die Zeugnisse und werden die Lücken von Tag zu Tag ausgefüllt und man kann wol voraussagen, dass auf ein oder die andere Weise, vielleicht auf theilweise andere, als die heute maassgebenden Beweise gestützt, das grosse rationelle Entwicklungs-

princip in kurzer Zeit siegreich seinen Platz für alle Zukunft erobert haben wird.

Es sind jetzt mehr als zwanzig Jahre, dass wir uns auf Grund selbständiger Studien zu dieser Lehre bekennen, wie wir auch verschiedenemale Arbeiten zu ihrem Gunsten veröffentlicht haben. Mit welcher Gewissenhaftigkeit und Wahrheitsliebe wir auch dem Studium der entgegengesetzten Theorie obgelegen und unparteiisch ihre Bedeutung abzuschätzen versucht haben, dennoch konnten dieselben uns von unserer Ueberzeugung nicht abbringen, in welcher wir im Gegentheil durch die Fortschritte der physischen, biologischen und socialen Wissenschaften immer mehr bestärkt wurden.

Doch glaube man nicht, dass ich meine Ideen — die vielleicht irrthümlich sind — als Dogma aufdrängen will, ich behaupte nur, dass die jüngsten Errungenschaften der Wissenschaft mit den Thatsachen nicht in Widerspruch stehen. Offener Ausdruck seiner Ueberzeugung beleidigt niemand und kündigt keinem andern Bekenntniss *a priori* den Krieg an. Immer ist es erlaubt, seine eigenen Ideen zu haben, wenn sie mit der nöthigen Bescheidenheit geäußert und mit leidlichen Kenntnissen begründet werden.

Dies vorausgeschickt, ist es für diejenigen, welche den modernen Theorien über die Genese der organischen Welt huldigen, ferner auch unzweifelhaft, dass in vielen und wichtigen Punkten Aehnlichkeit und selbst Identität psychischer Elemente zwischen dem Menschen und den Thieren in der Art ihrer Sinneswahrnehmung, ihrer Verstandesthätigkeit und ihrer Gemüthsbewegungen existirt. Die vergleichende Psychologie der Thiere und der Menschen zeigt zur Genüge, dass die Sinnesempfindungen bei den höhern Thieren vermittelt derselben Organe und auch auf ganz dieselbe Weise zu Stande kommen, und die Entstehung, der Gang und die Association von Vorstellungen und Gemüthsbewegungen sind ebenso vollkommen identisch. Auch kann man keineswegs leugnen, dass Gedächtniss, ein geringer Grad

von Urtheil und vernünftigem Handeln, Inductions- und Deductionsschlüsse, Leidenschaften, Geberdensprache als Ausdruck von Gemüthsbewegungen, bei den socialen Geschöpfen vielfach auch gemeinsame Handlungen zu demselben Zwecke, klar bei den Thieren zu Tage treten. Das Thier kann daher, besonders in den höhern Ordnungen, mit einem sozusagen unentwickelten und einfachen Menschen verglichen werden, während im Gegensatz dazu der Mensch durch seine weitere physisch-organische Entwicklung ein entwickeltes und doppeltes Thier ist.*

In meinem Buch „Ueber das Fundamentalgesetz der Intelligenz im Thierreiche“** versuchte ich für diese wichtige Wahrheit den Beweis zu liefern und ein Princip aufzustellen, welches für die psychische und die gemüthliche Thätigkeit der Thiere allgemeingültig ist, weil es ihre überall wiederkehrenden wesentlichsten Bestandtheile zu erklären vermag. In diesem nach meiner Meinung unanfechtbaren Gesetze glaube ich mich von der Wahrheit nicht zu weit entfernt zu haben, da, abgesehen von ehrenvollen Anerkennungen von seiten hervorragender Gelehrten, die Einwürfe, welche gegen einige Theile meiner Theorie, wenn auch von der competentesten Seite, gemacht worden sind, mich nicht zu überzeugen vermochten. Ich behaupte (ich wiederhole meine Schlussfolgerungen, weil ich sie für die Theorien, welche ich in dieser Arbeit über den Ursprung des Mythos entwickeln werde, nöthig habe), dass, wenn man die Fähigkeit zu Sinneswahrnehmungen, zu Verstandesthätigkeit und ihren spontanen Aeusserungen, ebenso wie ihre psychischen Grundlagen richtig würdigt, eine vollkommene Identität zwischen Mensch und Thier besteht,

* In Bezug auf die so wichtigen Geistesphänomene der Thiere in ihren Naturstaaten vergleiche man unter andern das scharfsinnige und gelehrte Werk von A. Espinas, *Des sociétés animales: étude de psychologie comparée*. (2. Aufl., Paris 1879).

** Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 36. Bd.

und dass die Verschiedenheit und das Uebergewicht des erstern über die letztern nicht in einer neuen Seite der geistigen Thätigkeit, sondern in einem Bewusstsein dieser von sich selbst besteht, eine Bestätigung des alten Wortes: *Homo duplex*!

Und in der That, wenn das Thier wahrnimmt, begreift, sich erinnert und anderes mehr, was schlechterdings unbestreitbar ist, so kann der Mensch wahrnehmen wollen, sich erinnern wollen, über jede seiner Thätigkeiten und Functionen vernünftig entscheiden wollen, weil er nicht nur die directe und spontane Anschauung von sich und der Aussenwelt, die auch alle Thiere haben, besitzt, sondern auch einer Anschauung dieser Anschauung selbst fähig ist, was seine ganze psychische Thätigkeit in sich verdoppelt. Und den letzten Grund für diese Einkehr bei sich selbst und der Anschauung der Dinge fanden wir in der vollkommenen Entwicklung seines Willens, welcher nicht allein seinen Körper und dessen vielfache Beziehungsfunktionen, sondern auch selbst den Complex seiner psychischen Thätigkeiten beherrscht. Eine, wenn ich mich nicht täusche, vorher noch nicht beobachtete Thatsache von der grössten Wichtigkeit. Sie zeigt uns klar, dass der Unterschied zwischen dem Menschen und den andern Thieren nicht in einer elementaren Verschiedenheit der Seele, sondern vielmehr in einem Bewusstsein dieser von sich selbst besteht; eine Eigenthümlichkeit, welche sicher in der innersten organischen und physiologischen Zusammensetzung des Gehirns bedingt ist.

Wenn man mir einwirft, dass wissenschaftliche Tradition ebenso wie die allgemeine Meinung immer das Bewusstsein als die fundamentale Verschiedenheit zwischen Mensch und Thier betrachtet hat und dass deshalb unser Princip nicht neu ist, würde man, glaube ich, nicht wenig fehlgehen. Das Bewusstsein, als innere Thätigkeit der Seele, entging gewiss nicht der Beobachtung der Psychologen aller gebildeten Völker, noch der instinctiven eines jeden Menschen; und es konnte

ja nicht anders sein, da das Bewusstsein eine der Erscheinungen ist, welche den Menschen bei jeder Selbstbetrachtung zuerst entgegentreten. Aber wenn auch die thatsächliche Existenz des Bewusstseins als nothwendige und charakteristische Eigenthümlichkeit des menschlichen Denkens wol bemerkt und dasselbe sogar von vielen einer nähern Prüfung unterzogen und theilweise in seine Bestandtheile zerlegt wurde, kam es nie zu einer Erklärung seiner Genese, wurde nie sein letzter Grund aufgedeckt. Wir gingen unsererseits darauf aus, diesen letzten Grund zu finden, und erkannten ihn in der Herrschaft des Willens über alle die Vorgänge, welche in ihrer Gesammtheit die Seele des Menschen bilden, und diese unterscheidet sich von der der Thiere also nur durch diese Thatsache der innern Anschauung, dass sie alle ihre Acte selbst betrachten und prüfen kann, womit ihre Thätigkeit folgerichtig sich verdoppelt. Bei den Thieren bleibt die Seele einfach und wirkt direct auf den Körper und die Aussenwelt nach ihrer verschiedenen Gestaltung und ererbten Instincten, während sie beim Menschen mittels einer solchen höchsten Thätigkeitsäusserung wieder auf sich selbst zurückgeht und so die Fähigkeit zu wissenschaftlicher Beobachtung und Reflexion erzeugt.

In den psychischen Eigenschaften selbst fanden wir aber keine Kluft zwischen Mensch und Thier, und konnten im Gegentheil mit vielen Beweisen die Identität der Seelenthätigkeit in ihren Grundzügen bis ins Einzelne verfolgen. Der Unterschied beruht also allein in einem an sich selbst vollzogenen Acte der Seele selbst. Eine solche Doctrin durchbricht in keiner Weise die natürliche Entwicklung und die Genese des Thierreichs, sondern zeigt uns die unbestreitbare Sonderstellung des Menschen nur im Lichte einer Eigenthümlichkeit, welche uns die neue rationelle Potenz, die mit ihm in die Welt kam, wie mir scheint, verständlich machen kann.

Ich darf nicht verschweigen, dass, als ich von der Seelenthätigkeit als einer Kraft sprach, die ihr eigenes

Gesetz in sich trägt, ich nach der Meinung eines meiner gelehrtesten und competentesten Beurtheiler dieser Thätigkeit eine gleichsam reale von den physiologischen Bedingungen, unter denen sie sich äussert, unabhängige Existenz, eine sozusagen mythische Persönlichkeit im Weltganzen zugeschrieben hätte; eine ganz irrtümliche Behauptung; wenn sie wirklich von mir herührte und ich nicht vor dieser Illusion vielleicht noch mehr als andere zurückscheute, wie man auch in dieser Arbeit sehen wird. Ich will damit auch nicht jene verdächtigen, welche den zweifelhaften Sinn dieser Stelle richtig zu deuten versuchten, sondern fühle mich im Gegentheil durch ihre freundlichen Bemühungen im höchsten Maasse verpflichtet und geehrt. Ich glaube, dass die Schuld grösstentheils auf meiner Seite war, indem ich der grössern Kürze zu Liebe meine Meinung nicht hinreichend bestimmt auseinandergesetzt habe. Für mich findet jede psychische Aeusserung nicht im Organismus, um mich wissenschaftlich auszudrücken, ihre Bedingungen und wird durch diese Bedingungen physiologisch ermöglicht, sondern ich schreibe ihr ein gleiches Wesen wie den andern sogenannten Naturkräften zu, wie z. B. den Aeusserungen des Lichtes, der Elektrizität, des Magnetismus und so fort. Wenn die Physiker von diesen als Kräften sprechen, und sie um einen kurzen und bezeichnenden Ausdruck dafür zu haben, das Wort „Kräfte“ gebrauchen, als ob es sich wirklich um reale Substanzen handelte, so glauben weder sie, noch andere, dass sie es darum sind. Jedermann weiss, dass man mit diesem Wort das Auftreten specieller Erscheinungen unter bestimmten Umständen bezeichnet, welche sich durch die Art und Weise ihrer Aeusserungen unter einen generischen Begriff zusammenfassen lassen, welche immer unter gleichen Umständen in gleicher Art sich äussern und daher von andern unterschieden werden können, die das Experiment in gleicher Weise zusammenfassen lehrt. Dieser Umstand zeigt, dass solche Erscheinungen nicht das wirkliche Vorhandensein von Kräften

beweisen sollen, neben und unabhängig von der Materie, an die gebunden sie sich äussern; es sind vielmehr nichts weiter als bestimmte und bestimmbare Bewegungen, Actionen und Reactionen der Elemente des Weltalls. Wenn der Magnetismus äusserlich sich an bestimmten Elementen zeigt, besondere Aeusserungen und besondere Effecte im Verhältniss zu denen anderer Kräfte hat, so folgt daraus noch nicht, dass er substantielle Wesenheit besitzt und gleichsam als Person hinter seinen Phänomenen steht, sondern es heisst vielmehr, dass die Elemente unter bestimmte Bedingungen versetzt, ihrerseits Reactionen zeigen, welche wir als Naturerscheinungen wahrnehmen und als magnetische oder Magnetismus zusammenfassen. Und so verhält es sich mit allen andern.

Etwas anderes habe ich nun auch nicht im Sinne gehabt, wenn ich ganz allgemein von einer psychischen Kraft sprach. Ich wollte aus ihr keineswegs eine persönliche und substantielle Einheit des Weltalls machen, sondern damit nur sagen, dass zu den Aeusserungen der verschiedenen Naturkräfte, nach dem, was ich darunter verstehe, auch die psychische gezählt werden muss, welche durch eigene Aeusserungen und Gesetze charakterisirt wird und, wie ich zeigte, in ihrer Thätigkeit einer der mächtigsten Weltfactoren ist. Wenn auch diese Kraft, um es noch einmal zu sagen, nach den mehr oder minder vollkommenen Organismen, in welchen sie sich äussert, die grössten Verschiedenheiten zeigt, so lässt sie doch wieder eine Gesetzmässigkeit und eine Beschaffenheit erkennen, welche in ihren Grundzügen bei dem einfachsten wie bei den complicirtesten Geschöpfen in derselben Weise wiederkehrt. Bei allen andern Naturkräften findet dies in gleicher Weise statt: auch diese haben bei aller Verschiedenheit ihrer von den gegebenen Bedingungen abhängigen Aeusserungen Gesetze und bestimmte Grunderscheinungen, die eine Verwechselung mit andern unmöglich machen. Alle diese Kräfte stimmen, obgleich in ihren besondern Aeusserungen

wol verschieden, darin doch wieder überein, dass sie alle nur nach Qualität, Quantität und Rhythmus verschiedene Bewegungserscheinungen sind, und verschmelzen so zu der unendlichen und ewigen Einheit, die das Leben des Universums ausmacht. Aber weder hier noch dort konnte auf das höchst schwierige Problem der postindividuellen Persönlichkeit des Menschen näher eingegangen werden.*

Da also zwischen Thier und Mensch Verwandtschaft, Identität und genetischer Zusammenhang der Psyche vorhanden ist, kann man solchen Zusammenhang auch unmöglich für die Bethätigung der Sinnesempfindungen und des Verstandes- und Gemüthslebens leugnen. Diese Thatsache wird ja auch von denen als sicher angenommen, denen sonst die Theorie eines genetischen Zusammenhanges höchst unbequem ist, und es gibt keine Schule, welche diese Wahrheit jemals bestritten hätte. Ist dies aber wahr — wie nichts wahrer sein kann — so müssen wir, die wir uns mit der Genese des Mythos und also mit seinem allereinfachsten Ursprung beschäftigen, zu finden suchen (sicher mit neuen, aber mit der Entwicklungstheorie nicht im Widerspruch stehenden Mitteln), ob der erste Keim dieser Vorstellungen sich in seinen wesentlichen Elementen nicht schon im Thierreich findet, bevor sie sich in ihrer fetistischen und anthropomorphen Gestalt im Menschen entwickeln. Eine schwierige, aber nothwendige Untersuchung, zu der mich die Entwicklungstheorie, wenn ich sie richtig verstehe, ebenso nöthigt, wie die allgemeine Logik der Natur.

* In einem frühern Aufsatz über das Grundgesetz des Geisteslebens im Thierreich sagte ich: „— die Philosophie kann nichts anderes sein, als die Wissenschaft von der psychischen Thätigkeit der Thiere und speciell des Menschen in Beziehung zu den Organismen, in welchen sie sich äussert, und in Ansehung ihrer potentiellen Bedeutung als kosmische Factoren in dem harmonischen Ganzen der Naturkräfte.“

Nimmt man den Mythos nur in seiner spätern Entwicklung beim Menschen, so wäre es zweifellos ein höchst abgeschmacktes Beginnen, bei Thieren Aehnliches finden zu wollen, da diesen die dazu nöthigen logischen Fähigkeiten vollkommen abgehen. Aber wenn man im Gegentheil den ersten, spontanen und directen Elementen des Mythos, als Producten der unentwickelten thierischen Gemüths- und Verstandesäusserungen, auf die Spur kommen will, so ist eine solche Untersuchung nicht allein nicht fruchtlos, sondern gar nicht zu umgehen. Gleiche Instrumente müssen auch gleiche Effecte geben.

Nun sagten wir oben, dass die von allen bemerkte und als Quelle des Mythos in seinen wesentlichen Bestandtheilen anerkannte Thatsache die Personification oder die Belebung aller Erscheinungen der Aussenwelt, und deren des innern Lebens, der Illusionen, der Träume und der Hallucinationen ist. Nun sind alle darin einig, dass diese „Belebung“ kein Product des Nachdenkens und der Ueberlegung ist, sondern ein spontaner und unmittelbarer Seelenact, der wohlverstanden in ihren Elementen, also auch in der Sinneswahrnehmung und den Gemüthsempfindungen sich vollzieht. Von diesem Standpunkt aus erscheint es dann vollkommen klar, dass eine solche beständige undeutliche „Belebung“ der Aussenwelt sich auch bei den Thieren und speciell bei den höhern finden muss, wo alle Seiten des Geisteslebens mit denen des Menschen bis auf ihren niedrigeren Entwicklungsgrad identisch vorhanden sind. Und schliesslich ergibt sich, was anfangs eine verkehrte Behauptung schien, im Gegentheil als natürliche Folgerung von selbst, und befremdend und unerklärlich bleibt nur, dass man darauf nicht schon längst gekommen ist.

Wir erklärten aber gleich, dass dieses Grundprincip noch einer weitern Begründung fähig ist und dass die Wissenschaft darum nicht bei ihm stehen bleiben darf, sondern sich bemühen muss, es zu diesem Zwecke in seine Bestandtheile aufzulösen, um sagen zu können,

dass wir zu dem wirklichen Ausgangspunkt des Mythos gelangt sind. Da wir dieses Ziel nicht erreichen können, ohne dieses Grundprincip analytisch zu zerlegen und da die Seele in ihren wesentlichen Bestandtheilen und in ihren ursprünglichen und einfachen Lebensäusserungen bei Mensch wie bei Thier als dieselbe erscheint, so müssen wir mit unserer Untersuchung bis auf ein thierisch-psychisches Grundprincip vorzudringen suchen, um zu sehen, ob in diesem Princip, das natürlich mit dem des Menschen identisch sein muss, sich uns das schöpferische Element des Mythos enthüllt.

Eine solche Untersuchung wird, wie wir sehen werden, und vorausgesetzt, dass ich mir nicht zu viel zutraue, unerwartete Wahrheiten zu Tage fördern, nämlich das allgemeine Gesetz nicht nur des äussern Fortschritts der Wissenschaft und des Mythos allein, sondern der Civilisation.

Von dieser tiefverborgenen und weithin verzweigten Grundlage aus müssen wir dann den Ursprung, die Entwicklung und zuletzt das langsame Erlöschen des Mythos stufenweise verfolgen. Und da unser Ziel nicht nur der Mythos, sondern auch die Wissenschaft und die wechselseitigen Beziehungen in der Entwicklung beider ist, so müssen wir beide Schöpfungen des menschlichen Geistes mit möglichster Kürze in dieser Arbeit zu verfolgen suchen und den Ursprung und die Bedingungen näher ins Auge fassen, unter denen die eine entsteht und allmählich unter dem triumphirenden Vordringen der andern wieder in sich vergeht. Wir müssen also nicht nur Entwicklungsgang und Umbildung der Religionen beachten, sondern auch den der Wissenschaft, wie dieselbe in den philosophischen Systemen aller Zeiten, in Einzelfunden, wie in den genialen Entdeckungen von grosser Tragweite und in den bewunderungswürdigen Fortschritten der modernen Naturwissenschaften sich uns enthüllt. Ein weites Feld, für das wir uns anstatt der hier nöthigen Vertiefung auf eine geringe Seitenzahl beschränken müssen. Aber da wir

bei den Lesern wol Bekanntschaft mit den äusserlichen Thatsachen der Geschichte des menschlichen Geistes und der socialen Entwicklung der Völker voraussetzen dürfen, so werden wenige Andeutungen oder Schlussfolgerungen genügen, um im einzelnen Falle die geistige Bedeutung eines Ereignisses feststellen zu können und die wissenschaftliche und Civilisationsstufe eines jeden Volkes in ihrem Verhältniss zu der Entwicklung des Mythos und der Wissenschaft zu würdigen.

Von Studien, die mit einer solchen Methode unternommen werden, lässt sich auch eine grosse Bereicherung der Sociologie, oder der Wissenschaft von der Genese, der Constitution und der langsamen Entwicklung der menschlichen Gesellschaft erwarten. An Begabung, Schöpfungskraft, Leistungsfähigkeit, Formensinn und Lebensdauer von Natur verschieden, durchlaufen die verschiedenen Völker auf verschiedene Weise den mythisch wissenschaftlichen Cyklus, dessen sie fähig sind. Es wäre aber in der That schwer, einen klaren Begriff von der allgemeinen Entwicklung des Mythos und der Wissenschaft zu bekommen, wenn es nicht eine in ihrer psychisch-organischen Leistungsfähigkeit bevorzugte Rasse gäbe, welche von ihrem ersten Auftreten bis auf heute unbeschadet eines im einzelnen häufigen Stillstandes doch im ganzen immer fortgeschritten ist und uns so in sich das lange historische Drama der Entwicklung darstellte. Während andere Rassen, Völker oder Stämme im Kampf ums Dasein verschwanden oder aus Unfähigkeit zu höherer Entwicklung auf einer verhältnissmässig niedrigen Culturstufe stehen blieben, so dass man an ihnen unmöglich die successive Entwicklung des Mythos und der Wissenschaft darlegen könnte, zeigt uns die arische Völkerfamilie — zu der, wie ich glaube, ursprünglich auch die Semiten gehörten* —

* In Bezug auf die ursprüngliche Einheit der Ario-Semiten verweise ich auf die Arbeiten des grossen Linguisten und Philologen I. G. Ascoli und anderer.

den ganzen Gang einer solchen complicirten Entwicklung in ihren einzelnen Stufen und lässt gewiss noch keine Anzeichen zum Verschwinden erkennen, sondern erfreut sich im Gegentheile einer Lebenskraft, welche durch intellectuelle und materielle Errungenschaften, wie durch den Wohlstand einer mächtigen Civilisation, noch täglich wächst und damit auf eine unbegrenzte Lebensfähigkeit, auf Culturstufen hindeutet, welche vorauszu sehen uns nicht gegeben ist; wenn nicht etwa widrige kosmische oder tellurische Ereignisse sie in ihrem Laufe hemmen oder vernichten sollten.

Vergleichen wir diese Rasse mit sich selbst während der verschiedenen Epochen und in den verschiedenen Völkern, welche ihren reichen Stammbaum bilden, und stellen wir ihr zugleich andere Rassen in verschiedenen Stadien von den rohesten bis zu den cultivirtesten gegenüber, so wird es gelingen, sich eine klare Vorstellung von der Genese und der allmählichen Entwicklung des Mythus und der Wissenschaft, deren das Menschengeschlecht fähig ist, zu bilden und so das Grundgesetz, welches sie beherrscht, zu verstehen. Dieses Studium lehrt uns auch, dass das Wesen des Menschen, möge man es nun vom Standpunkte der Monogenisten, oder von dem der Polygenisten auffassen, jedenfalls in seiner psychisch-physischen Grundlage dasselbe ist. Denn bei allen Völkern ohne Unterschied sind, wie die vergleichende Ethnographie zeigt, erster Ursprung des Mythus, Anfang der Verstandesthätigkeit und ihre weitere Entwicklung bis zu einem gewissen Grade vollkommen identisch. Alle fingen bei denselben Lebensäusserungen des Mythus an, dessen erste Schöpfungen dann nach dem logischen Kanon des Denkens, welcher auch der der Wissenschaft ist, theils durch Sonderung, theils durch Zusammenfassung weiter entwickelt wurden, hier zum Fetischismus, dort zum Polytheismus, bei allen jedoch mit einer Neigung zum Monotheismus, wenngleich einige denselben nur ziemlich undeutlich durchblicken lassen.

Wer andererseits den Mythos als einen spontanen Effect, wie wir sagten, der Seelenthätigkeit und als eine Function, die mit Nothwendigkeit aus ihrem ursächlichen Acte folgt, ansieht, könnte meinen, dass der Mythos kein Ende hätte, dass das Menschengeschlecht selbst in seinen auserwähltesten und lebenskräftigsten Vertretern immer in dieser ursprünglichen Illusion leben und jeder Mensch wieder für sich seinen eigenen Mythencyklus beginnen müsste. Die Geschichte zeigt uns indess das Gegentheil, nämlich ein langsames Erlöschen der mythischen Thätigkeit, wenn sie nicht vielleicht schon ganz verschwunden ist, und dieses Resultat hätte nie erreicht werden können, wenn der Mythos aus einer nothwendigen Seelenfunction hervorginge.

Diese Frage soll unser Buch beantworten; doch können wir, die wir heute diesseit des Wendepunktes stehen, versichern, dass wenn die mythische Thätigkeit an einer Stelle, und in einigen Formen und Stoffen abnahm, sie darum, wie wir sehen werden, keineswegs auch an andern Punkten aufhörte, sondern dafür in andern Formen und Stoffen sich erging. Die cultivirten und uncultivirten Völker sind noch heute grösstentheils in sehr altem Aberglauben befangen, wie nicht nur jeder aus eigener Erfahrung weiss, sondern auch bewährte Autoren aller civilisirten Nationen Europas in einer Reihe von trefflichen Arbeiten gezeigt haben, und auch der einzelne Mensch beginnt in den ersten Tagen und Jahren seines Lebens seinen eigenen Mythencyklus. Wer Kinder zu seinem besondern Studium gemacht hat, weiss dies sehr wohl, und es ist hier eine neue Wissenschaft, wie man es nennen kann, die Psychologie des Kindesalters, durch die Verdienste eines Taine, Darwin, Perez und anderer im Entstehen begriffen.

Noch weiter werden wir zeigen, dass die wissenschaftliche Thätigkeit, welche durch Verdoppelung, sozusagen, aus jener mythischen, mit der sie ursprünglich vollkommen verschmolzen ist, sich entwickelt, jene pri-

märe Function in derselben Weise leitet und berichtigt, wie die Vernunft dies mit den Sinnestäuschungen thut, und hieraus geht dann der wirklich vernünftige Mensch, wie der Fötus aus seinen Eihäuten, aus jener primären mythischen Verhüllung an das Licht der Wahrheit hervor.

Die Wichtigkeit, die das Studium des Ursprungs des Mythos für die tiefere Kenntniss des Menschen hat, wird wol allgemein zugegeben. Die Ethnographie und Anthropologie, wie die biologischen Wissenschaften im allgemeinen haben in der Neuzeit nicht nur über die Genese der organischen Körper, der Thiere und der Menschen weithin Licht verbreitet, sondern auch für die psychologischen Untersuchungen, für die Berührungspunkte, welche die Psychologie mit allen diesen Wissenschaften und mit den physischen Grundgesetzen der Welt hat, vielfach bewunderungswürdige Aufschlüsse geliefert. Die mythische Thätigkeit des Menschen und ihre Producte finden zum grössten Theil durch jene Wissenschaften ihre Erklärung, da sie ihrer physiologischen Grundlagen wegen auf den Modificationen basiren, welche die so zahlreichen natürlichen organischen und klimatologischen Ursachen an den Individuen oder Völkern herbeiführen. Spencer hat in den ersten Kapiteln seiner Sociologie meisterhaft den verschiedenen Einfluss des Klimas, seiner Eigenheiten und Naturproducte auf die geistige Entwicklung der verschiedenen Völker des Erdballs gezeigt, weshalb wir den Leser auch auf sein Werk verweisen können. 15

Wir müssen also die Hülfsmittel aller dieser verschiedenen Disciplinen mit herbeiziehen, um die wahre Natur des Menschen und den Platz, welchen er wirklich unter allen lebenden Wesen einnimmt, zu erkennen. Der Mensch muss so betrachtet werden, wie man alle Naturproducte und Erscheinungen nur nach ihrem unmittelbaren Werthe betrachtet, nämlich, wie bei allen physischen und biologischen Wissenschaften mit Entäusserung jedes Vorurtheils oder jedes Glaubens an

übernatürliche Einwirkungen. Wir müssen ihn studiren, wie in der Physik die Körper und die Gesetze, denen sie unterworfen sind, in der Chemie die Gesetze der Bewegungen und Combinationen der Elemente und so fort, wobei jedoch immer ihre gegenseitigen Berührungspunkte und die höhern Einheiten, in denen sie aufgehen, im Auge zu behalten sind. Denn wenn es auch verschiedene Bewegungserscheinungen im Weltall gibt, so können doch ihre Aeusserungen und ihre Gesetze nicht ganz getrennt erforscht werden.

Die verschiedenen Wissenschaften sind nur subjectiv nothwendige Formen für den stufenweisen Fortschritt unserer Erkenntniss; es sind methodische Klassifikationen, welche keinem individuell-persönlichen Begriff in der Natur entsprechen. Alle sind Theile eines Ganzen und wieder das Ganze enthüllt sich in seinen Theilen, sodass sie sich in der Vorstellung wie in der Wirklichkeit wechselseitig bedingen. Wer dahin käme, das Weltproblem wirklich zu lösen, hätte in der einfachen Bewegung eines Atoms die Erklärung aller Gesetze und Erscheinungen und in dieser einen Bewegung würde Alles aufgehen. Schon ist man mit einigen Gesetzen bis hierher vorgedrungen, und daher darf auch das Studium des Menschen dieses Ziel nie aus den Augen lassen. Er muss als ein Product der Naturkräfte, mit welchen er unmittelbare Fühlung hat, betrachtet werden, das heisst, wenn er auch das Object eines besondern Studiums bildet, so entfernt er sich doch in seinen Elementen und in den Gesetzen ihrer Lebensäusserungen nirgends von dem allgemeinen System, inmitten dessen er lebt.

Man glaube auch nicht, dass solche Methoden und eine solche Doctrin jemals, wie man mit wachsendem Eifer auszuposaunen beliebt, die Grundlagen der Civilisation und die moralische Würde des Menschen, welche sie bilden muss, zerstören könnten, indem sie den Menschen aufs neue in den thierischen Zustand zurückversetzt. Ein solch grundloser Vorwurf ist gerade, wo

er aufrichtig gemeint ist, der glänzendste Beweis dafür, dass wir uns noch immer in dem mythischen Zeitalter des Geistes befinden; denn es ist eine mythische Idee, in deren Namen man uns entgegentritt und mit soviel Geschrei gegen die edle und unabhängige Erforschung der Wahrheit zu Felde zieht.

Die Resultate positiver und wirklich rationeller Wissenschaft können keineswegs die Grundpfeiler der Civilisation und des erlesenen Sinnes für das Gute, welchen sie begründen, stützen und vervollkommen muss, erschüttern. Es waren ja, wohlgemerkt, weder die rationelle Wissenschaft noch die Gesetze der Ethik, welche *a priori* die Normen eines rechtlichen und freien Zusammenlebens schufen, sondern die natürlichen Bedürfnisse des Zusammenlebens selbst führten den menschlichen Geist dazu, *a posteriori* dessen Gesetze zu construiren. Wenn eine Wissenschaft dann jene Gesetze theoretisch erklärt, ihren Geist und ihren Organismus vervollkommnet und sie auf immer höhere Gesichtspunkte erhebt, so waren es doch zuerst die natürlichen Bedürfnisse, welcher jedes Gleichgewicht, jedes System, jede harmonische Gruppierung der Associationen von Substanzen und Erscheinungen beherrschen, welche die ersten menschlichen Ansammlungen ermöglichte und die Beziehungen der einzelnen Glieder für einen gesicherten Bestand in Gegenwart und Zukunft gesetzlich heiligte. Eine spätere dem menschlichen Geiste eigenthümliche Reflexion errichtete dann auf dieser natürlichen Grundlage ein rationelles System des Zusammenlebens und bessert beständig an seinen Regeln und Formen.

Hieraus folgt aber, dass es nicht menschliche Willkür oder irgendwelche äusserliche mythische Potenz waren, die die Gesetze des öffentlichen und privaten Lebens angaben, sondern dass diese sich dem Menschen offenbarten, weil sie eine spontane Anwendung der Naturgesetze auf die Bedingungen sind, unter denen das sociale Leben möglich wird. Wenn also, wie es sich wirklich verhält und wie der Fortschritt menschlichen

Wissens und menschlicher Civilisation immer mehr bewiesen werden, die wahren und unveränderlichen Bedingungen der Möglichkeiten des Zusammenlebens und folglich auch der sie beherrschenden Gesetze urangestammte Producte der allgemeinen Naturgesetze sind, wie kann dann die Wissenschaft gleichsam den Schicksalsbeschluss in dieser Ordnung der Dinge vernichten und die menschliche Gesellschaft auf ein entsetzliches Chaos zurückführen?

Sicherlich werden die grossen Wahrheiten bisweilen zur Unzeit von einzelnen Aposteln nicht verstanden, welche aus nicht immer reinen Motiven die trüben Köpfe eines Theiles der unwissenden Menge zu erhitzen verstehen, und so hier und dort und auf kurze Zeit Uebelthaten und schweres Leid über uns bringen und gebracht haben. Aber wer möchte so einfältig oder so unbewandert in der Geschichte sein, um zu glauben, dass sie immer auf die bestmögliche Art oder streng logisch zu Werke gingen? Solche Uebel schwächen und entkräften noch nicht unsere vorige Behauptung, dass die sociale Ordnung in der natürlichen tief begründet ist. Wenn ungenügendes Verständniss der Wahrheit von Zeit zu Zeit wilde Leidenschaften erregt und einzelne Theile der Gesellschaft mit Umsturz bedroht, so wird Unzufriedenheit und Besorgniss bei den mythischen Pessimisten wach. Aber die Natur ist damit noch nicht besiegt, sondern gewinnt die Oberhand und bessert die gesellschaftlichen Schäden wieder aus; und besonders sind es der instinctive Erhaltungstrieb und die erbliche Neigung zu der besondern Form des gesellschaftlichen Lebens, in welcher jedes Volk gross geworden ist, welche vereinzelt unsinnigen Unternehmungen der Art entgegentreten und das gestörte Gleichgewicht der Dinge wiederherstellen.

Werden die Menschen die intellectuelle und also auch moralische Stufe erreicht haben, auf welcher sie diese natürliche Ordnung der socialen Gesetze und That-sachen unbeirrt von mythischen Ideen, die der Weltord-

nung fremd sind, verstehen lernen, so werden sie darin wieder solchen Nutzen finden und im Bewusstsein ihre Intelligenz nur sich selbst zu verdanken, eine so hohe persönliche Würde fühlen, dass sie in dem partiellen Verzicht aller zu Gunsten der partiellen Befriedigung aller das höchste Gut finden und erreichen werden. Ohne Zweifel sind wir von diesem glücklichen Zustande unsers öffentlichen und privaten Lebens noch unendlich weit entfernt, aber wir nähern uns ihm täglich und auch unsere Civilisation steuert offen auf dieses Ziel los trotz aller Bedenken, Besorgnisse und vielfach auch dagegen gerichteter Umtriebe.

Das Studium der Quellen und der anthropologischen Bedingungen der verschiedenen Mythen ist, wie ich schon sagte, zu einem Verständniss der psychischen Phänomene unumgänglich nothwendig und versetzt uns mitten in die verborgenen Gesetze des Denkens. Die Psychologie hat sich, wie ein berühmter Gelehrter, Ribot, so gut gesagt hat, in ihrer Isolation von der Physiologie und ihren Schwesterwissenschaften vollkommen erschöpft und muss, um zu neuem Leben zu erwachen, die Fortschritte und die Methoden aller andern gleichzeitigen Wissenschaften sich aneignen.* Die Genese und Ent-

* „Bien qu'elle [la psychologie] fasse encore assez bonne figure, l'ancienne psychologie est condamnée. Dans le milieu nouveau qui s'est fait autour d'elle, ses conditions d'existence ont disparu. Aux difficultés croissantes de la tâche, aux exigences toujours plus grandes de l'esprit scientifique, ses procédés ne suffisent plus. Elle en est réduite à vivre sur son passé. Vainement ses représentants les plus sages essayent des compromis et repètent bien haut qu'il faut étudier les faits, faire une large part à l'expérience. Leurs concessions ne sauvent rien. Si sincères quelles soient d'intention, en fait elles ne sont pas exécutées. Dès qu'ils mettent la main à l'œuvre, le goût de la spéculation pure les reprend. D'ailleurs nulle réforme n'est efficace contre ce qui est radicalement faux, et l'ancienne psychologie est une

wickelung des Mythos, die Specificirung und Integration seiner Vorstellungen, wie seine verschiedenen innern und äussern Quellen versetzen uns tiefer in die verborgenen Irrwege des psychischen Lebens, enthüllen uns das Band zwischen den Thatsachen des Bewusstseins, ihren Grundlagen der Aussenwelt und unsern normalen und anormalen physiologischen Zuständen, und zeigen uns, welches verwickelte Drama sich in den Wechselwirkungen zwischen uns und unserm Innern abspielt und welche Gesetze dieses Ganze von so zahlreichen und mannichfaltigen Formen, Bildern, Ideen und die künstliche Welt unserer Phantasie, die in ihnen wurzelt, beherrschen. Denn der Mythos geht nicht allein aus einer unmittelbaren Belebung der Dinge, noch der verschiedenen Fähigkeit dazu im wachenden Zustande hervor, sondern entspringt auch aus den normalen Traumbildern und den krankhaften Hallucinationen des Wahnsinns, als ebenso subjective Erscheinung für den, welcher daran thätigen Antheil hat, wie objective für den, der den äussern Effecten in den Gesten, den Worten und der ganzen Person des Kranken als Zuschauer gegenübersteht.

Und wer sieht nun nicht, wie sehr alle diese Phänomene und die Ueberzeugungen, welche auf Grund ihrer entstehen, das Studium der Psychologie erleichtern müssen, wie die krankhaften psychischen Phänomene uns oft die Thätigkeit der Psyche unter normalen Bedingungen verständlich machen? Wieviel müssen Erscheinungen, welche nahe mit physiologischen Störungen zusammenhängen, die vom persönlichen Willen unabhängig sind, wieviel müssen sie uns über die biologischen Beziehungen zwischen Empfinden und Denken einerseits und unserm Organismus andererseits lehren?

conception bâtarde qui doit périr par les contradictions qu'elle renferme." Ribot, Psychologie allemande contemporaine (Paris 1879).

Die mythische Thätigkeit nimmt dann, wie wir in den folgenden Kapiteln sehen werden, in Eintracht mit den normalen und anormalen physiologischen Erregungen Formen an, die im allgemeinen in der mannichfaltigen Welt ihrer Schöpfungen constant sind, Formen, welche umgekehrt auch die der wissenschaftlichen Thätigkeit uns enthüllen, in der Art, dass die Entwicklung, die Zusammensetzung und die Integration eines Mythos, mit dem andere sich assimiliren und verschmelzen, uns unter der Form von Phantasiegebilden das innerste Wesen des menschlichen Geistes zeigt und uns damit, sozusagen, auch die Constituirung der philosophischen Systeme erklärt.

Aber auch hierbei bleibt die Leistungsfähigkeit dieser Studien noch nicht stehen. Wie bemerkt, bilden sie auch die natürliche Grundlage einer realen und rationalen Sociologie. Die Beziehungen des Individuums zur Aussenwelt, die Grundlagen dieser Beziehungen, die mannichfaltigen der Individuen unter sich, die Constitution der socialen Ordnung, welche es auch sein möge, und ihre verschiedenen Aeusserungen, alles verwandelte sich für einen Kreis von primitiven Ideenverbindungen und Gemüthsbewegungen in mythische Bilder und Vorstellungen, und hierin finden sie ihre natürliche Sanction und den Angelpunkt, um den sich alles dreht. Und es gibt keine menschliche Gesellschaft, so roh und primitiv sie auch sein möge, in der alle diese Beziehungen und ihre privaten und öffentlichen Ausdrucksformen nicht zum Vorschein kämen und sich nicht auf Aberglauben und mythisch-religiöse Vorstellungen stützten. Nehmen wir z. B. ein kürzlich verschwundenes Volk, dessen Stellung auf der socialen Stufenleiter für eine sehr niedrige galt, die Tasmanier, und sehen wir in Kürze, in welchen Handlungen und Glaubenssätzen sich ihr embryonales Zusammenleben bewegte.

Selbst in den unvollkommensten Formen der menschlichen Gesellschaft wird die Geburt, gleichsam als Ein-

tritt in die Gesellschaft selbst und Besitzergreifung ihrer Rechte, für ein höchst wichtiges Ereigniss gehalten. Ein gleiches Ansehen genossen Eheschliessungen, Leichenbegängnisse, Gehorsam unter Personen, Ständen und gegen das Oberhaupt, öffentliche Versammlungen und Glauben an Mächte, die den wirklichen lebendigen gleich oder überlegen sind.

Nun also wurde bei den Tasmaniern die Placenta mit religiöser Ehrfurcht behandelt, und man vergrub sie mit grosser Sorgfalt, damit kein Thier sie verletzte oder verzehrte. Starb die Mutter bei der Geburt, so wurde das neugeborene Kind lebendig mit begraben. Wer die Mannbarkeit erreichte, musste sich verschiedenen Ceremonien und auch schmerzhaften unterwerfen, die auf einen abergläubischen Phallusdienst zurückgingen. Ihre Bestattungen waren einfach: entweder verbrannte man die Leichname unter Geschrei und abergläubischen Gebräuchen, oder sie wurden in ausgehöhlte Baumstämme gesteckt, in sitzender Stellung, sodass die Knie das Kinn berührten, wie es bei den peruanischen Mumiën gebräuchlich war, und um den Leichnam wurden wegen des Glaubens an eine andere Welt Waffen und Geräthe gelegt, die er im Leben gebraucht hatte. Bisweilen wurde er auch in Hügeln beigesetzt und oben auf eine hölzerne Lanze gesteckt, an welcher Splitter von Menschenknochen befestigt waren, um ihn während des langen Schlafes zu vertheidigen. Aus diesen Gebräuchen und aus dem, was uns Clarke darüber berichtet, erhellt, dass sie eine vage Idee von einem andern Leben hatten, indem sie die Schatten entweder zu den Sternen steigen und dort wohnen lassen, oder auf ferne Inseln fliegen, wo sie als Weisse wiedergeboren werden. Und dieser Glaube fand seinen natürlichen Ausdruck in Handlungen, welche sie im Leben verrichteten und die eine Art von dunkler Sanction desselben bildeten. Milligan und Nixon erzählen uns, dass sie an die Existenz von bösen Geistern glaubten, die zuweilen nach einigen ihrer Gebräuche auch die Schuldigen bestraften und vernichteten.

Sie glaubten, dass die Schatten ihrer Freunde und Feinde wiederkehrten und ihnen Gutes oder Uebles thäten und sie nahmen nach Milligan vier Arten von Geistern an. Auch bei den Eheschliessungen waren abergläubische Gebräuche üblich. Die alten Weiber oder Hexen entschieden oft über Krieg und Frieden zwischen den einzelnen Stämmen und hatten das Bognadigungsrecht. Viele sociale Acte wurden durch Zauberer vermittelt, welche ihre Beschwörungen damit einleiteten, dass sie den mysteriösen Mooyumkarr die Runde machen liessen, ein ovales Stück Holz mit einer Schnur, das sicher auf einen Phallusdienst hindeutet. Die kundigen Zauberer riefen nach Bonwich bei vielen Gelegenheiten des privaten und öffentlichen Lebens unter bestimmten Formeln und Ceremonien die Geister an. Sie besprachen Krankheiten und zauberten welche an, wie sie überhaupt geschickte Gaukler waren, und als Heilmittel gebrauchten sie gewöhnlich aus irgendwelchem Aberglauben Weiberhaare, Asche und Menschenblut. Der Tasmanier, welcher jemand Uebles thun oder ihn behexen wollte, verschaffte sich etwas von dem Gegenstand seines Hasses, besonders aber Haare. Diese wurden dann in Fett gewickelt und durch Feuer vernichtet, indem man glaubte, dass die betreffende Person ebenso allmählich zu Grunde ginge, als diese sich verflüchtigten. Sie fürchteten, dass nachts der böse Geist, von dem Zauber eines Feindes beschworen, sich hinter sie legte, um ihnen das Nierenfett zu rauben, wie sie mit den Nieren mehrfach einen physiologischen Aberglauben verbanden. Steine und speciell einige Quarzkrystalle wurden für Communicationsmittel mit Geistern, mit Todten und auch mit Lebenden gehalten. Frauen trugen oft den getrockneten Phallus ihres todten Mannes am Halse. Der Gang der Sonne und des Mondes und bestimmte ihrer Phasen hatten eine mythische Beziehung zu mannichfaltigen socialen Acten und zu der Festsetzung ihrer Versammlungen, da die Sonne Gegenstand hoher Verehrung war, während

der Vollmond, bei dem ihre Zusammenkünfte stattfanden, mit Festen und Tänzen gefeiert wurde. Diese Tänze, von denen es viele Arten gab, standen in Beziehung zu mythischen Traditionen, astrologischem Aberglauben und dem Phalluscultus. Ueberreste von Rundbauten, mit concentrischen Abtheilungen, die Field und andere entdeckt haben, dienten zu Festen, Versammlungen und Tänzen. Sie hatten Kriegsgesänge und Hymnen. Von ihren kosmischen Mythen hat uns Milligan einen über das Zwillingsgestirn aufbewahrt, der vielleicht die Entstehung des Feuers behandelt.

Aus diesem flüchtigen Abriss der socialen Entwicklungsstufe und der mythischen Vorstellungen, welche sie bildeten, einer Stufe, die auch nach dem Maassstab uncultivirter Völker eine tiefe genannt werden muss, lässt sich klar erkennen, wie der Mythos von den Anfängen der menschlichen Gesellschaft alle ihre einzelnen Seiten und Beziehungen, die ganze Ordnung des öffentlichen und privaten socialen Lebens umfasst, äusserlich kennzeichnet, sanctionirt und neu schafft. Denn das erste Denken ergeht sich nicht allein ursprünglich in mythischen Vorstellungen und Associationen, sondern auch alle Naturerscheinungen und socialen Ereignisse spiegeln sich auf diese Weise in der Seele. Wenn dann auch, wie ich schon bemerkte, rationellere empirische Begriffe und eine gewisse Art von roher wissenschaftlicher Thätigkeit dazu kommen und sich mit der constanten mythischen vermischen, so hebt das die Behauptung noch nicht auf, dass der Mensch und die verschiedenen Formen und Acte seines Zusammenlebens im Mythos Leben, Festigkeit und Dauer finden. Es ist also offenbar, dass der Mythos ganz allgemein die Grundlage für die Entstehung gesellschaftlicher Zustände abgibt, indem er die einzelnen Acte heiligt und die einzelnen Beziehungen zu dauern macht. Und hiermit ist dann die grosse Wichtigkeit auch für die Erkenntniss der Gesetze der Sociologie und ihrer historischen Entwicklung ohne weiteres gegeben.

Doch glaube man nicht, dass eine in jeder Beziehung so weitgehende Incarnation des Mythus in socialen Acten nur den frühesten Zeitaltern angehöre; sie hat vielmehr alle historischen Entwicklungsstufen der Civilisation auch bei den höhern Rassen, wenn auch in Form und Stoff schwerer erkennbar, überdauert. Aber wer auch noch jetzt seinen Blick auf unsere Formen der Gesellschaft, auf den Organismus, die Gebräuche, Ceremonien und die vielen verwickelten Verhältnisse unsers modernen Staates lenken will, wird gleich sehen, dass religiöse Handlungen und Gebräuche jeden besondern Act im Leben des Individuums oder der Gesamtheit einleiten, weihen und beschliessen, wenngleich die bürgerliche Gesellschaft und die Religion immer weiter auseinandergehen.

Also, wenn der Mythus eine constante Form des gesellschaftlichen Lebens ist, welche demselben sein äusseres Ansehen gibt und in verschiedenen Gestalten bis auf unsere Tage als belebendes Agens zur Seite stand, wie ist es möglich, die Wichtigkeit seines Studiums für das tiefere Verständniss der wirklichen Geschichte des menschlichen Geistes und der menschlichen Gesellschaft noch verkennen zu wollen?

Die physisch-intellectuelle Höhe und Energie eines Volkes enthüllt sich sozusagen ganz in seinen Mythen, in der Art und Grösse ihrer Ideen, in ihrem mehr oder minder geordneten System, in ihrer Entwicklung zu rationellen Begriffen; und in allen diesen Seiten des Mythus spiegelt sich die Civilisationsstufe eines Volkes ab. Also würde in Ermangelung anderer äusserer Zeugnisse das Studium dieser primären Producte uns den psychologischen Entwicklungsgrad enthüllen. Hieraus geht dann die vergleichende Völkerpsychologie hervor, diese so fruchtbare Wissenschaft, welche uns nicht allein die verschiedenen Völkerfamilien nach ihrem relativen Werth zu ordnen lehrt, sondern auch ein grosses Hülfsmittel für die Erkenntniss des Menschen und der allgemeinen Psychologie ist.

In der That hat die moderne Psychologie nur von der Beobachtung und dem Experiment, durch welche sie zu einer Naturwissenschaft gleich den andern gemacht wird, noch Fortschritte zu erwarten, und die modernen englischen Schulen wie die experimentelle deutsche beweisen dies untrüglich. Doch bleibt die Einzelbeobachtung der Bewusstseinserscheinungen mangelhaft, wenn sie sich nicht zu einer vergleichenden Betrachtung einer immer grössern Anzahl von Objecten erweitert und von da auf die ethnischen Individuen überginge, was sie eben zu einer vergleichenden Völkerpsychologie macht. Die ungeheure Anzahl der Geistesproducte, ihre unbegrenzte Verschiedenheit und zugleich eine gewisse Einförmigkeit in der Art des Auftretens, der Entwicklung und der Aufeinanderfolge auf der Weltbühne, werfen ein helles Licht auf die ursprüngliche Thätigkeit des menschlichen Geistes; ihre Aehnlichkeiten wie ihre Gegensätze erläutern uns in gleicher Weise seine wahre Natur.

Das Studium der vergleichenden Völkerpsychologie nach diesen Gesichtspunkten genügt sicher nicht für die ganze psychologische Wissenschaft, welche noch andere Hülfsmittel und Erfahrungen nöthig hat, ist aber doch für sie eine grosse und wichtige Stütze. Wir glauben unsererseits, dass das Studium des Mythos, welcher die vergleichende Psychologie so erhellt, auch für die rein menschliche von Nutzen ist, denn auch diese kann frei von jeder beengenden Fessel der Metaphysik nur von Einzel- oder Gesamtbeobachtung wie von dem Experiment ausgehen. Wenn wir aber in dem vorliegenden anspruchslosen Versuch diese hohe Wissenschaft in einigen Punkten fördern könnten, würden wir uns reichlich belohnt glauben. K

ZWEITES KAPITEL.

Sinneseindruck und Sinnesempfindung beim Thier.

Alle Thiere stehen durch ihre Sinne mit sich selbst und mit der Aussenwelt, in welcher ihr Leben abläuft, in Verbindung, und sie bilden Vorstellungen und Begriffe mittels dieser innern und äussern Thätigkeit ihres Sensoriums. Doch gibt es auf der unermesslichen organisch zusammenhängenden Stufenleiter der Thierwelt einige Geschöpfe, welche in Bezug auf Mannichfaltigkeit und Zweckmässigkeit dieser Verkehrsmittel vor den andern begünstigt sind. Denn nicht bei allen Thieren finden sich alle die Sinne vollständig vor, oder nicht alle, welche sie in gleicher Zahl besitzen, haben sie darum in gleicher Ausbildung des Wahrnehmungs- und Unterscheidungsvermögens. Aber jedenfalls bleibt die Grundlage bei allen dieselbe: sie stehen durch die Sinnesempfindung mit sich selbst und mit der Aussenwelt in Verbindung.

Wir haben nun zu untersuchen, welchen Werth ein Theil der Aussenwelt als Object der Sinnesempfindung, für sich betrachtet, für das Thier hat und welche Gestalt er bei dem Act der Sinneswahrnehmung in der innern Anschauung besitzt oder annimmt. Der Mensch und besonders der moderne hat sich nach so viel Jahrhunderten der Reflexion und unter den Einflüssen der modernen Wissenschaft von dem ursprünglichen einfachen Gang seines psychischen Lebens so weit entfernt, dass er sich kaum wieder in die ältesten spontan wirkenden Bedingungen, unter denen seine Sinnesorgane ihm den Verkehr mit sich und der Aussenwelt vermitteln, zurückversetzen kann. Bei flüchtiger Betrachtung glaubt er daher wol, dass ihre Thätigkeit in den ersten Tagen seiner Existenz dieselbe war wie heute; ja er begeht häufig den noch schwerern Irrthum, sie

auch bei den unter ihm stehenden Geschöpfen für dieselbe zu halten.

Es möge daher nicht als lächerlich und paradox erscheinen, wenn wir, wie es geschehen, die complicirte Thätigkeit der menschlichen Sinnesempfindung mit der thierischen vergleichen. Ursprünglich ist sie, wie wir an einem andern Orte gezeigt haben,* an sich bei beiden vollkommen gleich, und sobald nur gewisse Vorurtheile überwunden sind, ist der Weg leicht gefunden, auf dem wir an der Hand der Beobachtung bis zu dem Urzustande unserer Natur vordringen und mit völliger Sicherheit auch den der Thiere erkennen können. Denn der Mensch hat noch nicht aufgehört Thier zu sein; wer ordentlich sucht, kann das Thier noch finden, und eifrige und unermüdliche Beobachtungen und Experimente können uns noch die Geheimnisse des Sinnes- und Geisteslebens der niedern Thiere erschliessen.

Bei allen Thieren ist das Sinnesleben in sich ohne Unterbrechung thätig; es ist von jedem Vorgang in ihrem Innern oder Aeussern, von jedem Denkact, von jeder leichtern oder tiefern Gemüthsbewegung untrennbar; das sieht man auf den ersten Blick. Aber dieses in sich wurzelnde und unausgesetzt thätige Sinnesleben — denn auch das Thier träumt, und eine dunkle und verborgene Empfindung findet auch im tiefsten Schlaf statt — ist das eines lebenden, handelnden, erregbaren, wollenden, wechselnder Gemüthsbewegungen und Leidenschaften fähigen Gegenstandes. Es ist nicht die Empfindung eines trägen, passiven todten Dinges: leben heisst für das Thier empfinden, unausgesetzt, wenn auch mehr oder weniger lebhaft empfinden. Jede Sinnesempfindung ist daher für das Thier in der Form, in der sie zum Bewusstsein kommt, (wohlgemerkt) sofort mit der Vorstellung eines lebendigen Etwas, wie sie der seines eigenen

* Ueber das Fundamentalgesetz der Intelligenz im Thierreiche. Versuch einer vergleichenden Psychologie. Internat. wissenschaftl. Bibliothek, 36. Bd.

Innern entspricht, eng verknüpft. Es macht aus seinem Leben ein — wenn auch nur dunkel zum Bewusstsein gelangendes — Drama von Handlungen, Empfindungen und Trieben, von Hoffnung und Furcht.

Eine solche innere, lebhafte, psychisch-organische Form des Gemüthslebens, in welche die persönliche Existenz mit ihrem ganzen Werthe eingeht, formt, sozusagen, aus sich die ganze Beziehungsthätigkeit zur Aussenwelt um und belebt und gestaltet letztere nach ihrem Bilde. Bei dem Thiere kommt nicht, wie beim Menschen, in der Verdoppelung der Fähigkeiten noch ein weiterer Geistesact hinzu, welcher jene spontane und primäre Thätigkeit im Intellect modificirt. Die dem Thiere eigene lebhafte Empfindung, welche sein Inneres beherrscht, wird vielmehr in alle Körper und Erscheinungen der Natur hineingetragen, welche äusserlich seine Aufmerksamkeit auf sich lenken.

Nun gibt es zwei Arten von Gegenständen, welche sich seiner Sinneswahrnehmung darbieten: erstens nämlich jedes andere Thier irgendwelcher Art, zweitens die unbelebten Gegenstände. Was die Thiere betrifft, die Object seiner sinnlichen Wahrnehmung werden können, so ist es selbstverständlich, dass es in ihnen unmittelbar sein inneres Gefühls- und Sinnesleben objectiviren wird; es wird dunkel — und intuitiv — ihre Identität mit sich selbst fühlen. Und in der That bringen die Bewegungen, Laute, Geberden und die Gestalten anderer Thiere ein solches Gefühl innerer physischer Identität nothwendig mit sich; und hieraus geht dann die unbestimmte Vorstellung eines lebenden persönlichen Gegenstandes hervor. Wer die Thiere auch nur oberflächlich unter sich oder bei ihrer ersten Begegnung beobachtet hat, wird auch nicht einen Augenblick an der Wahrheit dieser Behauptung zweifeln.

Und in der That wird ein solcher Begriff eines lebenden persönlichen Gegenstandes weniger aus der äussern Form und den äussern Eigenschaften des wahrgenommenen Thieres gebildet — obgleich dies auch

mächtige Factoren sind, als er vielmehr aus der innerlichen Anschauung von sich, als der eines lebenden Wesens fertig hervortritt, da diese es ist, welche in jener andern Form sich abspiegelt und mit ihr sich identificirt. Denn die spontane und ureigene Thätigkeit der Psyche zerlegt nicht den Inhalt der Sinneswahrnehmung durch spätere Reflexion in seine effectiven Bestandtheile, sondern objectivirt sich immer unmittelbar in den Erscheinungen, welche eine mit dem percipirenden Subject analoge Form annehmen.

Dieser ganz gesetzmässige Vorgang sollte beim analytischen Studium der Sinnes- und Verstandesthätigkeit der Thiere nie ausser Acht gelassen werden. Man wird so einen Irrthum vermeiden, in den alle bisjetzt verfallen sind, welche sich bei solchen Untersuchungen die wirklichen Eigenthümlichkeiten der thierischen Sinnesempfindung und des thierischen Intellects vorher nicht klar machten.

Aber das Thier hat ausser den angedeuteten Sinnesempfindungen auch die der unbelebten Gegenstände, der verschiedenen Naturkörper und Naturerscheinungen. Wenn Form, Bewegung, Geberden der erstern bei diesen auch fehlen, und folglich ihr äusserer Eindruck nicht mit der unbestimmten Vorstellung eines analogen persönlichen Gegenstandes verknüpft wird, so bleiben sie darum noch nicht, wie bei dem gebildeten Vernunftmenschen, Dinge und Qualitäten, welche ohne Bezug auf das Leben des wahrnehmenden Thieres den Grund ihrer Existenz in sich tragen, ihre Wirkungen nicht willkürlich äussern können, und in ihrer Ruhe und Bewegung unveränderlichen Gesetzen unterworfen sind.

Der vernünftige Culturmensch unterscheidet durch ruhige und überlegte Prüfung mit Sicherheit diese beiden Klassen von Körpern und Erscheinungen und täuscht sich normalerweise nicht über ihren absoluten und relativen Werth in Bezug auf sich und sie selbst. Aber indem er den ursprünglichen Stand seines In-

tellects vergisst und auch den sich immer gleichbleibenden der Thiere nicht richtig erkennt, hält er beide für identisch und glaubt, dass die Dinge, die Qualitäten und die Phänomene bei ihm wie bei den Thieren die gleichen Sinnesvorstellungen erzeugen. In Wahrheit aber kann das wirkliche Ding an sich, wie es in unserer Wahrnehmung beurtheilt wird, nämlich als ein von uns und von jedem andern Thier verschiedener Gegenstand, als solcher von den Thieren nicht aufgefasst werden. In dem beständigen Flusse seiner Eindrücke ermangelt es der aufmerksamen analytischen Betrachtung, und deshalb kann es sich auch von einem leblosen Gegenstande nur auf Grund der eigenthümlichen personificirenden Anschauungsweise seiner Psyche eine Vorstellung bilden.

Wenn eine typische Gestalt und individuelle und vom Willen abhängige Bewegungen den Körpern und Erscheinungen der anorganischen Natur mangeln, und wenn diese Eigenschaften auch in dem Thiere leichter die Vorstellungen eines ihm Aehnlichen und Analogon erzeugen, so ist in der Sinneswahrnehmung doch immer die Vorstellung einer Form enthalten, in der sich — da keine Reflexion sie von andern sondert — das innere Geistes- und Gemüthsleben des sie percipirenden Thieres wieder als Person abspiegelt. Jede Form, jeden Gegenstand, jede Erscheinung der Aussenwelt werden daher die Thiere mit dem Leben ihres eigenen Innern, ihrer eigenen persönlichen psychischen Thätigkeit begabt sehen. Naturkörper und Naturerscheinungen werden für das Thier keine realen Objecte sein, wie sie es an sich sind, sondern es ist sicher, dass sie als virtuelle lebende und handelnde Gegenstände aufgefasst werden, die ihm persönlich Nutzen oder Gefahr bringen können.

Jedermann weiss, wie scheu, argwöhnisch und erregt die verschiedenen Thiere nicht nur gegen andere sind, sondern auch bei jedem materiellen Gegenstande, der sich ihnen unvermuthet zeigt, oder unter irgend-

welchen Umständen Bewegungen ausführt, Unruhe und Angst verrathen.

Wer hat nicht oft beobachtet, wie sie sich gegen Gegenstände auflehnen, welche ihnen zufällig Aerger und Unbehagen durch fortwährende Wiederholung derselben Bewegung verursachten? Wie sie sofort bei einer unvorhergesehenen Erscheinung oder Bewegung zurückschrecken, bei einem ungewohnten Licht, einer Farbe, einem Stein, einer Pflanze, bei dem Schwanken von Zweigen, Tüchern, Stoffen im Winde, bei dem Rauschen des Wassers, der leichtesten Bewegung oder Geräusch in der Dämmerung oder im Dunkel der Nacht? Wie sie alle Dinge und Erscheinungen als handelnde Subjecte auffassen und wie alle für das Thier direct Nutzen oder Schaden bringend in sein Leben eingreifen?

Sicherlich unterscheiden sie mit einer Art von Urtheil normalerweise die Thiere als Ganzes von andern Gegenständen, aber sie übertragen auf alle Dinge auch ihr inneres Leben und ihre eigene Persönlichkeit. Und so überall, wenigstens wo nach den äussern Bewegungen und Gesten auf das innere Leben geschlossen werden kann.

Wenn ein Thier in grösserer oder geringerer Entfernung von seinem Wohnsitz die Annäherung eines Feindes bemerkt, der seine Existenz bedrohen oder vernichten kann, oder auch nur wenn es in der gewohnten Freiheit seines Lebens beeinträchtigt wird, entzieht es sich dieser neuen Gefahr nach bestem Wissen und Können und sucht sich mit besondern Kunstgriffen vor der Nachstellung Anderer zu schützen. In diesem Falle ist der äussere Gegenstand das, was als Object der Sinneswahrnehmung gesetzt wird: der Inhalt der Sinnesempfindung deckt sich mit einer wirklichen kosmischen Realität.

Wenn das Thier aber anstatt dessen durch die Nähe eines lodernden Feuers, durch strömenden Regen und Hagel, oder einen heftigen Wind oder irgendein anderes Naturereigniss überrascht oder gefährdet wird, so er-

ragen es solche causale Momente nicht als reine Wirkungen von Naturgesetzen — denn dieser einfache Begriff ist ihm unerreichbar —, sondern als lebende und handelnde Subjecte, welche ihm gegenüber den concreten Werth einer beabsichtigten Feindschaft besitzen. Wer gleich mir die Thiere viele Jahre frei und gezähmt unter den verschiedensten Lebensbedingungen beobachtete, wird davon bald überzeugt sein.

Eine solche Wahrheit, welche so klar aus der genauen Analyse der Thatsachen und dem Experiment hervorgeht, lässt sich unwiderleglich auch aus rationellen Schlussfolgerungen ableiten. Denn da das Thier aus den Erscheinungen und Gesetzen, welche eine rein kosmische Realität bilden, einen solchen Begriff nicht abzuleiten vermag, so muss eine solche Realität in ihren mannichfaltigen Wirkungen in seiner innern Anschauung als ein Subject auftreten, das mit der Natur seiner eigenen Psyche eine undeutlich gefühlte Identität besitzt. In den Augen des Thieres ist jede kosmische Realität deshalb mit demselben Leben und freien Willen begabt, als welche ihm die unmittelbaren Aeusserungen seines eigenen Innern erscheinen.

Es ist wahr, dass das Thier durch Erfahrung endlich dazu kommt, Naturerscheinungen, Naturkörper und Kräfte für unschädlich zu halten, die es zuerst erschreckten oder auch wol sympathisch berührten — wir haben dafür bei freien und gezähmten unzählige Beispiele —; aber wenn auch Neigung oder Abneigung durch Gewohnheit oder Erfahrung verschwand, so wandelten sich darum jene Gegenstände oder Erscheinungen noch nicht zu reinen, einfachen Realitäten um. Wenn sie den Anblick oder das Zusammensein mit andern Thierspecies oder andern Gegenständen zuerst fürchteten, liess Gewohnheit und Erfahrung allmählich Furcht und Argwohn schwinden; ja ihre Nähe oder ihr Zusammenleben wurde zuweilen angenehm empfunden. Ich habe mich an verschiedenen Species in der Freiheit oder in der Domestication oft von ihrem lebhaften Erstaunen,

von ihrer plötzlichen Aufregung, wenn etwas Neues sie in ihrer Ruhe störte, überzeugt; sie betrugen sich dann gerade wie einem lebendigen feindlichen Subject gegenüber, um sich erst ganz allmählich zu beruhigen und es als ein indifferentes oder wohlthätiges virtuelles Agens zu betrachten.

Aus der grossen Zahl von eigenen Beobachtungen und Erfahrungen mögen hier einige Platz finden. Wenn das Thier — könnte man einwenden — den Inhalt seiner Sinneswahrnehmung spontan personificirt, so müsste es doch anscheinend bei allen Dingen, auf die es trifft oder in Mitte derer es lebt, einen solchen innern Vorgang irgendwie kundgeben; nun bleibt es aber bei sehr vielen indifferent, also ein Zeichen, dass es das Lebendige vom Leblosen unterscheidet. Es lässt sich auch in der That nicht leugnen, dass eine enorme Zahl von Naturerscheinungen und Naturkörpern und zwar die gewöhnlichsten, die Thiere gleichgültig lassen; sie nehmen sie wahr, ohne irgendwie zu zeigen, dass sie sie für lebendig halten. Allein man muss bei dieser angeborenen Belebung der Aussenwelt zunächst zwei Modi oder zwei Stadien unterscheiden. Es gibt eine statische Belebung, wenn ich es so nennen darf, und eine dynamische. Bei der erstern ist das Verhalten des empfindenden Subjects in dem Augenblick, wo es das wahrgenommene Phänomen oder den Naturkörper belebt, ein ruhiges; dieser Act erscheint, während er sich mit dieser personificirenden Kraft vollzieht, dunkel und flüchtig im Bewusstsein des Thieres, ohne dass es in der grossen Mehrzahl der Fälle, wenn es durch das Object der Wahrnehmung nicht plötzlich direct beeinflusst wird, ein äusseres Zeichen von sich gäbe, wodurch die Personification als Eigenthümlichkeit seiner Sinnesempfindung gekennzeichnet würde. Bei dem zweiten Modus, den wir den dynamischen nannten, wenn nämlich das wahrgenommene Object plötzlich direct auf das Thier einwirkt, drückt das Thier äusserlich mit Bewegungen, Geberden, Geschrei und andern Zeichen aus,

↳ dass es dasselbe sofort für lebendig erklärt; denn in derselben Weise beträgt es sich auch andern wirklichen Thieren gegenüber.

Dieses übliche Verhalten des Thieres, nämlich eine Indifferenz einer Menge von Dingen gegenüber, die den Glauben erwecken kann, dass es wirklich die Vorstellung des Leblosen hätte, kommt von der Gewohnheit, und von langsam gesammelter Erfahrung, zum Theil aber auch davon, dass sein Organismus für diese Gewohnheit schon erblich beanlagt ist. Aber wenn durch irgendeinen Vorfall das Verhalten eines Gegenstandes ein anderes wird, als das gewöhnliche, dann wird die Belebung, die, wir wiederholen es, im alltäglichen Laufe der Dinge statisch geworden ist, wieder dynamisch und enthüllt uns sofort die unveränderliche Eigenthümlichkeit dieses psychischen Actes. Wir können das auch an uns selbst erfahren, die wir jetzt einer sofortigen Unterscheidung des Lebendigen und Leblosen fähig sind und die wir allein den rationellen Begriff einer kosmischen Realität haben und haben können. Denn wenn wir wider alles Erwarten einen beliebigen Körper, von dem wir auch ohne die Erfahrung wissen, dass er leblos ist, sich bewegen oder seltsame Stellungen annehmen sehen, so wird sofort jene angeborene Disposition zum Personificiren in uns wirksam und jene Erscheinung setzt uns in Verwunderung und Erstaunen, weil wir sie für den Ausfluss einer dem Körper immer eigen gewesenen Willenspotenz halten.

Ich habe jahrelang verschiedene Arten von Thieren lebend gehalten, an denen ich nach Belieben beobachten und experimentiren konnte. Oft brachte ich in die verschiedenen Käfige, in denen ich von einander gesondert Vögel, Kaninchen, Mäuse und andere Thiere hielt, plötzlich einen ungewohnten Gegenstand; immer sah ich, dass das Thier bei seinem Anblick Erstaunen, Furcht, Neugierde, Argwohn, je nachdem zeigte und sich oft in einen Winkel verkroch. Allmählich jedoch beruhigte es sich, nahm, obgleich es sich eine Zeit lang noch

etwas entfernt hielt, sein gewohntes Leben wieder auf und gewöhnte sich schliesslich vollständig daran. Wenn ich dann durch einfache, schon vorbereitete Kunstgriffe dasselbe Ding plötzlich bewegte, ohne mich dabei dem Thiere zu zeigen, sprang es sofort erschreckt zurück und es kostete ihm grössere Mühe, sich von neuem daran zu gewöhnen. Ich habe diesen Versuch an verschiedenen Thieren und in den meisten Fällen immer mit demselben Erfolg wiederholt.

Das Futterkästchen im Käfig einer sehr zahmen Amsel richtete ich so ein, dass sein Boden beweglich war und, wenn ich an einen Fädchen zog, sofort in die Höhe ging und das Futter im Kästchen emporhob. Wenn alles in Ordnung war und nichts sich bewegte, frass die Amsel ganz fröhlich und munter, aber sowie ich das Futter in die Höhe hob, floh sie fast immer vor Furcht zurück und gewöhnte sich auch bei häufigerer Wiederholung des Versuchs darum nicht mehr an dieses Futternäpfchen. Was aber noch auffälliger war und zeigt, dass sie die Speise selbst für lebendig ansah, war, dass sie sich, auch wenn die Speise ausserhalb des Näpfchens war, ihr oft gar nicht oder nur mit Zittern zu nahen wagte. Der gleiche Versuch wurde auch mit andern Vögeln wiederholt und fast immer mit demselben Erfolge.

Einmal liess ich ein feuriges Pferd mehrmals langsam ein weisses Tuch sehen und näherte es auch seinen Augen. Es betrachtete das Tuch zuerst etwas argwöhnisch, schüttelte sich auch, aber blieb im Grunde ruhig und bei Wiederholung des Versuchs gewöhnte es sich vollständig daran, als an eine nicht mehr besondere Erscheinung. Darauf fuhr ich aber eines Tages einen Freund mit diesem Pferde spazieren und ordnete vorher an, dass an einer bestimmten Stelle, während ich im gewöhnlichen Trabe vorbeifuhr, dieses Tuch plötzlich an einem Stocke geschwenkt werden sollte, während die Person, die es that, dabei hinter einem Zaun verborgen blieb. Das Pferd stutzte bei diesem Anblick und zeigte sich

überaus erschreckt; und auch nachher im Stalle schnaubte und scheute es, als es das Tuch sah, und konnte sich nur schwer an seinen Anblick gewöhnen. Denselben Versuch habe ich mit mancherlei Abänderungen auch bei andern Pferden wiederholt, und immer mit mehr oder weniger gleichem Erfolge.

In die geräumige Hütte eines sehr intelligenten Jagdhundes brachte ich einst in der Abwesenheit des Hundes eine Puppe, die ein verschiedenfarbig gekleidetes Männchen darstellte. Bei seinem Eintritt in die Hütte wich der Hund bei diesem Anblick zurück und bellte lange. Erst nachdem er sie lange umkreist und argwöhnisch berochen hatte, entschloss er sich einzutreten, aber er blieb auf der Schwelle, seine Blicke ängstlich auf die Puppe gerichtet. Nach einigen Tagen gewöhnte er sich an sie und blieb bei ihrem Anblick gleichgültig. Ich muss hinzufügen, dass ich ihn vom ersten Tage an durch Freundlichkeit und Strenge daran hinderte, sie zu zerreißen. Eines Tages aber bewegte ich, ohne selbst gesehen werden zu können, als der Hund ruhig dalag, mittels eines Fädchens stark die Arme der Puppe, worauf der Hund zusammenfuhr, aufsprang und bellend die Hütte verliess, bald aber zurückkehrte, und wie zuerst fortwährend bellte. Endlich gewöhnte er sich wieder daran, aber bei jeder Wiederholung und Verstärkung der Bewegung dauerte es lange, bis wieder Gewöhnung eingetreten war.

In einem Zimmer hatte ich verschiedene Arten von Vögeln freigelassen, die ich erwachsen im Netz gefangen hatte. Das Fenster, das auf einen Garten ging, hatte keine Scheiben, sondern war nur mit einem feinen Drahtgitter verschlossen, sodass ein beständiger Luftwechsel stattfand. Mitten in das Zimmer stellte ich eine Pflanze in einem grossen Blumentopf, auf die sich die Vögel oft setzten. Diese, erwachsen auf dem Lande eingefangen, waren sicher an Wind und an die Bewegung der Zweige der Bäume durch den Wind gewöhnt und empfanden also bei einer Erscheinung, welche sie aus

Erfahrung wiedererkannten, keine Furcht. An der Spitze der Pflanze war ein Faden befestigt, und wenn ich durch ein Loch in der Thür einen Zug ausübte, während ich durch ein anderes beobachtete, bewegte sie sich ungefähr wie im Winde. Dazu wartete ich einen Tag ab, an dem es sehr windig war, sodass man das Geräusch des Windes draussen hörte und eine starke Zugluft durch das Fenster drang, um die Versuchsbedingungen den natürlichen so ähnlich wie möglich zu machen. Nichtsdestoweniger flatterten die Vögel, wenn ich die Pflanze unter dem Geräusch des Windes stark hin- und herbewegte, erschreckt auseinander, und auch wenn nach mehrfacher Wiederholung der Bewegung dann alles ruhig blieb, hielten sie sich von der Pflanze fern und einige wagten nicht sich hinaufzusetzen.

Einmal arbeitete ich ein Kinderspielzeug, ein Uhrwerk, das beim Aufziehen einen hölzernen Stern wie eine Windmühle trieb, so um, dass mit Hülfe von Gewichten die Bewegung soviel wie möglich verlängert wurde; einer meiner jungen Freunde, ein ausgezeichnet praktischer Kopf, unterstützte mich dabei. Dieses Spielzeug wurde in einem Käfig so aufgestellt, dass es von aussen in Bewegung gesetzt werden konnte. In den Käfig brachte ich einen Sperling, der aus dem Nest genommen war und also auf dem Erfahrungswege noch nichts von der Aussenwelt wissen konnte. Es kostete viel Geduld, da ich mehrmals täglich das Spielzeug aufziehen musste und dasselbe dabei leicht beschädigt wurde, aber ich unterzog mich der Mühe. Nun beachte man, dass der Sperling schon im Käfig war, als er noch künstlich ernährt werden musste, er wuchs also bei der Bewegung der kleinen Mühle heran. Auch als erwachsenes Thier zeigte er niemals, dass er ihre Gegenwart bemerkte, und behandelte sie nicht anders als die übrigen Gegenstände in seinem Käfig. Eines Tages nahm ich den Sperling aus dem Käfig und setzte dafür einen Zeisig, der auch aus dem Neste genommen, aber fern von diesem Geräth aufgewachsen war, hinein:

er gerieth in Schrecken und konnte sich erst nach langer Zeit daran gewöhnen. Hierauf entfernte ich auch diesen und setzte dafür einen Stieglitz hinein, der als erwachsenes Thier auf dem Lande eingefangen war: seine Furcht vor der kleinen Mühle war eine derartige, dass er kaum sich zu bewegen getraute, und so fort.

In einem Zimmer des Erdgeschosses, in dem ich gewöhnlich arbeitete, hing ich eines Tages an eine hohe Stange, die auf einem schweren Holzgestell befestigt war, ein altes Leintuch, das fast bis zur Erde reichte; auf der Spitze steckte ein abgetragener Jagdhut, während das Leintuch an verschiedenen Orten aufgebauscht war, und so ungefähr Gesicht und Brust nachahmte. Als mein Hund, wie gewöhnlich, eintrat, fixirte er argwöhnisch diesen Gegenstand, näherte sich langsam, um ihn zu beschnüffeln, und umkreiste ihn aufmerksam. Weiter erfolgte nichts und mehrere Tage hintereinander rollte er sich lang zu meinen Füßen zusammen, wo ich eine Strohmatten ausgebreitet hatte, solange als er wie gewöhnlich mir Gesellschaft leistete. Eines Abends bei Mondschein, bei dessen Zwielficht sich aber die Gegenstände draussen noch hinreichend unterscheiden liessen, trug ich diese unförmliche Puppe in eine Art von Garten, der an mein Zimmer stiess, und stellte sie dort zwischen zwei Pflanzen unter etwas Gebüsch auf. Nach Hause zurückgekehrt, rief ich den Hund und liess ihn ruhig mit mir bis zu einer Stelle gehen, von wo man die Puppe in einiger Entfernung sehen konnte, so jedoch, dass man die Identität mit jener ihm schon geläufig gewordenen leicht erkennen konnte. Kaum bemerkte der Hund diese Erscheinung, als er zähnefletschend vor Zorn stehen blieb und zu bellen anfang, und als ich ihn zum Vorwärtsgehen antrieb, flog er nach dem Hause zurück. Nachdem ich dann den Hund wo anders eingeschlossen hatte, brachte ich die Puppe an ihren gewohnten Platz zurück, zündete die Lampe an, die jenen Gegenstand hell beleuchtete, und führte ihn wieder in das Zimmer. Beim ersten Anblick der

Puppe blieb er einen Augenblick argwöhnisch stehen, aber als ich mich wie gewöhnlich an mein Tischchen setzte, kehrte er nach einer augenblicklichen Unschlüssigkeit, die Puppe wiederholt beriechend, wieder zu seinem Lager zurück.

Mit Kaninchen, Vögeln, Hunden und andern Thieren habe ich auch folgenden Versuch angestellt. Ich nahm Holzstäbchen von entsprechender Länge und brachte sie so in die verschiedenen Käfige und Verschlüsse, dass sie von den Thieren bemerkt und auch wol in irgendwelcher Weise benutzt werden konnten. Nach Verlauf einiger Tage richtete ich es so ein, dass während ich hinter einem Schirm oder einem Vorhang versteckt und also für die Thiere unsichtbar war, die Stäbchen von ihrem gewohnten Platz entfernt und die Thiere unversehens leichter oder stärker damit berührt und gereizt wurden. Dreimal unter fünf flohen sie sofort, flatterten davon und wichen wie bei der Berührung eines lebenden Gegenstandes zurück; denn, wie gesagt, sie sahen weder mich noch meine Hand. Und die, welche weniger sich berührt fühlten, hüpfen doch vorwärts und blickten da und dorthin, wie unschlüssig und ärgerlich. Ich könnte noch weiter viele andere zu demselben Zweck angestellte Versuche beschreiben, die im ganzen immer dasselbe Resultat hatten. Doch mag es mit diesen wenigen genug sein, man wird aus ihnen sehen können, wie vorsichtig und methodisch ich bei meinen Studien zu Werke ging, ebenso dass die angeborene spontane Belebung und Personification des Inhalts der thierischen Sinnesempfindung immer sich bestätigt und dass die Gleichgültigkeit der Thiere für Gegenstände, unter denen sie sich befinden oder befinden können, in dieser Weise aufgefasst werden muss.

Der lebhafteste, unaufhörlich wirksame Trieb unter allen Lebensfunctionen der Thiere ist das Nahrungsbedürfniss. Die Nahrung kann nun bekanntlich thierischer, pflanzlicher oder gemischter Natur sein. Für die ausschliesslichen Fleischfresser ist es selbstverständlich,

dass der Gegenstand, welcher diesem Bedürfniss abhilft, ein lebendes Wesen ist, dessen er sich mit List, Nachstellung und bisweilen unter fürchterlichen Kämpfen bemächtigen muss. Diese sehr zahlreichen Thierspecies treten also auf solche Weise täglich mit einer Welt lebendiger, ihnen ähnlicher Wesen in Berührung und die objective Realität löst sich für den grössten Theil ihrer Lebensdauer in lebendige mit Verstand und Willen begabte Wesen auf. Aber auch die pflanzliche Nahrung ist für die Herbivoren, Frugivoren, Granivoren und die gemischten Pflanzenfresser, nicht, wie es bei uns der Fall ist, etwas objectiv Reelles, das mit seiner Materie bewusstlos ein Bedürfniss befriedigen kann; nein, jene Kräuter, Körner, Blätter und so fort erscheinen dem Thier als wollende virtuelle Dinge, welche man überwinden muss, als lebendige nur normaler Weise stille Wesen, welche sich nicht zur Wehr setzen, wie gegen den Fleischfresser seine lebende Beute.

Man beobachte doch, wie ein Herbivore oder Granivore vor Zorn ausser sich geräth, wenn ein schwieriger zu überwindender Zusammenhang mit der Erde, mit dem Zweige, der Aehre den Zugang zur Nahrung verhindert und erschwert, dass sie sich dann gegen sie benehmen wie jemand, der sich über eine Widerpenstigkeit ärgert. Man beobachte, wie sie, während sie ruhig einen Zweig entblättern, Aehren entkörnen oder hohes Gras abweiden, erschreckt zurückweichen, wenn aus irgendeinem Grunde sich diese Zweige, Aehren, Kräuter in ungewöhnlicher Weise bewegen! — wir haben vorhin dafür Erfahrungen beigebracht. Also auch das Futter wird in einer oder der andern Weise als ein mit ähnlicher Empfindung und Willen begabtes Wesen gedacht. Und wie oft waren wir nicht Zeuge, wenn wir den Thieren bei ihren Spielen zuschauten, dass sie sich gegen leblose Objecte so betragen, als ob sie wirklich Bewusstsein und Willen besässen?

Das Thier hat also bei allen Dingen, die seiner Wahrnehmung zugänglich sind, die unbestimmte Vor-

stellung eines lebenden, bewusst handelnden Wesens. Und dies deshalb, weil es seine innere Thätigkeit in der Aussenwelt objectivirt und wie in einem Spiegel wiedererkennt, und weil es in Ermangelung der Verdoppelung seiner Geisteskräfte und folglich auch einer willkürlichen reflectirenden Aufmerksamkeit — zu dem Begriff einer einfachen äussern Realität von Naturkörpern oder Naturerscheinungen sich nicht aufschwingen kann. Jedes Object, jede Erscheinung ist für das Thier ein virtuelles wollendes Ding, ein lebendes Wesen, das gleich ihm selbst empfinden und begehren kann. Sicherlich gibt es auf der ungeheuern Stufenleiter der Wesen, welche das natürliche System bilden und welche der thierischen Wahrnehmung zugänglich sind, in Bezug auf den normalen Verlauf des thierischen Lebens verschiedene Grade der Stärke, der Macht und Wirksamkeit der Beeinflussung. Aber alle werden in der Vorstellung des Thieres nach den Wirkungen, die sie ausüben, verschieden, jedes mit seiner Eigenart versehen; es formt sich alle nach der innern Gestalt seiner Eindrücke, Empfindungen und Instincte.

Die Aussenwelt ist für das Thier ein mächtiges Zusammenwirken lebender, bewusster und wollender Wesen und jedes Ding und jede Erscheinung hat nur so weit Werth, als sie persönliche Interessen berühren. Die objective einfache Realität, wie sie auf einer höhern Stufe rein als solche der menschlichen Betrachtung zugänglich wird, ist für das Thier nicht vorhanden. Wie ich weitläufig in meiner andern Arbeit bewiesen habe, kann es infolge seiner eigenthümlichen Beanlagung nicht dazu kommen, sich einen klaren Begriff einer solchen zu bilden, und deshalb nimmt diese Realität schliesslich für das Thier die Züge seiner eigenen Gestalt an. Der unaufhörliche Fluss der Dinge, in dem Alles nach den Gesetzen treibt, die ihm Leben und Bestand sichern, ist für das Thier nur ein ungeheueres endloses Drama geformter oder formloser, immer aber thätiger Wesen, die bald zu seinem Nutzen, bald zu seinem Schaden handeln, ihm wohl- oder übelgesinnt, erwünscht oder lästig

sich zeigen; deshalb und nur deshalb sind auch sein Sinnesleben und seine Beziehungsfunktionen so tief und erregbar. Auch unter leblosen Dingen ist das Thier niemals allein, auch ohne die Gesellschaft gleicher oder anderer Thiere hat es immer das Gefühl, in einer vielgestaltigen Welt von bewussten und handelnden lebenden Wesen sich zu befinden.

Diese beständig bewusste Belebung aller Naturkörper und Erscheinungen — ein Seelenact, der spontan und mit Nothwendigkeit aus der physisch-organischen Constitution der Thiere hervorgeht, löst sich also in eine allgemeine Personification der Erscheinungen selbst auf. In der That haucht das Thier einer jeden mit grösserer oder geringerer Kraft und Intensität seine eigene persönliche Seele ein; diese selbst begreift die Dinge nur insoweit, als sie dieselben sich assimiliren kann, und assimilirt wiederum in ihnen beständig sich selbst. Sein Verkehr mit der Aussenwelt findet in dem Spiegelbild seine natürlichen Grenzen, das ihm sein Inneres von der Welt oder die Welt von seinem Aeussern liefert; es begreift die Welt, in so weit es sich in der Welt selbst begreift.

Für die eingehendere Forschung besteht also die Eigenthümlichkeit der thierischen Sinneswahrnehmung in der bewussten Personification der Naturobjecte und Naturerscheinungen. Es ist das eine Wahrheit, die, wie ich glaube, bei unserm Versuch, eine wirkliche Erklärung für den Ursprung des Mythos und der Wissenschaft beim Menschen zu finden, Führer und Leuchte abgeben wird.

Personification insofern als die
Möglichkeit willkürlicher Vorwärts-
bewegung (u. zielbewußter Direction
änderung) manifest ist.
"Enact" ? Opern 98

DRITTES KAPITEL.

Sinneseindruck und Sinnesempfindung beim Menschen.

Beim Menschen finden — wie schon klar gezeigt wurde — die Sinneseindrücke und die Sinnesempfindungen in derselben Art statt wie beim Thier, und zwar ihr physiologischer Antheil ebenso gut als wie ihr psychischer. Wenn sich bei uns aus der Verdoppelung unserer geistigen Fähigkeiten die Wissenschaft und eine rationelle Methode für das Verständniss der Aussenwelt entwickelt, so dauert es doch sehr lange, bis diese Function — eine Folge jener Verdoppelung — sich zu einer erspriesslichen Thätigkeit heranbildet; in seinen Anfängen ist unser Geistesleben von dem der Thiere so gut wie nicht verschieden.

Es ist richtig, dass sofort nachdem jene höhere Eigenschaft, das Bewusstsein, in uns wirksam wurde, der Mensch sich selbst verborgen, eine neue wunderbare Schule zu durchlaufen begann, welche ihn bald weit über die Thiere erhob: es keimten die ersten Anfänge der Wissenschaft. Aber jener rationelle Antheil des Geisteslebens war noch mit dem rein thierischen so eng verbunden, dass beide auch in Wirkungen und Producten, wie in dem natürlichen Gange ihrer Thätigkeit nicht voneinander zu trennen waren. Um so eher sind wir daher berechtigt, die Gleichheit, welche zwischen den ersten Vorgängen der Sinneswahrnehmung bei Mensch und Thier theilweise besteht, zu einer fast vollkommenen, wenigstens mit Bezug auf ihre ersten Aeusserungen und Producte zu erweitern.

Die in sich lebendige Sinneswahrnehmung, welche als untrennbarer Bestandtheil jeder Handlung und Gemüthsbewegung das Thier beherrscht, findet sich in gleicher Weise auch beim Menschen; denn seine thierische Na-

tur ist mit der der andern Thiere und besonders jener höhern, welche ihm zunächst stehen, absolut identisch. Ja auch der geistige Inhalt der Sinneswahrnehmungen wird auf dieselbe Weise nach denselben physiologischen und psychischen Gesetzen gewonnen. Es gelang uns zu erkennen, warum beim Thier — nämlich nach einem aus der Coordination seiner Natur mit den Erscheinungen der Aussenwelt folgenden Gesetze — das eigene Ich in die Objecte der Sinneswahrnehmung übertragen, in ihnen objectivirt wird, und warum deshalb bei ihnen die Eigenthümlichkeit sich findet, alle Dinge als lebende, bewusst handelnde Wesen zu betrachten. Dasselbe bestätigt sich aber auch für den Menschen: auch seine ganze Umgebung wird in der Wahrnehmung für ihn lebendig.

Wo der Mensch spontan und unmittelbar ein Object oder eine Erscheinung der Aussenwelt sinnlich wahrnimmt und sich ihrer bewusst wird, besonders in der ersten Zeit seines Lebens, müssen es die ursprünglichen und der ursprünglichen Beschaffenheit dieser Function entsprechende Effecte sein, die sich bei diesem Act am schnellsten zeigen; langsam, aber sicher folgt dann im Laufe der menschlichen Entwicklung aus dieser primären Thätigkeit eine bewusste aufmerksame Analyse des wahrgenommenen Objects. Daher sind die Vorgänge bei der menschlichen Sinneswahrnehmung und die Bedeutung ihrer Effecte ganz sicher dieselben wie beim Thier.

Wenn jener physisch-organische Vorgang der Sinneswahrnehmung beim Menschen ursprünglich denselben Bedingungen wie beim Thier unterliegt, so muss er auch identische Wirkungen äussern, also in Bezug auf sich und die Aussenwelt, solche wie wir sie bei letztern gefunden haben. Das mächtige Leben seines Innern, das dem Menschen wie dem Thiere zum Bewusstsein kommt, wird sich auch in die wahrgenommenen Objecte oder Erscheinungen ergiessen, es werden diese zu lebendigen handelnden Subjecten umgestaltet. So wird die

Welt mit allen ihren Formenreihen und Gestalten als ein Ganzes wollender bewusster guter oder böser Wesen erscheinen; alle *potentia* thätig und *actu* nur dann, wenn sie modificirend, ermunternd oder zurückweisend in sein Leben eingreifen. Der letzte Effect aber dieses vermeintlichen bewussten Handelns aller dieser einzelnen Subjecte wird ihre oft bestimmte, oft unbestimmte, aber immer thätig und wirksam gedachte Personification sein.

Und wenn wir über die historischen Erinnerungen der Culturvölker hinaus in die Dämmerung, die ihren Ursprung verhüllt, vordringen zu der Epoche, in der sie fast noch Barbaren waren und den Urzustand der Wildheit erst kurze Zeit hinter sich hatten, wird uns in dem Maasse, als wir vorwärts schreiten, die mythologische Auffassung und Betrachtungsweise der Welt und ihrer verschiedenen Erscheinungen immer intensiver und allgemeiner und unter immer mannichfaltigern Gestalten entgegentreten, und man wird immer klarer erkennen, wie alle diese Völker die Naturerscheinungen beständig personificirten und ihnen Gestalten gaben, die alle Eigenthümlichkeiten rein menschlicher und thierischer Sinneswahrnehmung an sich tragen.

Zum Beleg für diese Behauptung für unsere Rasse möge es genügen, auf die Zeugnisse hinzuweisen, die uns in den ältesten Hymnen der ältern Veda überliefert worden sind. Hier sieht man noch — soweit auch unser Geschlecht zur Zeit ihrer Abfassung auf der Bahn moralischer und intellectueller Vervollkommnung schon vorgeschritten war —, wie alles nach dem innersten psychischen Leben des Menschen gestaltet und objectivirt wird, wie der Mensch jede Naturerscheinung und Naturkraft nach seinem Bilde personificirt.

Und in der That, um ein Beispiel zu geben, wird in Agni nicht das Feuer im allgemeinen als Person und unter dem Bilde eines Menschen vorgestellt, sondern auch die Gestalt der Opferflamme, alles, was zum Feueranzünden gehört, alle Bestandtheile und Ab-

schnitte des Opfers, selbst die Thüren der Balustrade, die den Altar umgibt, das brennende Holz, das Gebet und das Gelübde, das dem Gott selbst dargebracht wird.*

Es gibt — hören wir diese alten erhabenen Sprüche und Gesänge des Rig — kein terrestrisches, meteorologisches, himmlisches Phänomen, das nicht, wenn auch mehr oder minder unbestimmt, personificirt würde. Diese Erscheinung kehrt aber in den ältesten Erinnerungen aller civilisirten Völker wieder. Aber auch, wenn wir uns von diesen zu der Beobachtung der wilden Stämme der Jetztzeit, zu den Völkern aller Continente und Inseln wenden, die am tiefsten in Barbarei versunken und von unserer Cultur und Wissenschaft also am weitesten entfernt sind, überall werden wir einen Hang zu demselben Glauben wiederfinden, nämlich ein intensiveres und allgemeineres Auftreten bizarrer Personificationen, welche sich im einzelnen um so mehr in die detaillirten Objecte eines vielgestaltigen Fetischdienstes spalten, je wilder, roher und barbarischer das Volk oder der Stamm ist, bei dem sie auftreten.

Und auch bei uns, in der Gegenwart mitten unter den civilisirtesten europäischen Nationen, was ist noch bei den untern Klassen der Land- und Stadtbevölkerung an Mythologie zu finden! eine um so lebendigere Mythologie, je ungebildeter das Volk ist, wie alle wissen, welche den Stand der Intelligenz bei allen Ständen der Jetztzeit gründlich studirt haben.**

* Man sehe unter anderm die schöne darauf bezügliche Arbeit von Adalbert Kuhn, Die Herabkunft des Feuers und des Göttertranks (Berlin 1859). Und die Hymnen des Rig: A. Maury, Croyances et légendes de l'antiquité.

** Vgl. das Werk von Wuttke, Deutscher Volksaberglaube — und das nicht ~~minder~~ wichtige von Ed. B. Tylor: Primitive Culture; ferner Hanusch, Rochholtz und viele andere.

Beim Kinde, welches eben anfängt zu laufen, sich frei zu bewegen, zu sprechen, aber auch beim Erwachsenen, wenn die Macht der Reflexion nur gering ist und dem Stande des thierisch-psychischen Organismus dadurch wieder näher kommt, findet eine solche freiwillige Objectivirung und Personificirung aller Objecte der Umgebung und des persönlichen Verkehrs beständig vor aller Augen statt. Das Kind gestaltet alles, was mit ihm in Berührung kommt, womit es scherzt und spielt, zu Personen und Thieren um und spricht, lärmt und lacht ganz allein mit ihnen, als wenn diese Dinge wirklich fühlen, wollen, gehorchen könnten u. s. w.; als ob sie kurzweg wirklich Personen oder Thiere wären. Und so gross ist dieser Instinct, wie ich es nennen will, beim Kinde, so mächtig dieses „Gesetz“ seines innern Menschen, sein Ich auf alle Dinge zu übertragen, sich in ihnen zu objectiviren, dass es von sich in der dritten Person spricht. Oft sagt es nicht „ich will“, „ich habe Hunger“, sondern „Hänschen will“, „Hänschen hat Hunger“, wenn es so heisst. Dieselbe Erscheinung tritt als Product einer rückläufigen Entwicklung wieder bei Greisen auf, von denen man dann mit Recht sagt, dass sie wieder zu Kindern geworden sind, wenn nämlich durch Schwächung der Reflexion der ursprüngliche thierische Zustand in grösserer Reinheit zurückbleibt. Aus einem analogen Grunde findet sich dieses Phänomen, wie wir sehen werden, auch bei Wahnsinnigen, wenn die Directive der Reflexion aus pathologischen Ursachen mangelt.

Wenn also im Urzustande der civilisirten Rassen, bei der Barbarei der heutigen Wilden, bei dem unwissenden niedern Volke und beim Kinde — Entwicklungsstufen des Geistes, welche dem der Thiere am nächsten stehen — die Personification des Inhalts der Sinneswahrnehmungen thatsächlich so klar erkennbar und allgemein verbreitet sich findet, so ist es offenbar, dass sie auch im höchsten Maasse dem intellectuellen Leben der Thiere zukommt, und dass der Mythos, in den eine

solche Personificirung und Belebung aller Dinge sich auflöst, seine letzten Wurzeln im Thier hat und nur aus seiner Natur wirklich mit Nothwendigkeit hervorgeht. Diese von mir aufgefundene Thatsache ist, glaube ich, für die Wissenschaft neu, und wird über die Geschichte des menschlichen Denkens noch viel Licht verbreiten können.

M'Lennan bemerkt, dass „der Mensch mit richtiger Erkenntniss der Universalität des Lebens alle Erscheinungen desselben mit der einfachsten Hypothese, die sich ihm darbot, zu erklären versucht hätte, nämlich der, dass die Lebensvorgänge an Thieren und Pflanzen, die Wirkungen aller Naturkörper und Naturkräfte auf die Wirksamkeit bestimmter Geister zurückgeführt werden müssten, die in der Art thätig sind, wie er sie in sich selbst thätig fühlt.“* Diese Behauptungen M'Lennan's und aller, die mit anthropologischen Untersuchungen über den Ursprung der Religionen und des Mythos im Besondern sich beschäftigen, ist jetzt eine anerkannte Thatsache, aber keiner hat meiner Ansicht nach eine vollständige Erklärung dafür geliefert. Sie halten diese Anschauung für einen Ausfluss psychischer, absolut nur für den Menschen gültiger Gesetze, während wir zeigten, dass der Effect dieser Gesetze in seinen letzten Ursachen das eigentliche Wesen der thierischen Sinneswahrnehmung bildet; sie finden eine rein menschliche Vernunfthypothese, die als erster Versuch, die Gesetzmässigkeit der Welt zu erklären, zu gelten hat, in dem, was nur eine spontane

* The Worship of Animals and Plants. Fortnightly Review 1869. Und ungefähr so denken alle. Vgl. Tylor, Early History of Mankind (1865); Lubbock, Origin of Civilisation (1870) — und den Aufsatz von Herbert Spencer in der Fortnightly Review, Mai 1870; Waitz, Anthropologie der Naturvölker; Bastian, Der Mensch in der Geschichte — und viele andere.

primäre Anschauungsform der thierischen Intelligenz ist.

Besser drückte sich Alger aus, wenngleich auch er die wahren Ursachen speciell des Mythos verkannte. „Das Gehirn des Wilden“, sagt er, „scheint von der Idee beherrscht, dass jeder beliebige Gegenstand eine Seele hat, die genau der menschlichen gleicht. Der Gebrauch, verschiedene Dinge mit der Leiche zu verbrennen und zu begraben, wird wahrscheinlich in vielen Fällen von dem Glauben eingegeben, dass jedes Ding seine «Manen» hat.“*

Und in der That ist die ursprüngliche psychisch-organische Zusammensetzung der thierischen und menschlichen Intelligenz so, dass sie spontan und mit Nothwendigkeit in jedem Naturobject und jeder Sinneswahrnehmung sich selbst objectivirt. Sie belebt und personificirt die Natur eben nach eigenen Gesetzen und nicht auf Grund einer durch Reflexion gewonnenen Hypothese, als ob die Personificirung die bewusst angestrebte Lösung eines Problems wäre. Eine solche „Lösung“ ist bei den Thieren unmöglich, weil sie, wie wir gezeigt haben, nicht die Fähigkeit besitzen, tiefer in die Erscheinungen einzudringen; ebenso wenig aber beim Urmenschen, weil er die vernünftige Ueberlegung zwar besitzt, aber noch nicht entwickelt hat.

Der Anfang der wirklichen Reflexion findet sich nicht in der Eigenthümlichkeit, aus der Natur eine Mythenwelt zu machen — denn diese Eigenthümlichkeit ist im Gegentheil ein spontaner und gesetzmässiger Effect des thierischen und menschlichen Geisteslebens — sondern entwickelt sich erst nach langem Beharren in Wildheit und Unwissenheit. Hier ein Beispiel, wie das Zeitalter der Reflexion, nach M'Lennar und andern der Hypothesen, in der Entwicklung des menschlichen Geistes

* Alger, Critical History of the doctrine of a future Life.

in Wirklichkeit beginnt. „Es sind jetzt 12 Jahre“, sagte Sekesa, ein intelligenter Kaffer, zu Arbrousset*, „dass ich eines Tages meine Heerde hütete. Das Wetter war trübe; ich setzte mich auf einen Felsblock und legte mir selbst folgende Fragen vor, mit mir unzufrieden, weil es mir unmöglich war, sie zu beantworten. — Wer hat die Sterne gemacht? Worauf ruhen sie? Das Wasser ermüdet niemals und läuft vom Morgen bis zum Abend, und vom Abend bis zum Morgen; wo steht es still? Die Wolken ziehen und ziehen und lösen sich in Regen auf. Woher kommen sie? Wer sendet sie? Unsere Zauberer geben uns gewiss nicht den Regen, wie könnten sie ihn denn machen? Und ich sehe sie nicht zum Himmel steigen, ihn zu holen. Ich kann den Wind nicht sehen; und was ist eigentlich der Wind? Wer gibt ihm seine Richtung? wer lässt ihn wehen? wer lässt ihn uns mit seinem Heulen erschrecken? Und weiss ich vielleicht, wie die Saat keimt? Gestern Abend war nur ein einziges Hälmchen auf meinem Felde, und heute ist es ganz voll? Wer kann der Erde den Verstand und die Fähigkeit, sie hervorzubringen, gegeben haben? . . . Und ich presste die Hände gegen mein Gesicht.“ Und andererseits eine Stelle des Rigveda, wo es heisst: „Die Sterne hoch oben, die man nachts sieht, wohin gehen sie bei Tage?“

Das ist die Stufe der intellectuellen Entwicklung, auf der der Wilde und Unwissende spontan zwar, aber doch auf dem Wege der Reflexion das causale Verhältniss wirklich zu suchen beginnt, und auf dieser Stufe kann er überhaupt erst mit Mythen den natürlichen Verlauf der Dinge hypothetisch zu erklären versuchen, welche dann aber nicht mehr die primären, sondern secundäre sind. Der wahre Ursprung des primären Mythos, der die ganze Welt belebt und personificirt, findet sich nicht auf dieser Stufe, noch beginnt er auf

* The Basutos.

ihr, sondern viel früher im menschlichen Leben, ja er erstreckt seine Wurzeln, wie wir gezeigt haben, bis auf das Thier herab.

Vergleichen wir diese beiden Perioden der intellektuellen Entwicklung, so ist es sicher, dass eine sehr grosse Verschiedenheit zwischen jener herrschte, in der Sekesa sich solche Fragen vorlegen konnte, und der andern, in der noch tiefer stehende Völker noch von Natur an Seelen, Geister und Schatten von Steinen, Stäben, Waffen, Gewässern, Quellen, überhaupt eines jeden Naturobjectes und Phänomens glauben, wie die Algonkin, die Bewohner der Fidschiinseln, die Karen von Birma, die Karaiben, die Neger von Guinea, die Neuseeländer, die Tongusen, die Grönländer, auch die Esten, die Peruvianer und eine Menge von andern rohen oder barbarischen Völkern. Und nicht nur materielle Dinge sind es, die sie beleben und personificiren, sondern auch die Krankheiten und Heilmittel selbst.

Das Alpdrücken z. B. hiess in der nordischen Mythologie Mara, ein Geist, der die Schlafenden quälte. Es ist das deutsche Mar, wie in dem Sprichwort: „Dich hat geritten der Mar.“ Die Wurzel ist Mar = Pferd. Englisch *nightmare*, französisch *cauchemar*, griechisch *Επιάνης* — einer, der aufsitzt. So ist es mit der Epilepsie, welches Wort von jemand Befallensein bedeutet; es war ein *morbus sacer*, wie alle Nervenleiden, und die damit Behafteten hiessen vom Dämon besessen. In gleicher Weise fasste man alle Geistesstörungen auf. Im Hebräischen hiess Saul's Schwermuth „böser Geist von Gott“. Tobsüchtig — „*qui a daemone abreptus est*“. Die Perser nannten die Wahnsinnigen Gottes Verrückte. Auf Tahiti nannte man den Geistesgestörten Eatooa, das heisst von einem göttlichen Geist besessen; und auf den Sandwichinseln wurden sie als von der Gottheit Besessene verehrt. Diese bösen Geister, unter denen man die Krankheiten personificirt glaubte, konnte der Mensch bei allen Völkern mit Ceremonien und Be-

schwörungen besänftigen. Die Rothhäute fürchten immer die Angriffe böser Geister und nehmen, um sich von ihnen zu befreien zu den phantastischen Gebräuchen und Beschwörungen ihrer Priester und der Macht ihres Manitu ihre Zuflucht. Ihre Verehrung und Opfer wurden mehr von Furcht, als von Dankbarkeit inspirirt.

Tanner („Narrative of a captivity among the Indians“) hörte eines Tages einen Reconvalescenten tadeln, er hätte sich unbedacht der Luft ausgesetzt, während sein Schatten sich noch nicht vollständig wieder bei ihm fixirt hätte. Es ist dieselbe Ideenverbindung, wenn der Zauberer Malgaco, der einen Kranken heilen will, in ein Grab ein Loch macht und dort den Geist herauskommen lässt, den er dann mit seiner Kopfbedeckung fängt und in den Kopf des Kranken zu fahren nöthigt. Der Krankheitsverlauf wurde als ein Kampf zwischen dem Kranken und dem bösen Geist der Krankheit aufgefasst. „Prophylaxe“ heisst griechisch die Vorpostenaufstellung, „Agonia“ der Höhepunkt der Schlacht und „Crisis“ der Tag der Entscheidungsschlacht, wie bei Polybius, LIII, c. 89. (Vgl. Marzolo: „Parole e medaglie in medicina.“) Die Medicin vermischte sich immer und zwar von Anfang an mit der Zauberei; Zauberei aber ist die ursprüngliche Form der Naturauffassung. In Indien hielten im Alterthum die herrschenden Arier die wilden Urbewohner für der Zauberei kundig und trauten ihnen die Fähigkeit zu, nach Belieben jede Gestalt anzunehmen. (Muir, „Sanskrit Texts.“) Der Priester der schwarzen Fetische glaubt auch in Abwesenheit des Kranken seine Krankheit aus seinen Kleidern oder aus sonst einem Stück seines Besitzes zu erkennen. (Burton, „Westafrika“; Tylor, „Primitive Culture.“) Der Glaube an den „bösen Blick“ findet sich ausser bei einer Menge anderer Völker auch bei den Indiern der Veden. Im Rigveda wird die Neuvermählte ermahnt, ihren Gatten nicht mit dem bösen Blick anzusehen. So auch bei den alten Griechen. Der *oculus fascinus* der Römer, der *malvagio occhio* der Italiener haben denselben

Ursprung. Das altdeutsche *Rito*-(Fieber) war ein Geist (Alb), der auf einem Kranken ritt. Eine Stelle des Rigveda besagt, dass der Uhu, das Käuzchen, der Hahn, der Geier, der Hund und der Wolf die Gestalten sind, welche die Dämonen bei ihrer Verwandlung annehmen. (Pictet, „Origines indo-européennes.“) So gross ist die Kraft, mit der das eigene psychische Leben auf alle Dinge übertragen wird und alles also einer universellen Metamorphose unterliegt. Kuhn identificirt das griechische *ἰάουαι* mit dem Sanskritwort *yavayami*=arcere, avertere, und im Rigveda steht dieses Wort im Zusammenhang mit *amiva*, Krankheit; es ist also der Dämon, die Ursache der Krankheit, den man vertreiben muss. Und der Arzt ist, auch in der Bedeutung eines andern alten Sanskritwortes, der Beschwörer der Krankheit, der, welcher mit ihrem Dämon kämpft. Der Brauch, die Krankheiten mit Beschwörungen zu heilen, findet sich auch bei den Griechen in den ältesten Zeiten, den Römern und allen europäischen Völkern, aber auch bei den wilden Stämmen der ganzen Welt, wie wir im Lauf dieser Abhandlung noch genauer sehen werden.

Die Objecte der Sinneswahrnehmung werden beim Menschen, wie bei den Thieren kraft einer besondern Beschaffenheit und als angeborene Fähigkeit ihres Sensoriums und ihrer Intelligenz von Anfang an als denkende und handelnde lebende Wesen betrachtet. Die allgemeine Personificirung aller Naturkörper und Naturerscheinungen, sei es unter dem Bilde eines Thieres, sei es in unbestimmter Form, ist also Thatsache; es ist eine spontane Reaction ihrer Psyche auf die Aussenwelt. Es ist das eine Wahrheit, an der meiner Meinung nach jetzt kein Zweifel mehr erlaubt ist und die im Laufe unserer Arbeit auch noch genauer begründet werden soll.

Allein diese Erscheinung nimmt für den, welcher sie nur in ihrem ersten Auftreten und in den Gesetzen, denen sie ursprünglich beim Thier und beim Menschen

als Thier unterworfen ist, betrachtet, ein ganz neues Aussehen an und tritt uns mit verdoppelter Energie entgegen, wenn man sie bei dem zur Vernunft, das heisst zur Verdoppelung seiner geistigen Grundeigenschaften emporgestiegenen Menschen näher aufsucht. Die Belebung und Personificirung der Körper und Phänomene steht bei den Thieren immer in einem bestimmten Verhältniss zur Beschaffenheit der Aussenwelt selbst, das heisst, die Thiere übertragen sich, objectiviren sich, nehmen sich, sozusagen, selbst wahr, aber nur in jeder realen Gestalt, die sie reizt, einschüchtert, anlockt und bedroht, und die spontane Thätigkeit ihrer Psyche, welche eine solche Beseelung zur Folge hat, findet in der Beschaffenheit ihrer Sinneswahrnehmung die nothwendige Grenze ihres Wirkungskreises. Mit Einem Wort, sie leben inmitten eines objectiven Naturschauspieles, das in ihrer Sinneswahrnehmung willkürlich Leben gewinnt; und in dieser ewigen Transformation erschöpft sich die ganze Lebenskraft ihrer innern Persönlichkeit.

Beim Menschen vollzieht sich ausser dieser vom Thiere überkommenen äusserlichen Belebung der Naturerscheinungen noch eine andere tiefere und schönere Personificirung: nicht allein die äussern Dinge leben, sondern auch das Innere, Wahrnehmungen, Ideen, Empfindungen und Gefühle jeder Art. - Wie wir wissen und wie ich in meiner frühern Arbeit gezeigt habe, hat der Mensch nicht allein die Vorstellung eines äussern oder innern Objectes, sondern eine Vorstellung von dieser Vorstellung. Die Aussenwelt, oder die Bewegungen seines Innern können daher auf Grund der Herrschaft seines Willens über alle Seiten seiner Psyche noch einmal willkürlich Object einer innern Anschauung und Betrachtung werden. Durch diesen Process verdoppelt sich, wie wir erkannten, die äussere und innere Welt in dem idealen Innern des Menschen während er als Effecte die Specification oder die Analyse der sich darbietenden Vorstellungen, ihre Generalisation oder die Abstraction aus sich erzeugt.

Hat der Mensch einmal den Zuwachs dieser spontanen Fähigkeit zu seiner innern Persönlichkeit erhalten, so fängt er ganz natürlich an, Aehnlichkeiten, Analogien, Unterschiede, Identitäten zwischen allen Dingen und Phänomenen, zwischen Stimmungen und Gemüthsbewegungen zu beachten und er gelangt dahin, sie zu sammeln und unter bestimmten Gesichtspunkten zu gruppiren, die in beständigem Fluss und Wechsel begriffenen Anschauungen unter einem homologen Typus zu vereinigen. Ein solcher Typus entspricht einer unbeschränkten Zahl von Vorstellungen äusserer oder innerer Objecte, die ähnlich, analog oder identisch sind und aus denen die Genera und Species des Intellects gebildet werden. Auf diese Weise entstehen Formen der innern Anschauung, wie z. B. Baum, Pflanze, Blume, Fluss, Quelle, Thier u. s. w., und andererseits Liebe, Hass, Schmerz, Zorn, Geburt, Tod, Kraft, Schwachheit, befehlen, gehorchen; kurz die generellen Begriffe aller Naturerscheinungen, wie der Seelenstimmungen und Gemüthsbewegungen.

Das Thier z. B. hat die Vorstellung einer bestimmten Pflanze, eines Baumes, wie derselbe gerade als etwas Reales und Individuelles seiner Wahrnehmung sich darbietet; und es personificirt die Pflanze, welche es in diesem Augenblick vor sich sieht, durch Uebertragung seiner eigenen Seele, besonders wenn es von ihren Früchten oder Blättern angezogen oder durch ihre Bewegungen im Winde in irgendeiner Weise erregt wird. Wie man sieht, personificirt das Thier alles aus einer innern Nothwendigkeit. Auch wenn es in seiner Thätigkeit auf ein materielles Hinderniss stösst, so findet es nicht, wie wir, den Grund des unvorhergesehenen Hindernisses in der Thatsache der Undurchdringlichkeit der Körper oder in einer *Vis major*, sondern es glaubt wirklich an eine beabsichtigte Durchkreuzung seines Weges und Zieles. Oft sehen wir das Thier die materiellen Fesseln, welche es in der Gefangenschaft oder in der Natur festhalten, nicht allein brechen und ab-

streifen, so gut es kann, sondern auch so sich benehmen, dass sein Zorn, seine Wuth gegen einen übelwollenden Feind deutlich aus seinem Betragen hervorgeht.

Doch belebt das Thier, um bei unserm Beispiel zu bleiben, nur jene einzelne und als einzelnes Ding gegenwärtige Pflanze und geht über diese Art nicht hinaus; ist das concrete Phänomen vorbei und seinen Sinnen entrückt, so ist auch seine Belebung vollständig verschwunden. Der Mensch indessen, mit der erwähnten Fähigkeit zu specificiren begabt, kommt, wenn er wiederholt Pflanzen wahrgenommen hat, die der ersten ähnlich oder analog sind, durch spontanes Erwachen seiner Reflexion oder mittels einer automatischen Thätigkeit seines Verstandes dahin, die Einzeldinge unter einem Typus zusammenzufassen, und so entwickelt sich der specifische Begriff eines Baumes in seiner Seele und fixirt sich im Gedächtniss. So schreitet er unablässig vorwärts von dem ersten Begriff zu dem einer Blume, einer Quelle, eines Flusses und unzähligen andern; es werden hiermit ideale Typen gebildet, welche selbst den rohesten Völkern und den concretesten und einfachsten Sprachen nicht ganz abgehen, da eine Sprache sonst überhaupt zur Unmöglichkeit würde.

Nun bringt dieselbe Naturnothwendigkeit, nach welcher für das Thier wie für den Menschen die Körper und Erscheinungen der Aussenwelt automatisch als Persönlichkeiten gedacht werden, den Menschen ihrerseits dahin, aus diesen specifischen Typen, welche er schrittweise bildete, lebendige Personen, sozusagen, zu machen. Diese Typen stehen in seiner Erinnerung so objectiv vor ihm, wie vor dem Thiere die Naturkörper.

Auf diese Weise personificirt der Mensch nicht nur, wie das Thier, die und die Eiche oder die und die Kastanie, welche im bestimmten Moment concret vor ihm stehen, sondern personificirt noch darüber hinaus in derselben Art den physischen Typus „Baum“, den er sich gebildet hat, oder „Blume“ oder „Quelle“ u. s. w.;

wie er den Begriff „Schmerz“, „Krankheit“, „Heilmittel“ oder irgendeine Kraft belebt.

Aus diesem Grunde finden beim Menschen zwei verschiedene Arten von Personificirung statt, beide gesetzmässige und spontane Erzeugnisse eines primitiven Geisteslebens; die der einzelnen Körper und Erscheinungen der Aussenwelt, und die der specifischen idealen Typen dieser selbigen Aussendinge sowol wie der eigenen Stimmungen und Gemüthsbewegungen. Man bedenke nur, dass in den ältesten Culturperioden die Aufstellung und Einreihung der specifischen Typen, wie die Klassifikationen überhaupt keine wissenschaftliche Genauigkeit beanspruchen konnten, sondern nur undeutlich und verschwommen existirten und noch mehr oder weniger im Fluss begriffen waren; dass hier leicht ein Typus mit dem andern verschmolz, dort zwei andere immer mehr voneinander divergirten. Diese beständige Aufeinanderfolge von nicht scharf ausgeprägten Bildern und Begriffen erweckte unser Inneres zu einem regen Leben und unterhält einen raschen und phantasie-reichen Scenenwechsel auf unserer geistigen Schaubühne; es erzeugt eine grössere Fülle von heitern und düstern Mythen und von Empfindungen, welche ihnen entsprechen.

Ueberdies beziehen sich die primordialen specifischen Typen ganz offenbar auf Naturerscheinungen und gehen so im Grunde ganz im Leben der Natur auf — während die, welche rationellen oder wissenschaftlichen Begriffen entsprechen, noch gar nicht oder nur sparsam erscheinen. Jedenfalls ist die Existenz dieser Typen und ihre Personification eine Thatsache, wie die ältesten Erinnerungen aller Völker bezeugen, der Cultur-rassen, wie der Naturvölker.

Die Personificirung der allergewöhnlichsten specifischen Typen, also der, welche sich direct auf die dem Menschen nützlichen oder schädlichen Thiere, Pflanzen, Mineralien und kosmischen Phänomene bezieht, ist dann auch die Quelle des Glaubens an Fetische, Genien,

Dämonen und Geister — Sinnbilder, in denen das Naturganze mit seinen Gesetzen, Instincten und Kräften dramatisch belebt wird. Diese Personificirung auf sich selbst angewandt, oder die eigene Objectivirung als Seiendes — ist erst ein Reflex der Aussenwelt. So ist es klar, wie gerade die Winde so oft zu Personen werden konnten, als diejenigen Erscheinungen, welche am frühesten und vielseitigsten durch angenehme Eindrücke die Aufmerksamkeit von Thieren und Menschen oder durch unangenehme ihre Besorgniss erregen. Durch die mechanische Kraft, das Pfeifen, überhaupt die verschiedenen Geräusche entzünden ihre Wirkungen leicht die so erregbare Phantasie der ersten Menschen, wie noch heutzutage der Unwissenden und Barbaren.

So ist der Hauch des Athems ein schwacher Wind, der weder im Wachen noch im Schlafe aufhört und erst mit dem Tode verschwindet; dieses Phänomen erregte daher unter denen, welche zusammen das Leben bilden, die Aufmerksamkeit und in ihm gipfelte der Begriff des Lebens. Und wie nun die wirklichen Winde spontan belebt und personificirt wurden, so wurde auch unser innerstes Wesen sicher zuerst in materieller Gestalt personificirt; und so kam jener Lufthauch dazu, für diese Person selbst angesehen zu werden.

Dies lässt sich aus den Wurzeln und Ausdrücken fast aller Sprachen beweisen. Hebräisch *nephesh*, *nshâmâh*, *ruach* — Seele, Geist — stammen alle von der Wurzel „athmen“. Griechisch *ἄνεμος*, lateinisch *animus*, Hauch, Wind, Seele und Geist. In dem Sanskritwort *âtman* haben wir die Reihenfolge der Bedeutungen, welche die Entwicklung des Mythos angeben, Hauch, Lebensgeist, dann die Person, das Ich. Andererseits, aber immer in derselben Ideenverbindung; heisst in Polynesien „denken“ — was in den arischen Sprachen, von der Wurzel *ci*, ursprünglich *colligere*, *comprehendere* bedeutet (deutsch begreifen und analog in vielen andern Sprachen) — „bauchreden“. In Bezug auf den Gang der Entwicklung erhellt daraus die zweite Thatsache, dass der

Mensch zuerst die Naturerscheinungen personificirte und sich dann dieser selben Personificationen bediente, um die Vorgänge seines Innern, seine Ideen und Gedanken zu personificiren. Und so musste es auch kommen, da das Thier zeitlich und logisch dem Menschen vorausgeht, und Sinnbilder äusserer Dinge eher entstanden, als die von Vorgängen des äussern Ichs.*

* Die Bewohner von Hawaii haben z. B. nur einen einzigen Ausdruck zur Bezeichnung von Liebe, Freundschaft, Achtung, Dankbarkeit, Zuneigung, Wohlwollen u. s. w., nämlich *aloha*; aber sie besitzen verschiedene Wörter für Abstufungen einer einzigen Naturerscheinung: so *aneane* leichte Brise, *matani* Wind, *puhi* das Blasen mit dem Munde, *hano* aus der Nase blasen u. s. w. Vgl. Hale, Polynesian Lexicon. Zu den typischen und specifischen Ideen kommen nach und nach alle Völker, einige befinden sich sozusagen noch jetzt in einem Uebergangsstadium. Bei einigen Stämmen der Finnen, Lappen, Tataren und Mongolen findet man kein bestimmtes Wort für „Fluss“, obgleich der kleinste Bach seinen Namen hat; sie haben kein Wort für „Finger“, trotzdem sie besondere Ausdrücke für den Daumen, den Ringfinger u. s. w. haben; sie können mit keinem Wort „Baum“ wiedergeben, aber sie haben Namen für die Fichte, die Birke, die Esche. Aber doch hat das Wort, das im Finnischen ursprünglich „Daumen“ bedeutete, allmählich die Bedeutung „Finger“ im allgemeinen erlangt, und der Name der Rauschbeere (*empetrum nigrum*), der eine bestimmte Bai bezeichnete, wo sie wuchs, bedeutete dann Bai im allgemeinen. (Castrén, Vorlesungen über finnische Mythologie.) Die anfängliche Unklarheit in der Abgrenzung wissenschaftlicher Begriffe, auf die ich hinwies und ihr beständiger Fluss, der ihre gegenseitige Verschmelzung und wieder ihre Neubildung ermöglicht, geht aus dem nähern Studium vieler Sprachen und vielen andern Erscheinungen hervor, welche sich noch heute bei gebildeten Personen finden. Als die Einwohner von Mallicolo zum ersten mal Hunde sahen, nannten sie sie *broods*, was in ihrem Idiom „Schweine“ bedeutet. (Pott, Etymolog. Forschungen.) Ganz so nannten die Einwohner der Insel Tauna die dorthin gebrachten Hunde *buga*, „Schwein“. Als man auf einer kleinen Insel des Mittelmeers zum ersten mal Ochsen zu sehen bekam, nannte man sie „gehörnte Esel“.

Es ist richtig, dass der Mensch unbewusst — das heisst ohne Ueberlegung — nicht allein die Aussenwelt, die aus ihr gewonnenen Vorstellungen und endlich die specifischen Typen personificirt, aber er personificirt auch das psychische Bild dieser einzelnen Wahrnehmungen, wie sie in der Erinnerung wiederkehren. Wenn z. B. der Urmensch einen Wasserstrahl wahrnimmt, welcher aus einer Felsspalte quillt, so belebt er, indem er hinter seiner Bewegung eine Absicht vermuthet, ebenso später sein Bild, wenn es im Gedanken wieder erscheint und nimmt es als wirklich existirend und lebendig wieder wahr. Er glaubt dann nicht mit einer blossen psychischen, und sozusagen, photographischen Wiederholung, sondern mit einer wirklichen concreten zu thun zu haben. So gilt fast bei allen alten Völkern und auch noch bei vielen unserer heutigen Wilden der eigene Schatten für etwas dem Körper Consubstantielles, gleichsam für seine innerste Essenz, weshalb auch die Geister der Verstorbenen in den verschiedensten Sprachen Schatten heissen.

Ohne Zweifel ist es schwierig, sich jetzt von dem geistigen Niveau der ältesten Menschen eine Vorstellung zu bilden, bei denen die Objecte der einzelnen Sinneswahrnehmungen in der Erinnerung wieder real und lebendig vor die Seele traten; aber diese Geistesstufe ist keine Hypothese, sondern Thatsache, wie jeder selbst beweisen kann, der scharfsinnig genug ist, diesen primären Zustand des Geistes da, wo er ist, noch heute herauszufinden. Im übrigen folgt die Richtigkeit dieser Behauptung auch mit Nothwendigkeit aus dem ganzen bisherigen Gange unserer Untersuchungen.

Man wird diese Verhältnisse leichter verstehen lernen, wenn man den Menschen, und besonders den Mann des Volkes betrachtet, wie er sich in einer leidenschaftlichen Erregung benimmt, wie er, auch allein, gesticulirt, laut spricht und Fragen beantwortet, die ihm von Personen gestellt werden, welche er in seiner Phantasie vor sich sieht und gegen welche er augenblicklich in Zorn ge-

rathen ist. Die Bilder dieser Personen und Dinge stehen wie leibhaftig vor ihm, sie werden seiner aufbrausenden Leidenschaft, in dem Sturm seiner Erregung zu wirklich existirenden, obgleich seine Seele nur ihr inneres Zeichen in diesem Augenblicke vor sich sieht.

Der Personificationsprocess, der in der menschlichen Seele thätig ist, wurde also in der langsamen allmählichen Entwicklung der geistigen Fähigkeiten des Naturmenschen zu einem dreifachen; nämlich erstens für die Theile der Aussenwelt an sich, zweitens für die Vorstellung, welche in der Erinnerung ihnen entspricht; endlich für die specifischen Typen dieser Objecte und Vorstellungen. Dieses umfassende nie endende Drama unsers Innern kommt uns heute fast nicht mehr zum Bewusstsein, kaum dass wir noch einen fernen, schwachen Widerhall vernehmen; aber wir brauchen nur auf die ursprüngliche Bedeutung der Wörter und Sprachwurzeln aller Sprachen näher einzugehen, um es wenigstens theilweise klar wiederzuerkennen; denn ihre jetzt verloren gegangene oder unverständlich gewordene Grundbedeutung war fast immer ein materieller Gegenstand, oder auch irgendwelche Geberde. Die bekanntern classischen Sprachen liefern hierfür viele dem Gebildeten genügend bekannte Beweise, dasselbe Factum kehrt aber auch bei allen Sprachen wilder Völker wieder.

Ia rau ist auf den Marquesasinseln das Wort, das für „Alle“ gebraucht wird; nun bedeutet aber *rau* „Blätter“ und heisst also — so zahlreich, wie die Blätter eines Baumes. So ist gegenwärtig *rau*, „der Schall“, das Wort, das sich mit dem Begriff „Alle“ deckt, aber ursprünglich bedeutet es etwas Thatsächliches, Reales und Concretes und das mussten die Alten fühlen, welche das Wort noch in diesem Sinne gebrauchten. Ebenso hiess zehn, *huru*, auf Tahiti „Haare“, *rima*, fünf, hiess eigentlich „Hand“. *Riri* heisst Zorn, wörtlich aber, „jemand der schreit“. *Uku* heisst (Marquesasinseln) den Kopf beugen, jetzt hat es die Bedeutung „ein Haus betreten.“ In Neuseeland bezeichnet

rûku — ursprünglich von derselben Bedeutung — „im Wasser schwimmend den Körper untertauchen“ (*plonger*). *Toro* (Polynesien) bezeichnete ursprünglich ein Ding, das eine der ausgestreckten Hand analoge Stellung hat; daher in Tahiti *puaâtoro*, „Schwein, welches sich streckt“, zur Bezeichnung des Ochsen, mit Anspielung auf die Kopfhaltung dieses Thieres. *Tôo* (Marquesas) „die Hand ausstrecken“, jetzt „greifen.“ *Tongo* = Arme und Hände tastend ausstrecken, woraus *potongotongo* = Finsterniss. In Neuseeland *wairua*, auf Tahiti *varua*, Seele, Geist, von *vai* „bleiben, liegen“, und *rua*, zwei: *wairua* also: wer an zwei Stellen ist, denn sie glaubten, dass die Seele bei der Krankheit oder im Traum den Körper verliess.* *Moe* bedeutet in ganz Polynesien liegen, schlafen. In Tahiti *moe pipiti*, von *moe* schlafen, und *piti* zwei, heisst doppelter Schlaf, Traum. Und auf Neuseeland *moenaku*, im Schlaf etwas mit der Hand zu ergreifen suchen, woraus *naku* (Marquesas), mit den Fingern fassen.

Diese concrete Beziehungsart, diese materielle Ausdrucksweise, welche in einem äussern Gegenstande einen abstracten Begriff, eine Eigenschaft, oder eine einfache Beziehung zu symbolisiren liebt, lässt uns auch etwas das Dunkel der ältesten Werkstätte des menschlichen Geistes lüften und ahnen, wie alles in ihm Leben und concrete Form gewann; wir werden so die Bedingungen besser verstehen, welche wir in seinen ersten Lebenstagen an der Schwelle seiner Entwicklung als die einzig möglichen erkannten. Die genannte gewohnheitsmässige Thätigkeit des menschlichen Geistes wurde schon vielfach zu erklären versucht, aber immer in zwei Beziehungen mangelhaft, weil man erstens den spätern Mythos mit dem primären verwechselte, und dann ausschliesslich im Menschen seine Wurzeln suchen zu

* Gaussin, Langue polynésienne.

müssen glaubte, während sie im Thier liegen und sich tief in dieses ganze grosse Reich hinüber erstrecken. Eine wirkliche und ausreichende Erklärung, wie die Aufdeckung des wahren Ursprungs des Mythos ist daher, wie wir zu hoffen wagen, erst von uns geliefert worden.

Die Vermenschlichung und Personificirung der Naturobjecte und Naturerscheinungen, der aus ihnen gebildeten Vorstellungen und specifischen Typen bildeten zusammen die Quelle, die unergründliche Ader, aus der Aberglauben, Mythologie und Religionen sich ergossen, und — wie wir später sehen werden — selbst die wissenschaftlichen Irrthümer aller menschlichen Stämme bis auf den heutigen Tag. Die erste nothwendige Grundlage für die Entwicklung des Mythos, welcher in sich selbst immer eine menschliche Personificirung der Naturobjecte und Naturerscheinungen in der verschiedensten Gestalt ist, wird, wie wir klar gezeigt haben, von der Personification des Inhaltes der thierischen Sinneswahrnehmungen gebildet. Und zwar darum, weil sie die Grundlage dieser Sinneswahrnehmung, wie seines ganzen innern Lebens und der spontanen und ursprünglichen intellectuellen Thätigkeit abgibt. In der That benimmt sich der Mensch, auch wenn er über seiner thierischen Natur in einer Art von Selbstverdoppelung seine Welt von Bildern, Ideen, specifischen Begriffen in den Typen, die er aus dem Vielerlei der Erscheinungen hervorzuheben weiss, aufbaut, gegen diese seine innere Welt, so wie wir es bei der äussern kennen gelernt haben. Er personificirt unter seiner eigenen Gestalt Ideen und Begriffe und macht aus ihnen lebende Wesen gerade wie er es ursprünglich mit den Naturerscheinungen gemacht hat.

In den Mythen also, die aus einer Art von Reflexion geboren und von ihr einer immer grössern Vollkommenheit entgegenführt wurden, setzt sich jene personificirende Thätigkeit, welche schon die thierische Natur des Menschen beherrschte, unmittelbar fort. Nur dass sich jetzt das Object des Mythos

so verdoppelte, wie das Thier sich im Menschen: es konnte jetzt eine einzelne Vorstellung sein, wie sie einer einzelnen Sinneswahrnehmung entspricht, ebenso gut aber auch der intellectuelle Terminus, der nach Bildung der specifischen Typen zur Verfügung steht. — Die Mythen sind daher ihrer Natur nach Einzelmythen — wenn sie ihren Grund in der psychischen Verdoppelung eines personificirten Gegenstandes haben, oder specifische — wenn sie aus der Personificirung eines Typus hervorgehen, und letzteres wollen wir jetzt etwas näher erläutern.

Die erste und einfachste Form des Mythus, die ursprünglichste Gestalt, unter welcher er auftritt, ist die willkürliche Bezeugung von Wohlthaten und Uebeln, willkürlicher Nutzen und Schaden, der von einem denkenden und handelnden Wesen in einen Gegenstand der Aussenwelt, sozusagen, hineingelegt wird. Dieser Mythus ist immer Einzelmythus, immer auf ein äusseres concretes Ding bezüglich und kommt als solcher *implicite* allen Thieren zu, nur nach dem Grade der aufsteigenden psychisch-organischen Entwicklung der einzelnen mehr oder minder intensiv auftretend. Er ist aus demselben Grunde auch dem Menschen eigenthümlich und äussert sich bei ihm zuerst in dem unendlich mannichfaltigen Fetischdienste, was auch der Cultus sein und welche äussere Form er auch sonst annehmen mag; in ihm gelangen auch die ersten Lebensäusserungen des religiösen Gefühls wie die ursprünglichste Lösung des Weltproblems bei allen Völkern in gleicher Weise zum Ausdruck.

Allein wenn auch beim Thiere das den einzelnen Gegenständen angedichtete Leben wirklich die Quelle des Mythus bildet, so findet eine solche Belebung doch nur momentan und vorübergehend, wie die Sinneswahrnehmungen selbst, statt; sie entstehen und vergehen, tauchen auf und verschwinden, alles in dem Factum, das sie in einem gegebenen Augenblicke aus sich hervorgehen lässt; eine Ausdehnung ihrer Wirksamkeit auf

Vergangenheit und Zukunft gibt es beim Thiere nicht und kann es nicht geben. Die Natur gestaltet sich für das Thier in der ganzen Stufenleiter ihrer Erscheinungen zu einem einzigen grossen in sich selbst lebendigen Mythos, denn ein Naturgesetz ist es, nach dem das Thier alle Dinge zu lebendigen handelnden Wesen macht. Hierin ist die normale constante Grundlage seines Sinneslebens wie seiner Beziehungsfunktionen gegeben, der Mythos ist für sein Geistesleben dasselbe, was für seinen Körper Luft und Wasser, überhaupt die Medien, in denen es seine Existenzbedingungen findet, es passt ihm seine Functionen wie einem natürlichen Lebensbedürfniss an.

Im Gegensatz dazu erhob sich nun der Mensch zu der Fähigkeit der Reflexion und gelangte durch sie dazu, die der Vergangenheit angehörigen Sinneseindrücke und die psychischen Symbole, die ihnen entsprechen, in der Erinnerung beliebig wieder zu betrachten. Er bleibt darum bei den normalen vergänglichen Sinneseindrücken, bei dem lebendigen und persönlichen Bilde seiner Augen nicht stehen. Denn dieses psychische Bild für die augenblickliche Wahrnehmung kehrt, auch wenn sein Object weit weg ist, mit seiner wirklichen oder von der aufgeregten Phantasie ihm angedichteten Nützlichkeit oder Schädlichkeit zurück und wird bei seinem Wiederauftreten auch als blosser Vorstellung personificirt, wie damals als es als concretes Ding wahrgenommen wurde.

In diesem Factum sind aber auch noch folgende andere enthalten. Auf der einen Seite bleibt das reale lebend gedachte Object in dieser Eigenschaft als Theil der Aussenwelt bestehen, und auf der andern ist auch sein ebenfalls personificirtes Bild dem Menschen gegenwärtig und kann in der menschlichen Phantasie lebhaft und schnell wieder zur Anschauung kommen und durch die vielen Beziehungen zu den verschiedensten andern Dingen wesentlich an Stärke, Einfluss und geheimnissvoller Macht gewinnen. Diese Eigenthümlichkeit unserer

Geistesthätigkeit bringt nun Folgendes mit sich. Während das Thier die ihm nützlichen oder schädlichen Dinge zwar im Augenblick der Wahrnehmung belebt, aber sofort jedes Interesse verliert, sobald sie verschwunden sind, kann dagegen der Mensch, in dessen Gedächtniss der Gegenstand sich als belebtes Wesen fixirt hat, ihn sich wirklich zurückrufen und zur Anschauung bringen; der Einfluss eines Dinges besteht fort und es wird zur Quelle für Hoffnung und Furcht in Vergangenheit und Zukunft. Mit Einem Worte, der Naturmythus des Thieres verwandelt sich beim Menschen in Fetischdienst oder in jenen Aberglauben, der Gutes und Böses, Freude und Schrecken von dem und dem Object oder von seiner blossen Vorstellung ausgehen lässt.

Dies sind die ersten undentlichen, unorganischen und regellosen Anfänge des Fetischdienstes bei allen Völkern, nämlich Leben, Willen und Bewusstsein in vielen irgendwie hervorstechenden Naturobjecten und Naturerscheinungen. So entsteht Furcht, Anbetung, sorgfältige Hut, Abscheu vor einer bestimmten Art von Steinen, Pflanzen, Thieren, vor irgendwelchen bizarren Formen oder vor welchen irgendwie ausgezeichneten Gegenständen. Auch zeitlich spätere Aeusserungen, Bilderdienst, Talismane jeder Art, Glaube an Reliquien, Zeichen, Beschwörungsformeln, Zaubersprüche haben keinen andern Ursprung, alle lassen sich auf jene erste Quelle des Fetischdienstes zurückführen — Personificirungen der Vorstellungen von Aussendungen auf Grund der Personificirung dieser Dinge selbst.

Es ist klar, dass der Fetischismus in seiner ältesten und ursprünglichsten Gestalt immer Einzelcultus ist, sich immer auf Einzeldinge bezieht, wie auch einzelne und concrete Dinge immer den Inhalt der thierischen und menschlichen Sinneswahrnehmung bilden. Aber wir sahen zugleich, dass unser Geist vermöge einer ihm eigenen, angeborenen Fähigkeit dahin kam, aus der unendlichen Mannichfaltigkeit der Dinge und Erscheinungen

an sich Typen zu bilden, welche dann den specifischen Inhalt von Aehnlichkeiten, Analogien, Gleichheiten u. s. w. ausmachen. Und endlich fanden wir auch, dass nach demselben psychischen Gesetz — einem Gesetz, das nur eine Weiterentwicklung einer Fundamentalererscheinung des thierischen Geistes überhaupt ist — der Mensch diese selben specifischen Typen so, wie die einzelnen Vorstellungen, aus denen sie in seiner Seele hervorgingen, personificirt.*

So tritt dann beim Menschen der Mythos in seiner zweiten Gestalt auf — in der zweiten, solange er rein als Mensch beurtheilt wird, in der dritten aber schon, wenn man ihn als Glied des Thierreiches betrachtet. Anstatt also mit abergläubischer Scheu in der fetistischen Verehrung eines bestimmten Objectes aufzugehen, entbrennt er jetzt schon in Hoffnung oder Furcht bei allen Gegenständen, die wirklich gleich sind oder bei den ersten unvollkommenen Klassifikationsversuchen für gleich gehalten werden. Wenn ursprünglich — um ein naheliegendes Beispiel zu gebrauchen — eine Viper oder eine andere Schlange, aber immer ein concretes Einzel Ding, sein Fetisch war, betrachtet er im zweiten Stadium mit derselben Scheu alle Vipern als Art, oder alle Schlangen, die ihr ähnlich sehen. Es sind dann alle ihm bekannten oder alle überhaupt existirenden Schlangen Emanationen einer einheitlichen Kraft, und die Gestalt der Schlange diejenige, in welcher diese Kraft an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten sich äussert. In derselben Art — nach diesem eigenthümlichen Gesetz der Entwicklung des menschlichen Geistes

* Auf diesen Entwicklungsprocess des primären Mythos und des Fetischdienstes werde ich im VII. Kapitel bei der allgemeinen historischen Entwicklung von Mythos und Wissenschaft theilweise noch einmal ausführlicher zurückkommen müssen. Man möge daher nicht für unnöthige Wiederholung halten, was zum vollen Verständniss meiner Anschauungen nöthig ist.

— wird dann nicht mehr jene concrete individuelle Pflanze Fetisch oder Mythos, sondern alle von derselben Art oder von sehr ähnlichem Aussehen. Nicht mehr eine Quelle, sondern alle Quellen, kein einzelner Ort mehr, sei es Gebüsch, Höhle, Berg, sondern alle Gebüsch, Höhlen, Berge; mit Einem Wort, dem Individuum substituirt sich die Species, dem Einzelding der Typus.*

Bei dieser zweiten Entwicklungsstufe, welche der Mythos aus eigener Kraft erreicht, muss man aber bedenken, dass nicht alle Einzelobjecte des Fetischdienstes sich specifischen Typen unterordnen lassen. Nicht alle Naturobjecte können besonders in solchem Zeitalter und für noch so gering entwickelte Intelligenzen specifische Gestalt annehmen; dergleichen Dinge bleiben daher immer für sich. Dahin gehören Sonne, Mond, einzelne Sterne und Sternbilder, auch Naturerscheinungen, wie Vulkane, heisse Quellen und viele andere, die darum nicht specifisch werden konnten, weil sie innerhalb des von einem wilden Stamm bewohnten Gebietes nicht ihresgleichen hatten. Während also alle Einzelobjecte und natürlich auch die, welche einer fetistischen Verehrung theilhaftig wurden, die natürliche Entwicklung zum specifischen Typus durchlaufen und so den Polytheismus in seiner einfachsten Gestalt aus sich hervorgehen lassen, bleibt der Einzelcultus, der sich auf Dinge bezieht, welche nur in der Einzahl vorhanden sind, auch als solcher bestehen, wenn er auch im Einklang mit den gewöhnlichern Formen der typischen Vorstellungen bestimmte Umwandlungen erlitten hat. Doch davon später.

* In der alten römischen Mythologie verehrte man z. B. ursprünglich den Fons, dann Fontus als Vater aller Quellen, und zuletzt Janus (Sonnenmythos) als Vater des Fontus. Janus war als Sonne die bewegende Kraft für das Wasser, das als Dampf aufsteigt und als Regen niederfällt.

Ich möchte hier besonders darauf hinweisen, dass in dem Maasse, als wir von dem Einzelding als Gegenstand des Fetischdienstes zu dem specifischen Typus, der in immer idealere und immer weniger concrete Begriffe sich auflöst, aufsteigen, diese Typen sich dafür immer mehr in anthropomorphischen und anthropopathischen Formen incarniren, gerade weil sie idealer und weniger an das reale Object, das wir vor Augen haben, gebunden sind. Oder mit andern Worten: die specifischen Typen entleihen so viel von dem eigenen Wesen des Menschen, als sie von dem ihnen eigentlich zukommenden formlosen oder wenigstens nicht menschlichen Aeussern in der Vorstellung einbüssten; und zwar nicht nur, einen bewusst denkenden und handelnden Geist, sondern auch einen äusserlich und innerlich rein menschlichen Körper.

Wirklich überträgt jetzt in diesem Stadium der Mensch in die Typen nicht nur seine Geisteskräfte, sondern in noch höhern Grade sein ganzes körperliches Aeussere: der eigentliche Ursprung der menschlichen Form des Mythos ist es, vor dem wir jetzt stehen. Und so wird auch klar, wie bei allen Culturvölkern, ebenso wie bei den Wilden nur in verschiedenen Graden der Vollendung die einzelnen Göttersagen in ihren ersten Anfängen aufzutreten konnten. Es waren nur Bekleidungen des ursprünglichen Fetisches mit der intellectuellen und körperlichen Persönlichkeit des Menschen; ihr Grund aber war die Personificirung der Typen.

Aus der dunkeln Ahnung, welche aus einer einzelnen wirklichen Quelle einen bösen oder guten Fetisch macht, der trotz des ihm innewohnenden Lebens doch seine concrete Gestalt behält, bildet das Unterscheidungsvermögen unsers Geistes allmählich auf Grund ihrer Aehnlichkeit mit andern Quellen den generischen Typus, der alles in sich begreift; und wird dieser wiederum als typischer Begriff personificirt, so repräsentirt er dann eine einheitliche Macht, deren einzelne und zufällige Aeusserrungen die Einzelbegriffe sind. Hieraus folgt aber,

dass dann der Mensch bei der Personification dieses spezifischen Typus oder Begriffes nicht mehr an die reale Form des einzelnen Dinges, welches ihn zuerst repräsentierte, gebunden ist, sondern einen sozusagen unbestimmten und plastischen Stoff zu seiner Verfügung hat, in welchem er sich aus eigenem Antriebe leicht incarnierte. Ein solcher Stoff wird daher anthropomorphe Gestalt annehmen und schliesslich aus einem geheimnissvollen Wesen von unbestimmtem Aeussern sich in eine Person von nicht nur menschlichem Wollen und Empfinden, sondern auch mit menschlichen Zügen verwandeln.

So erzeugte also der Fetischdienst, sobald er sich zu spezifischen Typen aufgeschwungen hatte, den mythischen Anthropomorphismus und den Polytheismus im engeren Sinne, soweit ein solcher in seinen Gestalten und Götterbildern spezifische Typen vermenschlicht. Im Einzelnen können solche Typen dann sehr verschieden sein, je nachdem man ihre Unterscheidungsmerkmale enger oder weiter fasst oder je nach der Anzahl der Einzelercheinungen, welche zu einer Idee, zu einem Begriff vereinigt werden. Die erste polytheistische Göttersage entstand aus Naturtypen, die moralischen oder abstracten kamen viel später, dem eigenen Entwicklungsgang des menschlichen Geistes entsprechend.

Auf diesem Wege gingen also alle spezifischen Mythen aus den gewöhnlichen Naturerscheinungen hervor, und gerade bei unserer arischen Rasse können wir, beim Rigveda anfangend, ihre glänzende Entwicklung in der griechisch-lateinischen, celtischen, germanischen und slavischen Rasse verfolgen; in derselben Weise finden wir sie aber auch in den ältesten geschichtlichen Erinnerungen anderer Völker, und in ihren Grundzügen wenigstens auch bei den Wilden angedeutet.*

* *Vayinā*, sanskrit. Licht, wurde in der Morgenröthe personificirt und bedeutete später auch Geist, weil der Geist das innere Licht ist. Der Mythos wird hier in seinem Entwicklungsgange zu einem Symbol für einen Verstandesbegriff

Um unsere Lehre von der gesetzmässigen Entwicklung des Mythos durch ein Beispiel näher zu er-

Der Cultus des Himmels und der Erde findet sich in der Verallgemeinerung zu einem Typus bei allen arischen und auch bei andern Völkern. Die Germanen verehrten *Hertha* die Erde. Die Letten *Mahte* oder *Mahmine* Mutter Erde. Ebenso kannten die Magyaren und auch die Ostjaken den Cultus der Erde unter dem slawisirten Namen *Imlia*. In China wurde der Mutter Erde *Heou-tou* geopfert, und der Himmel *Tien* genoss der höchsten Verehrung. Die Shawnies in Nordamerika nannten die Erde die grosse Mutter. Auch die Comanchen verehrten sie als gemeinsame Mutter. Ebenso waren in Neuseeland Himmel und Erde Götter als *Rangi* und *Papi* (Grey, Polynesian Mythology). So findet sich der Apollmythus, in dem sich der Cultus von Licht, Sonne, Wärme sogar mit dem Schlangendienst vereinigte, in tausend verschiedenen Abänderungen fast bei allen und selbst bei wilden Völkern. (Vgl. Schwartz, Ursprung der Mythologie; J. Fergusson, Tree and Serpent Worship; Herbert Spencer, The Origin of animal Worship; Maury, Religions de la Grèce antique.) Diese Mythen zeigten sich auch bei den Juden und den verwandten Völkern. Im Hiob heisst es von Gott: „Am Himmel wird es schön durch seinen Wind, und seine Hand bereitet die grade Schlange“ — beinahe dieselben Ausdrücke wie in der Veda (Hiob, XXVI, 13). Von den Vorgängen am Himmel steigt dann der Apollo-Schlangenmythus zur Personification von terrestrischen herab, wofür wir in der griechischen Mythologie ausser andern in der Typhonfabel ein Beispiel haben. Apoll erscheint hier als Gott, der das Wasser bewegt und austrocknet und die Schlange als Fluss mit Krümmungen in seinem Laufe oder als eine Wasseransammlung. An der Sonne trocknen die Gewässer des über seine Ufer getretenen Flusses, dieser Vorgang erscheint symbolisch in dem Kampf des Drachen mit Apoll und dem Siege des letztern. Das Ungethüm wächst, wie sich Forchhammer ausdrückt, während der Kindheit Apoll's heran, nämlich wenn die Sonne in ihrem Jahreslauf noch nicht ihre volle Kraft erreicht hat. Wenn der Körper des Drachen nach der mythischen Terminologie zu faulen anfängt, so bekommt das Reptil einen neuen Namen, Python, das heisst: „das was fault“. Dieser Drachen Python wird dann später — bei der fortwährenden Beweglichkeit der Mythen — zur lernäischen Hydra, und Hercules, dessen Figur auch nur ein Sonnen-

läutern, wollen wir einen Augenblick bei der Göttin Holda der nordischen Mythologie verweilen. Holda ist

mythus ist, tritt für Apoll ein. Diese Hydra aber wandelt ich wieder zum Typhon um, einer neuen Personification der gegen den Himmel verbündeten atmosphärischen und tellurischen Kräfte. Die siebenköpfige Hydr tritt in anderer Form auch wieder im Rigveda auf, wenn dort die vom Wasser strotzende Wolke mit der Schlange verglichen wird, deren Haupt auf sieben Quellen ruht. Um ein recht klares Bild von der Lebenskraft zu geben, welche in der Aufeinanderfolge der Mythen in jenen ältesten Epochen sich documentirt, wie nicht minder in der ausserordentlichen Beweglichkeit ihrer Bedeutungen, den gegenseitigen Uebergängen zwischen den Personificationen der Naturerscheinungen und der noch geringen Consolidation der specifischen Typen, will ich unter unzähligen Beweisstellen, die ich citiren könnte, eine Stelle aus einem Werke Max Müller's anführen: „Morgenröthe und Nacht werden häufig eins für das andere gesetzt, und wenn auch in der Originalgestalt des Mythos der Geburt Apoll's und der Artemis beide sicher als Kinder der Nacht, Leto oder Latona betrachtet wurden, so ist trotzdem der Ort oder die Insel, wo sie der Sage nach geboren wurden, Ortygia, auch Delos genannt, oder auch abwechselnd mit beiden Namen zugleich. Delos ist ja die glänzende Insel, wogegen Ortygia, obgleich dieser Name sich für mehrere Orte findet (Gerhard, Griechische Mythologie) das Morgenroth oder das Land der Morgenröthe, Ortygia kommt von ὄρνις, Wachtel. Wachtel heisst im Sanskrit *vartikā*, das bedeutet »wiederkehrender« Vogel, weil die Wachtel einer von den Vögeln ist, die im Frühjahr wiederkehren. Diesen Namen *vartikā* führt im Veda eins der zahlreichen Wesen, die von den Asvinen, das heisst von dem Tage und der Nacht, befreit und wieder zum Leben erweckt werden, und *vartikā* ist einer der verschiedenen Namen der Morgenröthe. Die Geschichte der *vartikā* ist kurz folgende: Sie wird verschlungen, aber von den Asvinen befreit. Diese ziehen sie aus dem Rachen des Wolfes. Sie wird von ihnen vom Tode errettet. Alles das sind Wiederholungen der alten Ausdrucksweise: Das Morgenroth oder die Wachtel kommt herauf, die Wachtel wird vom Wolf verschlungen, die Wachtel wird aus dem Rachen des Wolfes befreit. Daher haben wir Ortygia, das Wachtelland, den Osten; die

der generische Typus, der aus den verschiedenen primären Fetischen der Gewässer hervorging und schon vor der Trennung der arischen Stämme sich zu bilden begann. Mannhardt (Deutsche Mythologie) hat als Bedeutung der Gestalt Holda's und der Nornen die Erscheinungen nachgewiesen, die uns das Wasser zeigt, und Holda ist also die Herrin der Gewässer, welche ursprünglich den Brunnen des Himmels vorsteht, wo sie die Seelen der Neugeborenen behütet; letzteres ist auf eine Verschmelzung mit spätern Mythen und auf Vereinigung verschiedener Vorstellungen in einer Person zurückzuführen. Dieser ursprüngliche Begriff liess dann durch fortschreitende Sonderung die der Nornen, Walkyren, Undinen u. s. w. aus sich hervorgehen. Der erste oder die ersten einzelnen Fetische, aus denen sich der später personificirte spezifische Typus Wasser bildete, waren anfangs so an die concrete Form des jedesmaligen Naturobjectes gebunden, dass sie auch als Persönlichkeiten noch kein menschliches Aeusseres annehmen konnten. Als aber der spezifische Typus, das Bild für die Potenz, welche in verschiedenen Abänderungen an den einzelnen Phänomenen sich äusserte, sich entwickelt hatte, war der Mensch damit von den concreten Individualitäten der Fetische erlöst und formte sie jetzt nicht nur nach seinem geistigen, sondern auch nach seinem körperlichen Bilde. Daher nahm Holda,

wunderbare Insel, die aus den Fluten stieg, wo Leto ihre beiden Zwillinge, die Sonnengottheiten, gebar, und auch Ortygia als Name der Artemis, der Tochter, weil sie im Osten geboren wäre. Und im Gegensatz zu den glänzenden Mythen bringt die spätere Entwicklung die damit correspondirenden Druh, böses Princip, Finsterniss. Die Morgenröthe wird also als die verhasste Finsterniss der Druh vertreibend gedacht. So werden die Druh und die Rakshas als die Mächte der Finsterniss Adeva genannt, so die glänzenden Gottheiten Adruh. Kuhn leitet die deutschen Worte «trügen» und «lügen» von Druh ab.“

nachdem sie sich in die Göttin der irdischen Brunnen und Seen verwandelt hatte und so aus einer himmlischen Gottheit eine irdische geworden war, ebenso wie ihre andern Erscheinungsformen, vollkommen menschliche und selbst künstlerisch schöne Formen an; sie liebte es, mittags zu baden, und man sah sie oft aus dem Wasser steigen und wieder in die Fluten tauchen; plastisch wurde sie als zartes, anmuthiges Weib dargestellt.

Andererseits ist bekannt, dass bei der langsamen Entwicklung des Mythos, welcher in die Apollogestalt auslief, die Personification dieses an Einzelbeziehungen so reichen Typus auch auf die Gestalt seiner Waffen, des Bogens und der Pfeile und auf seine Residenz in Delphi sich erstreckte: die Waffen und Pfeile waren nach Schwartz der Regenbogen und die Sonnenstrahlen, und Delphi galt für den Mittelpunkt der Erde, den „Welt-nabel“.

Dieselben mythischen Vorstellungen kehren selbst in derselben besondern Fassung in der finnischen Mythologie (Castrén) wieder. Der Gott Ukko entsendet mit seinem grossen feurigen Bogen kupferne Pfeile gegen seine Feinde; kämpfend steht er aufrecht auf einer Wolke, die der Himmelsnabel heisst. So ähnlich ist der Gang der mythischen Entwicklung bei den verschiedensten Völkern.

Indra hütet bei den Indiern der Veden in der ursprünglichen Personification, in welcher er aus fetistischen Einzelvorstellungen hervorging, als Hirt die Heerde der Himmelskühe. Vrita, ein schlangenförmiges Ungeheuer mit drei Köpfen, raubt die Heerde und verbirgt sie in seiner Höhle. Indra verfolgt dann den Räuber, betritt zornentbrannt die Höhle, wirft das Ungeheuer mit seinem Blitz nieder und führt die Kühe, deren Milch auf die Erde fällt, in den Himmel zurück. Dieser Mythos nahm in den Hymnen nach und nach reichere und schönere Formen an und personificirte sich in bewunderungswürdigen Gestalten. Nun sind seine ursprünglichen Motive, nach der eigenen Interpretation

der indischen Commentatoren, der schnelle Witterungswechsel beim Sturm, der in den heissen Klimaten mit grösserm Ungestüm losbricht. Die leuchtenden Wolken, welche den Regen in sich bergen, sind die purpurfarbigen Kühe, die ein schwarzer Dämon rauben will.

Die Fruchtbarkeit der Erde hängt davon ab, wer Sieger sein wird; aber wenn der Blitz niederzuckt, löst sich die Wolke in Wasser auf, das auf die Erde niederfällt, und Indra, der blaue Himmel, zeigt sich in seinem Glanze.*

Diese Beispiele geben eine klare Vorstellung von der Art der Entstehung und allmählichen Entwicklung der specifischen Mythen. Wie wir erwähnten, bildeten sich ausser dem Mythos, der sich auf die Typen bezieht, welche aus vielen einzelnen ähnlichen äusserlichen Motiven zusammengesetzt sind, noch andere aus Naturobjecten, welche wenigstens für den Menschen jener ältesten Zeiten und die Stufe seiner naturwissenschaftlichen Kenntnisse wirklich in der Natur für sich allein standen. Aber auch diese Typen nehmen trotz ihrer Vereinzelung anthropomorphe Formen, wie die andern specifischen, an. Der Grund für diese gleiche Bildungsweise findet sich in dem Einfluss, den die Formen der specifischen Typen auf die andern ausüben. Um daher das nothwendige Gleichgewicht und die gesetzmässige Symmetrie aller Geistesproducte zu bewahren, nehmen auch diese dieselben Gestalten an, in welche sich die Objecte ihrer Umgebung in der Vorstellung langsam verwandeln. So entwickelten sich die Sonnenmythen bei den Ariern und andern Völkern: sie nahmen allmählich um so mehr anthropomorphes und anthropopathisches Aeussere an, als die typischen Mythen in menschlichen Formen plastisch hervortraten.

Die ursprünglichen Mythen der zweiten Bildungsstufe gruppirt sich zunächst immer um äusserliche Natur-

* Michel Bréal, *Hercules et Cacus* (Paris 1863).

erscheinungen, als dem ältesten und nächstliegenden Objecte der menschlichen Betrachtung. Dann traten aber, als Werk einer mehr logischen Verstandesarbeit die moralischen specifischen Typen als Gegengewicht auf, wenn sie auch in diesem zweiten Stadium noch nicht so zahlreich waren. Ihr Erscheinen jedoch konnte mit Sicherheit vorausgesagt werden, da die Thätigkeit des menschlichen Geistes, welche die Typen voneinander sonderte, auf dem intellectuellen und moralischen Gebiete keine andere sein konnte, als in jener Aussenwelt des Naturganzen; denn es gibt nur eine Seele, und nur eine Art zu denken. Waren diese letzten Typen aber einmal gebildet, so drängte dasselbe Gesetz dazu, sie zu beleben und unter anthropomorpher Gestalt zu personificiren. Dafür gibt es eine Fülle von Beispielen in den Ueberlieferungen fast aller Völker der Erde.

VIERTES KAPITEL.

Fragestellung.

In den vorhergehenden Kapiteln haben wir den wahren Ursprung des Mythos im allgemeinen, wie ich hoffe, mit überzeugenden Gründen nachgewiesen. Wir fanden, dass seine ersten Anfänge in der Gesamtheit des Thierreichs wurzeln, und konnten sie als nothwendige Consequenzen aus den Gesetzen der Sinnesempfindung und des Denkens ableiten. Wir entdeckten darauf beim Menschen, sobald sein Geist von der Einfachheit des thierischen zum Reflexionsvermögen sich aufgeschwungen hat, den Ursprung des Einzelmythos oder des Fetisches als eine Weiterentwicklung der dem Thiere nothwendig zukommenden gesetzmässigen Thätigkeit; wir fanden bei ihm den Ursprung des specifischen, vollständig

anthropomorphen Mythus, sei es des physischen, sei es des moralischen, und als Schlussstein der Entwicklungsreihe den reich verzweigten Baum aller Mythologien und des universalen Polytheismus.

Aus der unbestreitbaren Richtigkeit dieser Lehre geht zugleich hervor, wie weit diejenigen fehl gehen, welche in religiösen Vorurtheilen oder künstlichen historischen Systemen befangen, zu erweisen suchen, dass der Monotheismus den ersten menschlichen Anschauungen oder wenigstens denen der bevorzugten Stämme entspreche. Das ist absolut unmöglich, eine solche Behauptung steht im Widerspruch mit der genuinen Entwicklung des Verstandes, mit seiner ursprünglichen Constitution, der Bildung seiner Anschauungen und seinem Hervorgehen aus der thierischen Intelligenz.

Für das Thier wie für den Menschen ist der erste und directeste psychische Act, mittels dessen beide mit der Aussenwelt und sich selbst verkehren, die einfache concrete Belebung des Inhaltes der Sinneswahrnehmung, wodurch diese Sinneswahrnehmungen zu bewussten wollenden Wesen werden, und der Unterschied beim Menschen, welcher zur Reflexion sich erhoben hat, ist nur die psychische Individualisirung des Fetisches selbst, oder des bewusst handelnden Subjectes, das in der Vorstellung für jene äussere Personification eintritt. Es ist aus diesem Grunde unmöglich, dass der Mensch von Anfang an die Anschauung einer rein rationellen und universalen Idee gehabt haben sollte, denn der Entwicklungsgang seines Geistes ist der Art, dass er von der thierischen Natur zu der reflectirenden mythenbildenden Thätigkeit, die den Menschen ausmacht, fortschreitet; er erhebt sich vom Einzelnen zum Specifischen, von den Erscheinungen zu einem ihnen mehr oder minder genau entsprechenden Typus.

Wir haben die feste Ueberzeugung, jenen Irrthum in der Wurzel ausgerottet zu haben, und halten nach unsern Untersuchungen es für unmöglich, ihn aufs neue zu verfechten, wenn man nicht etwa Sophismen ins Feld

führen und vor dem klaren Sachverhalt vollständig die Augen verschliessen wollte.

Indem der Mensch vom Einzelmythus zu jenem specifischen sich erhob, auf dem er die ganze Natur sammt seinen eigenen Gefühlen, Empfindungen und Vorstellungen anthropomorphisch personificirte, verfolgte er eine Thätigkeit, aus welcher als derselben Quelle auch die Wissenschaft ihren Ursprung nahm. Und in der That ein und dasselbe Werkzeug ist es, mit dem die Mythen gebildet und mit dem die wissenschaftlichen Systeme geschaffen wurden, und es gibt nur eine Art ihrer Entstehung. Wissenschaft wie Mythos beobachten, sammeln Einzelkenntnisse und klassificiren sie; beide streben von dem Einzelnen durch den specifischen Typus unablässig zu der Einheit im Ganzen hinauf.

In dem einheitlichen Ganzen einer belebten Schöpfung, das der Mythos aus den Personificationen der Einzel Dinge, wie jenen der Typen aufbaut, und den ihn begleitenden seelischen Vorgängen coordinirt der Mensch im Spiel seiner Phantasie die Einzelercheinungen, beobachtet und prüft auch ihren Nutzen und Schaden in Bezug auf seine eigene Person und gelangt so zu einem Verständniss ihres empirischen Werthes. Andererseits ist es die Einwirkung von Aberglauben und religiösen Ideen, wo sich unter ihnen symbolisch das Gesetz birgt, durch welche er social vervollkommenet wird und zwar insofern, als er seine thierischen Instincte den Vorschriften der Gesetze, welche sich in jenen Mythen ausgedrückt finden, unterordnen lernt.

Wenn nun auch empirische Beobachtung noch kein Denken ist und Achtung vor den Aussprüchen eingebildeter Orakel noch keine Wirkung eines entwickelten Sittengesetzes, so kann eine Kenntniss der Eigenschaften der Objecte, der gewöhnlichen Vorgänge und der gesetzmässig wiederkehrenden Erscheinungen der Aussenwelt nur durch sie gewonnen werden, wie es weiter die ganze menschliche Ordnung und Civilisation ist, welche

dadurch begründet und gefördert wird. Und wirklich bringt bei den höher stehenden historischen Völkern speciell der Fetischdienst oder die mythische Personification einer einzelnen Erscheinung oder eines Dinges sicher eine vollkommeneren und genaueren Schätzung und Beobachtung mit sich. Ist eine solche Prüfung auch von abergläubischer Verehrung oder von banger Furcht einge-
flösst, gewiss wird sie darum doch bisweilen zu einer genaueren Kenntniss des Objectes führen oder bestimmtere Anschauungen über die Beziehungen, die es mit vielen andern verbinden, zu Tage fördern. So wächst die Bekanntheit mit einem Naturobject und so wird oft, wie es wirklich vielfach vorgekommen ist, ein verborgener Nutzen entdeckt. Wenn diese analytische Betrachtung sich mit der Zeit auf alle Erscheinungen oder auf viele Seiten der einzelnen ausdehnt, so muss eine genauere Kenntniss derer, unter denen der Mensch lebt, eine nothwendige Folge sein.

Während so der empirische Werth der einzelnen Objecte herausgefunden wurde und in der Schätzung stieg, war es doch der weitere Fortschritt zu ihren specifischen Typen, welcher, wenn auch oft auf irrthümlicher Grundlage, synthetischer und ordnungsmässiger die Vorstellungen von äussern Dingen anordnete und sie in steter Bewegung gegen immer weiter gesteckte einheitliche Gesichtspunkte klassificirte; durch ihn wurde eine ideale Harmonie zwischen den allgemeiner bekannten Naturerscheinungen hergestellt, deren mythische Umwandlungsproducte zu Symbolen für die ihnen zu Grunde liegenden Gesetze werden.

In den folgenden Kapiteln werden wir sehen, wie dieser Vorgang in sich abläuft und auf welchen Pfaden die menschliche Vernunft ihre volle Entwicklung erreicht. Die Vervollkommnungen der empirischen Kenntnisse und die auf Einheit abzielende geordnete Zusammenstellung der specifischen Typen bringen einen Fortschritt in der Bildung und Gesittung mit sich. Das liegt offen vor Aller Augen bei den Völkern, welche bis zu einem vollkommen anthropomorphen Polytheis-

mus sich entwickelt haben, bei den Ariern vor ihrer Trennung, in dem Zeitalter der Veden in Indien, nicht minder bei den Celten, Gräcoitalikern, Germanen, Slaven, oder bei den finnischen, mongolischen, chinesischen, assyrischen, mexicanischen, peruvianischen Rassen, und selbst bei den wilden Völkern der Jetztzeit.

Die Einbildungskraft wird, weil sie die Seele des Menschen mit ihren Bildern erfüllt, mit Unrecht wol für die ursprüngliche Quelle der Mythen gehalten, während sie nur die spontan erzeugten Mythenformen secundär ausarbeitet und vervollkommnet; und gerade weil sie sich mit unserer ursprünglichen mythenbildenden Thätigkeit so nahe verwandt zeigt, ist sie die Seele der Organisation eben der polytheistischen Mythen. Sie bildet den Inhalt derselben an Naturbegriffen und moralischen Normen weiter aus und leitet sie auf den Pfad der Wahrheit, oder gibt ihnen wenigstens Symbole dafür, worauf dann die Vernunft desto leichter sich ihrer bemächtigt und weitere Schlüsse und Naturgesetze aus ihnen ableitet. Die Dichter sind es, welche zuerst den Mythos auch in seinen wohlthätigen und veredelnden Einflüssen vervollkommneten und ihn auf die Wege der Wissenschaft und Wahrheit lenkten.

Die grossen Dichter Griechenlands waren, wie sich Dr. E. Zeller so schön in einem Vortrage über die Entwicklung des Monotheismus in Griechenland ausdrückt, zugleich seine ersten Denker und Weisen, wie sie auch genannt wurden. Sie besangen und priesen Zeus als den Wahrer des Rechts und den Vertreter eines obersten Sittengesetzes. In der Folge sagt Archilochos, dass Zeus alle Handlungen der Menschen abwägt, die guten und die schlechten und selbst die der Thiere. Er ist, singt später Terpander, die Urquelle und der Leiter aller Dinge. In seinen Händen, lässt sich Simonides von Amorgos vernehmen, liegt der Ursprung aller Wesen, er regiert das Weltall mit seinem Willen. So wird Zeus nach und nach im Laufe der Zeit zu einem allgemeinen Begriff, zur Personification der Welt-

regierung frei von der Macht des Schicksals und seinen eigenen Launen. Das Schicksal, dem er sich nach der ältern mythischen Anschauung nicht entziehen konnte, geht in seinen Willen auf und die andern Götter, welche sich ihm ursprünglich widersetzen, werden seine treuen Diener. So lehrt Solon, so der Dichter Epicarmus: „Nichts entgeht den Augen der Gottheit, das glaubt mir; Gott wacht über uns und nichts ist ihm unmöglich.“

Besonders aber sind es die Anschauungen der drei grossen Dichter des 5. Jahrhunderts, Pindar, Aeschylus und Sophokles, in welchen dieser Entwicklungsgang der Phantasie, unterstützt von einem ähnlichem Gang des logischen Denkens, am deutlichsten hervortritt. — „Allein von Gott“, singt Pindar, „hängt alles ab, alle Schicksale der Menschen liegen in seiner Hand, Glück wie Unglück; er kann Licht aus der Finsterniss machen und das freundliche Licht des Tages mit Finsterniss umhüllen. Keine menschliche Handlung entgeht ihm, glücklich wird nur, wer in seinen Bahnen wandelt, von ihm allein kommen Tugend und Weisheit.“

Bei Aeschylus finden wir, obgleich er sich immer als treuen Anhänger des Polytheismus zeigt, doch ganz denselben Gedankengang; ein schwerwiegender Beweis für die Richtigkeit unserer Lehre. Und doch erfuh auch das Sittengesetz in dieser langen Reihe von Dichtern eine Weiterentwicklung und Vervollkommnung. Vielfach finden wir bei Aeschylus klar ausgesprochen, dass der Mensch erntet, was er sät, dass der, dessen Hand und Herz rein sind, sein Leben verbringt, ohne von Kummer geplagt zu werden; die Schuld dagegen findet früher oder später, aber sicher ihre Bestrafung. Die Erinnyen lenken die Schicksale der Menschen, sie saugen, sozusagen, die Lebenskräfte des Schuldigen, sie klammern sich an ihn, und treiben ihn zum Wahnsinn bis an sein Grab. Die alte dunkle mythische Ueberlieferung von einem Kampf zwischen den alten und neuen Göttern wird von Aeschylus geschickt benutzt, um uns zu zeigen, wie die grausige Gerechtigkeit der Eumeniden in der

Folge einem mildern menschlichem Gesetze wich und wie die ursprüngliche Herrschaft des Zeus sich langsam in eine Vorsehung und in eine höchste sittliche Macht verwandelte.

Sophokles erreichte auf diesem Wege zu milderen Anschauungen eine noch höhere Stufe der Vollkommenheit. Wenngleich seine Ausdrucksweise eine vollkommen polytheistische ist, so hat doch kein Dichter des Alterthums würdiger von der Gottheit gesprochen. Er schmückt die Götter, deren Macht und Gesetze das ganze menschliche Leben beherrschen, mit der reinsten Liebe. Von ihnen hängt Alles ab, Gutes und Böses, niemand kann ungestraft die ewige Weltordnung verletzen, die sie festsetzen. Nichts entgeht ihnen, keine That und kein Gedanke; bei ihnen ist die Weisheit und bei der Weisheit das Glück. Der Mensch muss sich demüthig ihren Vorschriften unterwerfen und Zeus seinen Kummer und Schmerz darbringen.

Diese Gedanken, welche wir bei den alten Dichtern ausgedrückt finden, überschreiten allerdings niemals die durch den Polytheismus gesteckten Grenzen, aber sie zeigen klar die grossen Fortschritte, welche Moral und Wahrheit in dem historischen Entwicklungsgang dieses Volkes auch den mythischen Schöpfungen seiner Phantasie zu verdanken haben. Die Mehrzahl der Götter erscheint gleichsam wie eine Manifestation des göttlichen Principis, ihre Thätigkeit in der Welt verliert fast jede Spur von Willkür und von ihrer einstigen Wandelbarkeit und Laune. Der Polytheismus bleibt noch in Kraft, aber innerlich wendet er sich rationellern Begriffen und Principien zu.

Aus diesen kurzen Andeutungen in Verbindung mit unsern frühern Auseinandersetzungen erhellt, wie der Mythos von seinen ersten Anfängen an während seiner ganzen Entwicklung eine freilich nur empirische Kenntniss der Natur, wie der Moral und Civilisation fördern musste. Denn der Antheil, den das reine Denken an der fortschreitenden Entwicklung des Mythos nimmt,

= ist genau dieselbe Verstandesthätigkeit, welche die Wissenschaft hervorruft und ermöglicht.

Andererseits haben wir klar erwiesen und können es als unumstössliche Thatsache betrachten, dass als absolute Bedingung der thierischen und folglich auch der ersten menschlichen Sinneswahrnehmung und Sinnesempfindung das Object der Wahrnehmung als ein lebendes Wesen gedacht wurde. Thier und Mensch erkennen daher nur so weit die Dinge — in dem ursprünglichen Zustande ihrer percipirenden Thätigkeit — als dieselben zu spontan handelnden Subjecten werden. Anders kann es auch nicht sein. Da mit der einfachen thierischen Intelligenz die Idee, der Begriff einer in sich beruhenden objectiven Realität, wie ihn die Wissenschaft zu erreichen bemüht ist, nicht erreicht werden kann, so konnte diese in dem geistigen Bilde das nothwendig den Hintergrund jeder Sinneswahrnehmung bildet, nur als zweckmässig handelnde, nach dem eigenen Bilde gedachte Subjectivität erscheinen, das heisst aber nicht nach dem Bilde der äussern Gestalt eines Wesens, sondern seines innern bewussten Wollens, welche Gestalt das äussere Object oder die Erscheinung im übrigen auch haben möge.

Der Urzustand ist also beim Thier und auch beim Menschen in den ersten Regungen seines Sensoriums die Personification des Inhaltes seiner Sinneswahrnehmungen, und ganz derselben Quelle entsprang auch der menschliche Intellect, um kraft jener schon so oft erwähnten Verdoppelung seiner geistigen Thätigkeit auf langem mühevollen Wege zur Wissenschaft emporzusteigen.

Das Motiv, der Inhalt des Mythos kann etwas Aeusserliches, ein Naturgegenstand, oder dem Seelenleben, dem Intellect oder der Moral entnommen sein, darum bleiben die Grundlagen, auf welchen sie entstehen und sich weiter fortbilden, dieselben. Wie nun die erste Bedingung für die Bildung von Begriffen, also auch für die ersten Anfänge der Wissenschaft, die ersten Verstandesregungen, von denen aus sich der Weg zu empirischen

und rationalen Kenntnissen eröffnet, immer die unmittelbare Auffassung der Naturkörper und Erscheinungen, der innern Vorgänge und Regungen, als lebendige zweckmässig handelnde Wesen ist, so haben Mythos und Wissenschaft einen gemeinschaftlichen Ursprung, beide treten aus derselben tiefen Quelle an das Tageslicht. Ihre Objecte sind verschieden, aber die Principien, nach denen sie schaffen, sind dieselben, und bis zu einem gewissen Punkte ihrer langen geschichtlichen Laufbahn gewinnen sie aus dieser Verschmelzung wechselseitig an Kraft. Unter einem bestimmten Gesichtspunkte ist daher die Wissenschaft eine schrittweise Erschöpfung und Verflüchtigung des Mythos in den Dingen, welche sie, eben zum Bewusstsein gelangt, zu erforschen sich anschickt. Das werden wir im Lauf dieses Buches noch klarer erkennen.

Die Reihe der verschiedenen Erscheinungen an Licht, Luft, Wasser oder an thierischen und pflanzlichen Formen, welche die ursprünglichen Ausgangspunkte für die Mythen bildeten und in wechselseitiger Verschmelzung schliesslich alle in eine anthropomorphische Persönlichkeit aufgehen, verflüchtigen sich, sozusagen, immer mehr zu symbolischen Vorstellungen. Mit der Zeit bemächtigte sich dann der Intellect derselben und führte mit Hülfe von Beobachtungen und beiläufigen Erfahrungen, welche naturgemäss ihre richtige Verwerthung erfuhren, zu dem Ausgangspunkte dieser Entwicklung zurück, aber die freie, unbeengte Forschung der Wissenschaft findet jetzt in ihnen nur noch That-sachen und physikalische Gesetze. Ein deutliches Beispiel nicht allein dafür, wie Mythen sich bilden, sondern wie ihre Entwicklung auf die Wissenschaft hinleitet und in ihr ihren eigentlichen Abschluss findet.

Aber wenn Mythos und Wissenschaft denselben Ursprung haben, und von einem gemeinschaftlichen Ausgangspunkt sich herleiten, so muss nothwendigerweise ein Fundamentalprincip sich auffinden lassen, nach dem sie entstehen, ein Act der menschlichen Psyche, der

Mythus und Wissenschaft zugleich in sich erzeugt. Und da Mythus und Wissenschaft, wenngleich aus derselben Quelle stammend, verschiedenes Aeussere und verschiedene Wirkungen zeigen und auch eine ganz verschiedene geschichtliche Entwicklung hinter sich haben, so ist es auch erforderlich, auf den Grund dieser Dualität in Gestalt und Producten näher einzugehen. Denn nur so lässt sich behaupten, für den Ursprung des Mythus und der Wissenschaft und die Art ihrer Entwicklung in ihren besondern Richtungen eine strengwissenschaftliche Erklärung gegeben zu haben.

Hier sehen wir die Mythen fortwährend entstehen und sich in Aberglauben und Religion, in Poesie und Kunst in unerschöpflicher Fruchtbarkeit weiter entwickeln; dort sehen wir ebenso fast gleichzeitig mehr oder weniger deutlich, mehr oder weniger lebendig die ersten Regungen der Wissenschaft, wenn auch noch einer reinen Empirie: zwei Flüsse gleichsam, die aus gemeinschaftlicher Quelle entspringen und nebeneinander verlaufen, bisweilen ihre Fluten vereinigen und sich wieder trennen, bis sie endlich der weite Schos des Meeres aufnimmt.

Wir sind bisjetzt zu dem wirklichen Ursprung des Mythus und der Wissenschaft sicher vorgedrungen und haben uns dabei auf ein Gebiet gewagt, das bisjetzt vielleicht noch von keinem andern betreten wurde. Wir haben einen sichern Boden für diese Forschungen in der noch wichtigern Thatsache gewonnen, dass der Mensch in dieser mythenbildenden Thätigkeit seinen Zusammenhang mit dem Thierreiche keineswegs aufgegeben hat. Aber wir erkannten nur das Factum und seine physikalischen, physiologischen und psychologischen Gesetze, ohne bisjetzt die innern Gründe zu berücksichtigen, auf welchen diese Thatsache schliesslich beruht; wir haben sie noch nicht in ihre Bestandtheile zerlegt, aus denen sie sich zusammensetzt, wir wissen noch nichts von Zahl und Beschaffenheit derselben.

In dieser Untersuchung harrt in der That das

schwierigste Problem seiner Lösung; gerade das Problem, welches wir in diesem Kapitel aufstellen wollten. Aus dem gesetzmässigen Zusammenhange der Naturerscheinungen lässt sich schon mit Nothwendigkeit folgern, dass eine solche Thatsache im Menschen ihre physiologische Begründung haben muss; es ist aber überdies sicher, dass sie in sich nichts anderes sein kann als ein Vorgang des Seelenlebens, ein ganz hesonderer Act, der sich innerhalb unserer Intelligenz abspielt. Um das einzusehen, würde allein schon die Ueberlegung genügen, dass sie es ist, aus der die Wissenschaft ihren Ursprung nimmt.

Die grosse Schwierigkeit dieser Untersuchung liegt auf der Hand. Auch wenn wir die immerhin nicht zu unterschätzenden äussern Schwierigkeiten dieser Arbeit unberücksichtigt lassen, welche aus der Zurückführung der beiden unermesslichen Gebiete des Mythos und der Wissenschaft auf eine Grundursache, einen Urquell, wie eine solche sich als nothwendig herausstellen wird, uns erwachsen wird, müssen wir auch in die geheimste und verborgenste Werkstätte des menschlichen Geistes eindringen und den schnellsten, wenngleich nimmer rastenden Flug seiner Thätigkeit, die zartesten und zerreissbarsten Fäden seines Wirkens zu belauschen versuchen.

Wenn es uns beschieden sein sollte, dieses Ziel zu erreichen und den Schleier zu lüften, der diese Mysterien unsers Geistes verhüllt, wird es uns auf unserm mühevollen und steilen Pfade ein köstlicher Lohn sein; denn es wäre das die Entdeckung einer der wichtigsten Gesetze, nach denen unser eigener Geist lebt und schafft und nach denen die Wissenschaft heranreife. Mehr als jeder Andere fühlen wir aber auch, was uns zur Ueberwindung der enormen Schwierigkeiten dieser Untersuchungen abgeht.

FÜNFTES KAPITEL.

Intellectueller Antheil der Sinneswahrnehmung beim Thier und beim Menschen.

Bei den Thieren wie beim Menschen ist die Sinneswahrnehmung die Grundlage, auf welche die spontane unmittelbare Personification der Aussenwelt sich stützt und aus welcher sie hervorgeht; es ist dies eine That-sache, die wir mit so vielen Beweisen über jeden Zweifel erhoben haben. Da mit dieser Personification also auch beim Menschen wirklich die Genese des Mythos beginnt, müssen wir bei der Betrachtung dieser seiner Grundlagen etwas länger verweilen, denn wir werden hier die Ursachen, die Elemente und die treibende Kraft einer solchen Genese kennen lernen. Die Sache ist so offenbar, dass ihre Richtigkeit sich auch aus einer rein logischen Voraussetzung erweisen lässt, wie ja eine andere Methode der Forschung auch gar nicht denkbar ist.

Bei der thierischen Sinnesempfindung, wie wir sie ihren Resultaten nach früher kennen gelernt haben, lassen sich drei Bestandtheile unterscheiden, aus denen die Wahrnehmung eines äussern Gegenstandes sich zusammensetzt; nämlich erstens der reine Inhalt der Wahrnehmung, zweitens in diesem das lebendige handelnde Subject und endlich wegen dieses Lebens, das das Thier in seine Sinneswahrnehmung legt, eine unbestimmte virtuelle Causalität. In dem Falle, dass ein beliebiges anderes Thier wahrgenommen wird, sind jene drei Elemente an sich klar; denn der Inhalt der Sinneswahrnehmung, nämlich die bestimmte Form dieses Thieres, erzeugt unmittelbar die Annahme eines Wesens, das Angriff, Abwehr oder gleichgültige Handlungen beabsichtigt, und folglich den Gedanken an die Möglichkeit einer causalen Virtualität, welcher unter diesen Ver-

hältnissen Realität zukommt. Erscheinung, Subject und causale Virtualität folgen also schnell und gesetzmässig aufeinander und treten in der Summe von Empfindungen, welche einen Sinnesindruck ausmachen, mit momentaner Schnelligkeit neben einander auf.

In der That, wenn ein Thier auf ein anderes stösst, das ihm erwünschte Beute zu seiner Nahrung scheint, oder in dem es einen Feind fürchtet, oder endlich das ihm ganz unbekannt ist, immer erkennt es aus der äussern Form die Art im Einzelnen oder Allgemeinen, und daraus das lebende Wesen und schliesslich die causale Virtualität für Angriff und Abwehr oder die Befriedigung einer eigenen Function. In dieser Art und dieser Reihenfolge geht die Sinnesempfindung in dem ganzen Thierreich vor sich und auch bei den Thieren, welche von der Aussenwelt allein noch durch das Tastgefühl Kunde haben. Sicherlich aber nimmt die Sinnesempfindung schrittweise an Vollkommenheit zu, individualisirt sich mehr und tritt klarer hervor, in dem Maasse, als noch andere Sinne und eine höhere körperliche Organisation sich in der Stufenleiter des Thierreichs geltend machen.

Die Thiere, welche des Gesichts beraubt sind und also nicht in der Entfernung wahrnehmen können, warten nun also, bis die Beute ihre Fühlfäden, ihren Mund oder ihre Kiemen berührt; dabei vollziehen aber auch sie denselben deutlich in seine drei Elemente gesonderten Act. Sie könnten nicht auf ihre Beute warten, wenn sie von ihr nicht schon eine Vorstellung hätten, welche für sich ein mögliches Phantasiegebilde darstellt, und also Gestalt, Subject und causale Virtualität in einer einzigen Anschauung verschmilzt. Hat das Thier einmal jene äussere Beute sinnlich wahrgenommen, so entstehen Bild, Subject und causale Virtualität, folgen auf einander und individualisiren sich in einer einzigen Sinnesempfindung. Das ist so richtig, dass das Thier kein Mittel unversucht lässt, um seine Beute, welche

sich ihrem Untergange entziehen will, an der Flucht zu verhindern.

Für die gegenseitige Wahrnehmung der Thiere unter sich sind die drei Bestandtheile, welche dieselbe zusammensetzen, also klar. Wenn eine solche Wahrheit gerade ihrer Evidenz wegen einfach und allgemein bekannt erscheint, und besonders denen, die das Wahre in den Wolken oder auf den verschlungenen Pfaden eines verfeinerten Denkens suchen, so möchte ich darauf antworten, dass jeder wirkliche wissenschaftliche Erwerb einen solchen Charakter zeigt. Denn die neuen That-sachen, welche die Wissenschaft erläutert und einordnet, scheinen in ihrer Verständlichkeit schon allbekannt, wenn sie auch bis auf den heutigen Tag noch von niemand aufgedeckt worden sind.

Allein wenn ein solches Factum bei der wechselseitigen Wahrnehmung der Thiere unter sich auch klar ist, möchte es doch, wie es scheint, sich schwerer in denjenigen Wahrnehmungen nachweisen lassen, welche keine andern Thiere, sondern todte leblose Naturerscheinungen und Naturkörper zum Gegenstand haben. Wir zeigten, dass jede Sinnesempfindung bei den Thieren nur insoweit möglich ist, als es auf alle Dinge der Aussenwelt sein geistiges Leben überträgt, und dass es ein Ding oder eine Erscheinung in anderer Weise, nämlich als objective und in Beziehung auf seine Umgebung indifferente Realität gar nicht aufzufassen vermag. Wenn es also so ist, und übrigens ja auch so sein muss, so wird das Object seiner Sinnesempfindung, auch wenn es kein anderes Thier ist, immer als ein lebendiges wollendes Wesen aufgefasst werden, das zwar oft unbestimmt bleibt, weil es der äussern Form und willkürlichen Bewegung ermangelt, aber doch stets in der Empfindung und Vorstellung eine Art von causaler Virtualität bildet.

Angenommen, ein Pferd verfolgt ruhig seinen Weg, da es keinen Gegenstand entdeckt, der es allzu lebhaft anziehen oder zu heftig erschrecken könnte. Wenn ihm

dann unvorhergesehener Weise von einer Seite des Weges ein Tuch entgegenweht, ein Licht hin und herbewegt wird, Wasser hervorbricht, ein Geräusch sich hören lässt, so bleibt es stehen, schnaubt, schlägt aus, bäumt sich und flieht bestürzt. Was setzt das Pferd in so starke Erregung, und warum scheut es so? Die Thatsache haben wir ja experimentell bewiesen.

Die unvorhergesehene und unregelmässige Bewegung des Tuches im Winde ist eine Erscheinung, die das Pferd sinnlich wahrnahm, und da es in dieser Erscheinung ein lebendes Wesen erblickt und in diesem eine causale Virtualität, so ist es klar, dass die Ursache seines Schreckens die unvorhergesehene Erscheinung eines lebenden handelnden Gegenstandes ist, welche direct die Vorstellung eines Wesens in sich begreift, das möglicherweise Schaden oder Gefahr bringen kann. Und so verschlingen und durchdringen sich Bild der Sinne, lebendes Wesen und causale Virtualität immer wieder in einem einzigen Act der Phantasie.

Aus dem eben beschriebenen Beispiel geht ein solches psychisches Gesetz klar hervor, so klar, dass es, wie ich glaube, schwer zu leugnen ist. Aber nehmen wir auch jede andere thierische Sinnesempfindung, wir werden sie mit der ersten vollkommen übereinstimmend finden, wie wir schon an verschiedenen Beispielen erwiesen haben. Ueberall geht die Sinnesempfindung auf dieselbe Weise vor sich und baut sich aus denselben Bestandtheilen auf, nämlich — Sinnesvorstellung, lebendes Wesen und causale Virtualität. Der Grundzug der thierischen Sinnesempfindung ist daher die schnelle, dabei aber gesetzmässig und unablässig vor sich gehende Durchdringung der äussern Erscheinung, des Lebendigen und der Causalität in einem Anschauungsbilde; so dass, wenn eine Erscheinung zur Wahrnehmung gelangt, das Thier dieselbe als eine ihm gegenüber handelnde Person und also auch als eine causale Virtualität auffasst.

Und in der That kann die Sinnesempfindung weder

auf einer andern Grundlage ruhen, noch sich aus andern Elementen zusammensetzen. In der Natur sind es entsprechend der thierischen und menschlichen Sinnesempfindung und dem Wahrnehmungsvermögen des percipirenden Subjects die der sinnlichen Wahrnehmung zugänglichen Eigenschaften der Dinge, welche das Gesamtbild der gewöhnlichern und der seltenern Phänomene und Körperformen ausmachen, und sie können überhaupt nur so weit sinnlich wahrgenommen werden, als wir und die Thiere durch unsere Sinnesorgane mit diesen Erscheinungsformen der Welt und unserer selbst in Verkehr zu treten vermögen. Aber ein äusseres Bild, eine Erscheinungsform schliessen — wenn sie zur Wahrnehmung gelangen — das Ding, das Object in sich ein, dessen Dasein für das Auftreten dieser Erscheinung in der Sinneswahrnehmung die nothwendige Bedingung abgibt; und das Object, der virtuelle Kern der Erscheinung, birgt eine Causalität in sich. Denn die Naturerscheinungen und Naturkörper verflechten sich zu einer unbegrenzten Kette von Ursachen und Wirkungen, indem eine Wirkung ihrerseits wieder Ursache einer weitem Consequenz werden kann, wenigstens wenn wir die Dinge an sich betrachten und nicht mit Rücksicht auf Mensch und Thier, welche nur schrittweis in ihre Erkenntniss eindringen.

Wenn also die Sinneswahrnehmung noch ausser dem wahrnehmenden Subject aus drei Elementen besteht, welche schliesslich in der Intelligenz zu einem Bilde verschmelzen, so ist es nicht wunderbar, weshalb die Naturkörper und Naturkräfte, soweit ihre Aeusserungen wahrgenommen werden, in ihrer subjectiven Erscheinungsform äussere Beziehungen zueinander haben und unter bestimmten Formen auftreten, weshalb sie immer und ewig als causale Virtualitäten ihre Realität in sich tragen; denn es gibt kein Wesen, das in dem unablässigen Getriebe des Universums jedes causalten Zusammenhanges mit andern auf immer entbehrte.

Und wie nun bei jeder Wahrnehmung das Bild der

äussern Form, wie sie auch beschaffen sein möge, dasjenige ist, welches sich zuerst der Wahrnehmung aufdrängt, so ist das Bild in der Sinneswahrnehmung der Grenzstein, von dem ihre geistige Verwerthung ihren Anfang nimmt und unmittelbar zu der unbestimmten Annahme eines lebenden Wesens und zugleich zu der dahinter liegenden Möglichkeit einer nicht weiter definirbaren Causalität fortschreitet. Dieser Vorgang in der thierischen Psyche entspricht dem wirklichen Verhalten der Aussendinge, dem Grunde ihrer Entstehung und ihrer Existenz; eine Uebereinstimmung, welche schon an und für sich ein gewichtiges Zeugniß für die Wahrheit ist.

Das Thier, dessen Geist einer entwickelten reflectirenden Thätigkeit entbehrt, hat aus diesem Grunde keinen Begriff von dem Ding an sich, dem virtuellen Inhalt des sinnlichen Bildes, und kann ihn nicht haben, ebenso wenig wie den einer objectiven natürlichen Causalität; aber doch theilt es dem Bilde seiner Sinne von seinem eigenen Leben mit und personificirt das Object, das sich unter dieser äussern Hülle birgt; es fühlt in dem Object etwas Ursächliches, weil es sich selbst, so wie es ist, in dasselbe überträgt. So erkannten wir und konnten nachweisen, dass das Thier glaubt, sich in einer Welt lebender Wesen zu befinden, welche es willkürlich erregen oder sonst beständig beeinflussen.

Beim Menschen sind der Gang und die einzelnen Bestandtheile der Sinnesempfindung genau dieselben wie beim Thier, die Aussenwelt ist oder erscheint ihm dieselbe und seine perceptiven Fähigkeiten werden in derselben Weise ausgeübt. Wenn es nun wirklich auch unmöglich ist, sich in die ersten Anfänge des Menschengeschlechts zurückzusetzen und bei mangelnder Uebung wenigstens schwierig, an sich selbst das Ursprüngliche herauszufinden — solchen Einfluss hat die jahrhundertelange thätige Reflexion auf uns gehabt —, so gibt es dafür doch einige sichere Kennzeichen, und vor allem ist das Experiment von nicht genug zu schätzendem Werthe.

Immerhin kann es als ausgemachte Thatsache angesehen werden, dass auch der Mensch ganz constant vermittelt der Wahrnehmung einer Erscheinung, einer äussern Eigenschaft, einer beliebigen Form mit der Aussenwelt und mit sich in Verkehr zu treten anfängt. Hinter dieser Form steht dann für ihn unmittelbar das Ding selbst, hinter dem Ding die Ursache. Niemand, der klar und vorurtheilsfrei an die Sache herantritt, wird sich einfallen lassen, dem Menschen die Fähigkeit zuzuschreiben zur Wahrnehmung des Dinges an sich ohne das äussere Bild, das seine Wahrnehmung erst ermöglicht, oder die Anschauung der Idee, die er dann mittels eines Sprunges über alle wirklichen Existenzen hinweg erreicht haben müsste, wie im folgenden Kapitel unwiderleglich dargethan werden wird.

Bei dieser Lage der Dinge, wo der Mensch also seine thierische Natur niemals verloren hatte, sondern von Anfang an bei seiner Sinneswahrnehmung dasselbe Verfahren wie das Thier in Anwendung brachte und sie aus denselben drei Elementen synthetisch construirte, welche sie dort zusammensetzen, mussten also auch die Effecte, zu denen er kam, dieselben sein, nämlich die Uebertragung seines Geistes auf das dem Sinnenbilde zu Grunde liegende Object und die Annahme einer möglichen *Causa efficiens* in demselben. Diese identischen psychischen Functionen der Sinneswahrnehmung bei Thier und Mensch werden erst dann auseinander gegangen und verschiedene geworden sein, wenn wir durch die spätere Thätigkeit einer höher entwickelten Intelligenz dahin gekommen sind, die Aussenwelt wieder zu „entpersönlichen“, wenn dieses Wort gestattet ist, und alle Dinge, wie wir es jetzt thun, als an sich todte Körper betrachten, die alle den allgemeinen Weltgesetzen unterworfen sind.

Auch jetzt noch bei einem so hoch entwickelten Reflexionsvermögen und einer so klaren wissenschaftlichen Einsicht, sind wir von der alten ursprünglichen Illusion noch nicht ganz frei; denn oft benehmen wir

uns der Aussenwelt gegenüber, als ob wir in den ersten Tagen unsers Geschlechts lebten und den ursprünglichen Personificationsprocess an andern Objecten noch fortsetzten.

Es gelang uns so, beim Menschen den Ursprung des Fetischdienstes und des Mythos zu entdecken; und welchen andern Grund sollten beide auch haben, wenn nicht denselben, aus welchem der Mensch alle Dinge der Aussenwelt personificirt und sie zu lebendigen handelnden Wesen macht? — Und zeigt uns ein solcher Ursprung nicht, dass Gang, Bestandtheile und Effecte der Sinnesempfindungen bei Mensch und Thier identisch sind? — Wenn also der Mensch sich seinen Fetisch macht und aus diesem durch stetige Sonderung die Mythen in ihrer Gesamtheit hervorgehen, so geschieht das aus dem Grunde, weil Mensch wie Thier in der Erscheinung ihrer Sinne unmittelbar und *implicite* das lebende Wesen und in diesem eine virtuelle Ursache wahrnehmen. Und wenn man auch dagegen einwenden wollte, dass, wenn der Mensch sich seinen Fetisch gemacht hatte, derselbe als Person in seinem Gedächtniss haften blieb und so sein Leben lang für ihn Quelle von Hoffnung und Furcht wurde, während er im Thier nur vorübergehend platzgreift und die Dauer der Sinneswahrnehmung zugleich seine eigene Lebensdauer bezeichnet, so entkräftet das noch nicht die Richtigkeit unsers Principis und spricht keineswegs gegen die Identität der Genese des Mythos und seiner Entwicklung bei Mensch und Thier. Die Analyse des Inhaltes der Sinneswahrnehmung hat also unser erstes Ergebniss über den Ursprung des Mythos bestätigt und uns die Erklärung dazu geliefert.

Und wer von uns — auch wenn er nicht gewohnt ist, auf seine Acte und seine Functionen zu achten — hat sich nicht schon in Lagen befunden, wo das die Aussendinge unmittelbar personificirende Moment in ihm thätig wurde? — Wer hat nicht beim Anblick irgendeiner ungewöhnlichen Erscheinung das unbestimmte

Gefühl gehabt, als ob eine höhere Macht uns in ihnen ihren Willen kundgäbe, sodass die Erscheinung in diesem Augenblick für ihn zu einem wirklichen Fetisch wurde? — Wer hat nicht bisweilen allein mit den Dingen seiner Umgebung gesprochen und sich ihnen gegenüber benommen, als ob sie wirklich wollen und denken könnten? — Wer war nicht Zeuge, wie oft die Kinder, denen Erfahrung und Urtheil abgeht, aus der äusseren Form der Gegenstände ohne weiteres auf ihr inneres Wesen schliessen?

Drückt nicht das Kind, auch wenn es kaum willkürlich die Hand rühren kann, ein Object, mag dasselbe auch schwach, leer, zerbrechlich sein, mit solcher Kraft, als ob es voll und hart wäre, indem ihm der Sinneseindruck *implicite* für die Beschaffenheit des Objectes selbst maassgebend ist. Und lehnt es sich nicht auf jede Stütze, auch wenn sie wirklich viel zu schwach ist, um das Kind wirklich zu halten, indem es auch hier, wie gewöhnlich, von der Form der sinnlichen Erscheinung auf das Ding schliesst, das dieser Sinneseindruck bedeutet? Man entgegne mir nicht, dass es aus Erfahrung so handelt und seine Irrthümer allmählich verbessern lernt — nein; diese eigenthümliche Verwerthung des sinnlichen Eindrucks geht der Erfahrung voraus, und auch diese wird nur durch die Sinneswahrnehmung ermöglicht. Ohne Zweifel ist es unbewusst, wie die Elemente dieser geistigen Thätigkeit beim Kinde aufeinander folgen und functionell unter Beihülfe der cerebrosprinalen und peripherischen Reflexbewegungen, die sich im Laufe der Entwicklung unsers Geschlechts hervorgebildet und organisirt haben, ineinander eingreifen, aber sie gehen der im Lauf der Zeit erworbenen Erfahrung ebenso voraus, wie es die physiologischen Reflexbewegungen als solche thun.*

* Es handelt sich hier nicht um aprioristische Annahmen im Sinne der Metaphysik, sondern um psychisch-organische Dispositionen, die der Geist für seine Beziehungen

So saugt das Kind, wenn es kaum geboren ist, aus der Mutterbrust die nährenden Milch; und gerade hierbei könnte es ja unmöglich anders sein und müssen sich ja nicht spontan und unbemerkt die Elemente der Wahrnehmung eins nach dem andern entwickeln, wenn es die Brustwarze fühlt, und ihr den Mund und seinen Athem anpasst und wenn es mit den Händen kräftig die Brust drückt, um die Flüssigkeit aus ihr herauszupressen. Gewiss kommt bei dieser Operation viel auf Rechnung der Reflexbewegungen; in Verbindung aber mit diesen sind auch noch andere Momente thätig, welche sie verstärken und erst ermöglichen, nämlich *implicite* die Tastempfindung der äussern Erscheinung und dann die Vorstellung eines wirklichen, wenn auch noch nicht näher analysirten Objectes und in diesem wieder die einer causalen Virtualität, welche in diesem Falle die Fähigkeit jenes Objectes zur Befriedigung eines Bedürfnisses ist. Ueberhaupt gibt es bei allen Thieren wie beim Menschen keine Gelegenheit zum Verkehr mit der Aussenwelt und keinen Act desselben, wo nicht dieser Vorgang in dieser Aufeinanderfolge und in dieser successiven Verlebendigung der drei ihn constituirenden Elemente abliefe. Man denke an alle Handlungen der Neugeborenen, überhaupt in der Kindheit aller Geschöpfe, um überall und noch besser als beim Kinde, eine solche Wahrheit im hellsten Lichte hervortreten zu sehen.

Und auch in der heutigen Sprache des gewöhnlichen Lebens spricht alles, der Unwissende wie der Gebildete von den leblosen Dingen, wie wenn sie Sinn und Ver-

zur Aussenwelt im Laufe seiner Entwicklung langsam und gesetzmässig herangebildet hat. Der Art sind die Reflexbewegungen des Organismus, welche im Laufe ihrer physiologischen Entwicklung durch eine so unendliche jahrhundertelange Uebung aus willkürlichen und spontanen schliesslich zu unbewussten geworden sind.

stand hätten. Diese Art sich auszudrücken ist nicht nur ein Zeugniß für den uralten Ursprung der allgemeinen Personification der Naturobjecte, sondern sie beweist auch, dass noch jetzt unser Geist gewohnheitsmässig sich schwer davon losmachen kann; wir hängen eben im Sprechen noch unbewusst an der alten Gewohnheit und dem alten Gesetze. So sprechen wir von „gutem“ und „schlechtem“ Wetter; von einem „rasenden“ Wind, einem „wüthenden“ Sturm, dem „treulosen“ Meer, den „trügerischen“ Wassern, dem „störrischen“ Fels, wenn er schwer zu bewegen ist, und wir schleudern die mannichfaltigsten Verwünschungen gegen materielle Hindernisse, als ob sie uns hören könnten. Wir sagen auch von der Jahreszeit, sie ist „unbeständig“, „launisch“; wir sagen: die Sonne „will“ untergehen, der Himmel „will“ schneien; wir sagen: die Hitze habe die Pflanzen „verzehrt“; der Boden wird „unbezwunglich“ genannt, während der Acker unter guter Cultur „reichlich spendet“. In der „guten“ Jahreszeit ergrünen „freudig“ die Gefilde, der Fluss „tobt“, der See „verschlingt“ seine Opfer, die Erde „hat Durst“ und hat das Wasser „aufgesaugt“, und die Pflanzen „fürchten“ den Frost. Die Oliven, sagt man in der Gegend von Pistoja, können die Stange* nicht „leiden“, sie bringt sie in „Schrecken“, und noch jahrelang können sie sich davon nicht „erholen“. Vor dem Gartenmesser aber haben die Oliven „keine Furcht“. Man muss nur das Messer richtig zu brauchen verstehen, so macht das die Pflanze ordentlich „froh“. Und so fort in Millionen von Ausdrücken.

Und nicht nur unsere Gefühle übertragen wir auf die Aussenwelt, sondern auch Form und Theile unsers Körpers: „Häupter, Rücken, Fuss“ der Berge; „Meerbusen, Meeresarm, Landzungen, Schlund“ der Höhlen und Vulkane, „Schos“ der Erde; ferner „Thalsole“,

* Die Stange, mit welcher man die Früchte von den Bäumen schlägt. Anm. d. Uebers.

„Auge“ des Himmels, „Wasseradern“, „Eingeweide“ der Berge. Und auch „kahle“ Alpe, rechte und linke Seite von Dingen*, „Riesengebirge“.

So schreiben wir der Natur auch unsere eigenen Functionen zu. Der Fluss „verzehrt“ das Terrain, „begt“ die Ufer, der Abgrund „verschlingt“, der Wind „pfeift, heult, stöhnt“, der Bach „murmelt“, die Sonne „erwacht und geht zur Ruhe“, das „Gesicht“ des Himmels verfinstert sich, die Felder „lachen“. Und diese Gewohnheit wird auch auf Ausdrücke des geistigen Verkehrs übertragen. Wir sagen: der „Hauptgedanke“, das „Auge“ der Geschichte, die „Glieder“ eines Systems, eine Sache, die „Hand und Fuss“ hat, in „Fleisch und Blut“ übergegangen ist. Eine „handgreifliche“ Wahrheit, ein Thema „breitretten“, eine „lahme“ Poesie, ein „schieler“ Vergleich, ein „hinkender“ Vers, ein „kindischer“ Einfall; der „Arm“ der Gerechtigkeit, die Geschichte „spricht laut“, das erste „Erwachen“ einer Wissenschaft, eine Wissenschaft steckt noch in den „Kinderschuhen“, hat sich „überlebt“; ein „magerer“ Vergleich ist besser als ein „fetter“ Process. „Kopflöse“ Handlungen, „Ideenflucht“, „Widerstreit“ der Meinungen. So sagt man auch „das Mark“ des Volkes, das „Herz“ des Landes, zu den „Füssen“ des Altars, des Thrones, ein „Heereskörper“, jede Pflicht, Anstand, Recht „mit Füssen treten“. Aus diesen Beispielen — überhaupt aus der ganzen Sprache, besonders wenn man auf die ursprüngliche Bedeutung der Worte und auf ihre Wurzeln zurückgeht, sieht man, wie die Neigung sich zu objectiviren, seinen Sinn, seine Gefühle, seine Absichten auf die Aussendinge zu übertragen, sich als constante weitgehende Eigenthümlichkeit im Menschen

* Zwei Begriffe, die in einem Worte verschmolzen sind. Denn dexter (Comparativ) bedeutet ursprünglich „passend zu etwas“, und dann erst die rechte Seite der Person. Sansk. dacs = festinare, strenuum esse. Ascoli, Studi linguistici, 1855.

findet, und wie er in allen Lagen des Lebens in vergangenen Zeiten und noch jetzt die Welt personificirt, und ihr Körper, äussere Formen und Glieder, gleich sich selbst, zuschreibt.

Auf der andern Seite zeigten wir als unbestreitbare Thatsache, wie der Mensch kraft der innern Verdoppelung seiner geistigen Fähigkeiten aus der objectiven Grundlage der Wahrnehmung der einzelnen Naturkörper sich innerlich spontan eine Vorstellung bildet, welche in seinen bleibenden Besitz übergeht und so personificirt wird. Wo ein solcher Fetisch geschaffen und vom Menschen willkürlich wieder zur Anschauung gebracht wird, da prägt sich auch dieselbe geistige Thätigkeit aus und lässt sich in dieselben Bestandtheile zerlegen. Ist das Bild eines Gegenstandes in der Erinnerung wieder vor die Seele getreten, so zeigt es sich ja sicher in der Gestalt, welche er als Theil der Aussenwelt besass, erweckt wieder die Vorstellung des Gegenstandes, dessen äussere Hülle sie nur ist, und mit ihr auch nothwendig die der causalen Virtualität, sodass der objective Process der Bildung von Vorstellungen in der Erinnerung aufs neue sich abspielt. Es wiederholen sich also im Geiste die Vorgänge der realen Natur, und diese innere Substantialität des Fetisches wird in dem äussern Sinneseindruck, der sie ihren Ursprung verdankt, oder in dem innern Bilde, welches für sie eintritt, zu einer realen handelnden Macht; und das ist die Quelle der ersten religiösen Vorstellungen.

Für den Urmenschen nämlich bedeutet das innere Bild des Fetisches, wenn derselbe körperlich fern ist, eine reale Einheit, nicht allein auf Grund des eben erläuterten Processes, sondern auch wegen einer willkürlichen geheimnissvollen Erscheinung dieses Fetischdienstes in den Erinnerungen, welche seine Phantasie bestürmen, ebenso wie man an die Realität von Traumbildern oder Hallucinationen glaubt. Aus dieser Thatsache, welche aus der Culturgeschichte aller wilden Völker der Vergangenheit und Gegenwart leicht zu be-

weisen ist, geht aber mit Sicherheit hervor, dass der Mensch nicht allein von Natur Personificationen der Aussendinge und der eigenen Geistesthätigkeiten sich bildet, sondern auch von ihren Bildern, wie sie im Gedächtniss aufbewahrt und individualisirt werden. Und hier wie dort folgen und identificiren sich die drei Elemente der Wahrnehmung: Erscheinung, Subject, Ursache nach einem einzigen psychischen Gesetze; mit einem Worte die innere Wahrnehmung ist in Entstehung und gesetzmässigem Verlauf mit der äussern vollkommen identisch.

Doch bleiben die innern Effecte dieser psychischen Thätigkeit des Menschen bei den besprochenen Resultaten noch nicht stehen. Durch den spontan thätigen, beständig specificirenden Zug unsers Geistes erheben wir uns, wie schon bemerkt, von den Vorstellungen einzelner und individueller Objecte und Erscheinungen zu ihren verschiedenen Typen, also zu einer innern idealen Welt specifischer Vorstellungen, als virtueller Potenzen der Menge von ähnlichen oder analogen Erscheinungen, die die jedesmalige Form der Aeusserung dieser Potenzen bilden. Und auch diese specifischen Typen, die in den primitivsten Zuständen des menschlichen Denkens noch mehr von der Sinnesvorstellung an sich haben, werden personificirt und bilden so das, was in seiner Entwicklung zu den vielgestaltigsten Götterkreisen, je nach Volk, Zeit, Ort und Stand der Moral und des Intellects Polytheismus genannt wird.

Nun ist bei der Personification solcher Typen und später Götterbilder der menschliche Geist ganz in derselben Weise thätig wie vorhin, und dieselben Elemente sind es, welche in ihre Bildung eingehen. Denn auch bei den unförmlichen Phantasieschöpfungen, welche anfangs in undeutlichen Umrissen solche Typen verzeichneten, und in der Folge durch Incarnation in die Menschengestalt grössere Vollkommenheit gewannen, sind diese drei Elemente in derselben Reihenfolge nachzuweisen. Mögen solche Personificationen, so wie sie

nach und nach auftreten und aus der lebendigen Einbildungskraft sich aufbauen, anfangs auch so unbestimmt, wie die unsichern und schwankenden Nebelbilder der ersten typischen Vorstellungen sein, immer liegt ihnen doch die Wahrnehmung einer äussern Gestalt zu Grunde und in ihr also die Hülle der Erscheinung, welche ordnungsmässig sich ihr Subject erzeugt und in diesem die causale Virtualität. Hier tritt dieser Process sogar noch klarer zu Tage und ist für die Wesenheit des Mythos wirklich als maassgebend zu betrachten.

Und so verschieden und ihrer Natur nach schwankend, als es die einzelnen Typen sind, hier beständig verschmelzend, dort sich trennend, hier auseinandergehend, dort sich identificirend, so mannichfaltig, schlecht begrenzt, beweglich und in Fluss begriffen sind die ersten Sagen aller Völker.

Man sehe nur, wie in der Mythologie der Veden, und auch in der alten griechisch-römischen, die Elemente der typischen Mythen des Agni, Indra, der Asvinen und der Maruten oft in ihren innersten Bestandtheilen wiederholt verschmelzen, und andererseits Typen wie Zeus, Juno, Hera, Athene, Diana u. s. w. Wir erkannten und bewiesen daraus, dass dieselbe Thätigkeit, dieselben Elemente, welche die Wahrnehmung und Personification der äussern Objecte beim Menschen vermitteln, auch den innern Antheil der Wahrnehmung beherrschen, soweit er sich auf Einzelvorstellungen bezieht. Während so der Mensch anfangs und in den ersten Perioden seines Lebens beständig, nach einem psychisch-physiologischen Gesetz seiner sinnlichen Wahrnehmung, welche er mit dem Thiere theilt, die Welt und ihre Erscheinungen mit bewussten, zweckmässig handelnden Wesen bevölkert, so personificirt er vermöge seiner Gabe, seine geistigen Fähigkeiten zu verdoppeln, die Vorstellungsbilder dieser Wesen erst als Fetische und dann als Mythen und in der Folge, wenn sie deutliche menschliche Gestalt angenommen haben, auch die specifischen Typen dieser Fetische. So ist das psychische Gesetz und die Elemente

seiner Thätigkeit, welche das Thier beherrschen und die Grundlage für seine Sinneswahrnehmung abgeben, auch beim Menschen die einzige und wirkliche Quelle für Aberglauben, Mythologien und Religionen, und wir vermögen auch hier keine Durchbrechung des Continuitätsgesetzes zu finden, als sichersten Beweis für seine Richtigkeit.

Eine solche Thätigkeit aber, eine solche innere Function und Aufeinanderfolge von mythischen und symbolischen Acten und Effecten bedeutet zugleich auch Anfang und Entwicklung einer erst empirischen und später rationellen Erkenntniss. Denn — gern wiederhole ich es — der äussere und innere Antheil der Sinnesempfindung, die Specification der Typen und ihre Einreihung unter immer umfassendere Gesichtspunkte bilden zugleich die Bedingungen und die Methoden, nach welchen die Wissenschaft arbeitet, deren Entstehung und Gedeihen nur auf dieser Grundlage möglich ist. Die Elemente und das logische Gerüst der Wissenschaft sind daher identisch mit denen, aus welchen die mythischen Anschauungen und das ganze innere Geistesleben des Menschen spontan sich entwickelten.*

Uebersdies geht — wie schon bemerkt — aus der abergläubischen Scheu vor einem Fetisch oder mythischen Wesen die empirische Naturerkenntniss hervor und vervollkommnet sich an ihnen, in der Weise, dass Typen und Ideen sich aneinanderreihen und aufeinander zustreben — ein Läuterungsprocess, der schon der Anfang eines methodischen und rationellen Verfahrens ist. Mag es daher auf dem Mechanismus der Sinnesempfindung und seiner Elemente, mag es auf der psychischen Zu-

* Möge der geneigte Leser diese Wiederholungen nicht für unnütz halten. Es sind vielmehr Erläuterungen zu den Fundamentalthatsachen der Sinnesempfindung und ihrer Effecte, welche fortwährend zu neuen Gesichtspunkten leiten. Hier betrachten wir diesen Vorgang in Bezug auf die drei Elemente, aus denen er sich zusammensetzt.

sammenfassung specifischer Typen, mag es auf der vervollkommeneten empirischen Naturerkenntniss beruhen, Anfang und Fortschritt des Mythos und der Wissenschaft sind eins miteinander, beide entwickeln sich nicht nur nebeneinander, sondern das eine ist gleichsam das Gewand, die Hülle, der Mutterboden, die Keimblätter, sozusagen, aus denen das andere Nahrung und Leben saugt. Ja auch in der fortgeschrittenen Wissenschaft müssen sich dieselben Züge, dieselben Elemente der geistigen Thätigkeit nothwendig wiederfinden, denn sie sind in jeder menschlichen Kenntniss, in jedem Begriff, in jeder äussern Wahrnehmung oder innern Bilde (als Vorstellung einer solchen) enthalten und überall flicht, wie wir noch sehen werden, etwas substantiell Mythisches sich mit ein und geht darin auf.

Also ist der Geistesact, der den Mythos erzeugt, auch der, mit welchem die Wissenschaft anfängt, und der Urquell, aus dem sie fliessen, ist für beide derselbe. Was den Fetischismus und den Mythos begründete, hat auch der Wissenschaft Leben und Gestalt verliehen, und so sind wir zu einem einzigen Factum vorgedrungen, welches beide aus sich erzeugt. Ohne Wahrnehmung, ohne Individualisirung von Ideen, Specification und -Klassification von Typen ist Wissenschaft und Mythos unmöglich; was das eine ermöglicht, ermöglicht auch das andere.

Bevor wir aber weiter gehen, möchte ein kleiner Rückblick auf die Ideen und Thatfachen, wie wir sie der Reihe nach vorgeführt und nachgewiesen haben, am Platze sein, um diese ebenso streng logische als wirklich existirende Entwicklung immer klar vor Augen zu haben. Der intellectuelle Antheil also und die Elemente der sinnlichen Wahrnehmung sind bei Thier und Mensch vollkommen dieselben, und dasselbe gilt von ihren ersten Effecten, nämlich der Personification der einzelnen Naturobjecte. Beim Menschen aber — kraft der Fähigkeit seines Geistes zur Verdoppelung — wird das personificirte Subject, das bei dem Thier nur vorüber-

gehende Existenz hat, in der Vorstellung, die er von diesem Subjecte hat, innerlich zu einem Fetisch, und diese nur in der Erinnerung bestehende Vorstellung bildet sich nach denselben Gesetzen und lässt sich in dieselben Bestandtheile zerlegen wie die, welche als ein Product der äussern Wahrnehmung Mensch und Thier gemeinsam ist. Später werden bei der beständigen Sonderung der Typen auch die Vorstellungen von diesen personificirt, unter oft künstlerisch schöner menschlicher Gestalt gedacht und Götterhierarchien aus ihnen aufgebaut, nach derselben Methode und kraft derselben geistigen Functionen, wie vorhin; woraus dann die verschiedenen Mythologien und später Religionen hervorgehen. Da ein solcher Process aber auch innere und äussere Bedingung der Wissenschaft ist, so sind Wissenschaft und Mythos in ihren Anfängen identisch und beide entstehen und reifen an ein und demselben psychisch-organischen Vorgange. So ist die Entwicklung des menschlichen Geistes die ganze Zeit hindurch beschaffen gewesen und Verschiedenheiten finden sich nur in Bezug auf Zeit, Volk und Entwicklungsfähigkeit, aber Richtung, Gang und Elemente der Entwicklung sind überall dieselben. Niemand ist, glaube ich, früher zu diesem Grundfactum vorgedrungen, von dem Mythos und Wissenschaft ihren Ursprung herleiten, und noch mehr, niemand hat sich über die Grenzen des menschlichen Denkens gewagt, und in den einfachen Vorgängen innerhalb des thierischen Geistes die formellen und absoluten Bedingungen für die menschliche Wissenschaft und für den eigentlichen Ursprung des Mythos erkannt.

Wenn ich nicht in einer argen Täuschung befangen bin und Eigenliebe mich nicht verblendet, so ist dies eine Lehre, welche den Stempel einer noch nicht verkündeten Wahrheit an der Stirn trägt. Diese äussere Wahrscheinlichkeit wird noch grösser durch die Continuität, die nach dieser Theorie zwischen dem Wesen und den Gesetzen des menschlichen Denkens mit dem

thierischen besteht, der doch logisch und effectiv der ältere ist. Ohne diese Continuität ist Wissenschaft überhaupt unmöglich, denn die grösste Wahrheit, welche die Scholastiker ahnten und auf ihre Weise auch bewiesen, deren wissenschaftlichere Fassung aber erst dem Genie eines Leibniz vorbehalten war, liegt in dem Spruch: *Natura non facit saltum!*

SECHSTES KAPITEL.

Das Gesetz des intellectuellen Antheils der Sinnesempfindungen.

Gehen wir jetzt etwas näher auf die dynamische Thätigkeit des menschlichen Geistes ein. Worin die Sinnesempfindung bei Mensch und Thier besteht, und wie sie vor sich geht, wie sich aus ihr in unserer Seele Vorstellungen bilden, zu specifischen Formen oder Typen zusammengefasst werden und ein streng gegliedertes System begründen, aus dem die ersten symbolischen Anschauungen der Wissenschaft hervorgehen, das alles haben wir genügend auseinander gesetzt. Aber unsere Aufgabe ist damit noch nicht erfüllt, vielmehr bleibt noch ein langer Weg zurückzulegen, wenn die volle Fruchtbarkeit der von uns aufgefundenen Thatsache dargelegt und ein volles Verständniss nicht allein für die innere mythisch-wissenschaftliche Entwicklung des einzelnen Menschen, sondern unsers ganzen Geschlechts bis in seine historischen Zeiten erzielt werden soll.

Denn diese intellectuelle Thätigkeit und ihre Effecte, welche ursprünglich diesem einen in sich abgeschlossenen Factum zu Grunde liegen, sind nicht ausschliessliches

Eigenthum der ältesten Zeiten, sondern reichen nur unter verschiedener Form und anderm Aeussern der höhern Entwicklung des Geisteslebens gemäss durch alle Zeiten und lassen sich auch in unserm Zeitalter noch nachweisen, wenngleich wir grösstentheils nicht darauf achten, ja sie nicht einmal mehr vermuthen. Dass aber bei den niedern Schichten der Land- und Stadtbevölkerung, bei unwissenden Personen — deren es ja auch in jenem Kreise von Begüterten, der conventionell die „gute Gesellschaft“ heisst, so viel gibt — gleichsam als ein Ueberrest prähistorischer Zeitalter diese in Mythen auslaufende schöpferische Thätigkeit des Geistes und der Phantasie sich noch vorfindet, ist eine allgemein anerkannte Thatsache, denn wir können doch nicht leugnen, was täglich vor unsern Augen vorgeht.

Schwerer ist schon die Thatsache zu erklären, dass dieselbe Thätigkeit der Phantasie auch bisweilen bei Leuten auftritt, welche rationell denken und streng wissenschaftlich zu forschen verstehen, ja welche auch mit der ehemaligen Bildungsgeschichte des Mythos vertraut sind; und dass, wie wir mit Evidenz zeigen werden, auch die klarsten Köpfe und tiefsten Denker unter ihnen davon sich nicht haben losmachen können. Doch darf das nicht wundernehmen. Bisher betrachtete man den Mythos immer nur als eine secundäre, rein der Phantasie angehörige Schöpfung des menschlichen Geistes, zu deren Auftreten immer rein äusserliche Gründe den Anstoss geben, ohne dass man an die Möglichkeit eines primären psychischen Gesetzes dachte, eines Gesetzes, dessen Wirksamkeit sich bis in die thierische Intelligenz herübererstreckt; und aus diesem Grunde konnte man auch nicht bis zu der einheitlichen Thatsache vordringen, welche Mythos und Wissenschaft aus sich hervorgehen lässt. Wäre nun die Entdeckung dieser Thatsache und dieses Gesetzes früher geglückt, so hätten wir damit ein besseres Verständniss der Religionen, der philosophischen Systeme und der verschiedenen Formen der

Wissenschaft erreicht und die Entwicklung der reinen Vernunft hätte schnellere Fortschritte gemacht. Abgesehen davon, dass unsere Lehre alle diese verschiedenen Formen, in welche sich das menschliche Denken im Laufe seiner historischen Entwicklung kleidete, rationell zu erklären vermag, wird sie, wie ich hoffe, in gleicher Weise auch von vielen psychischen Phänomenen Rechenschaft geben können, die bisher nur theilweise verständlich waren, wie die Träume, die Hallucinationen, die Störungen in Geisteskrankheiten und so fort. Denn auch in diesen Zuständen macht sich jene fundamentale Thatsache wirksam geltend, wir vermögen uns ihrem Einfluss nirgends zu entziehen und finden ihn in allen unsern Handlungen wieder, einerlei ob sie bewusst oder unbewusst, unwillkürlich oder willkürlich vor sich gehen.

Es ist also ein angeborenes Gesetz der Wahrnehmung, nach welchem die Objecte der Aussenwelt und ihre äussern und innern causalcn Grundlagen zu lebenden Wesen werden und eine Stufenleiter specifischer Typen aufbauen, welche kraft näher bezeichneter und in ihre einzelnen Bestandtheile zerlegter Fähigkeiten die unversellen mythischen* Typen für das unentwickelte und unwissende Gemüth liefern. Aber das Bedürfniss des geistigen Verkehrs, welcher, wenn auch unter dem Mantel mythischer Anschauungen, von Anfang an potentiell reflexiv ist, zieht ausser jener Personification der Einzelgegenstände und der specifischen Typen noch andere geistige Hülfsmittel mit entsprechendem Erfolge zur Mythenbildung heran. Es ist klar, dass diese personificirende Thätigkeit des Intellects allein für sich, auch wenn sie für seine ersten Lebensstunden und für die allmähliche Entwicklung des psychischen Ver-

* Eine tiefe, schon von dem grossen Vico theilweise erkannte Wahrheit; wie überhaupt Vico in der Erkenntniss der Anfänge der Psychologie allen modernen Psychologen und Mythologen weit vorausgeeilt ist.

doppelungsprocesses ausreicht, später bei wachsender Ausbreitung der Sprachen und Begriffe den logischen Bedürfnissen dieses selben Geistes nicht mehr genügen kann.

In Gemeinschaft also und in innigster Verschmelzung mit jenen Personificationen der einzelnen Sinneswahrnehmungen und specifischen Typen entstanden und entwickelten sich — von dem Worte getragen, immer schärfer wirkliche, das heisst rationelle Vorstellungen von Einzeldingen und specifischen Typen und mischten sich in die Gedanken und die Rede jener Urahnen des Menschengeschlechts. Wie natürlich und gesetzmässig dieses langsame Eindringen von rationellen Einzelvorstellungen oder specifischen Begriffen für den menschlichen Geist ist, der im Denken beständig fortschreitet, sieht jeder ein, und noch heute kann man diesen Vorgang an heranwachsenden Kindern oder auch bei unwissenden und ungebildeten Erwachsenen finden, wenn man ihm genau nachspürt.

In diesen Zuständen des menschlichen Geistes sieht man hier und da die alte Gewohnheit einer mythenbildenden Anschauungsweise beibehalten und viele Naturerscheinungen mythisch aufgefasst; aber auch solche Leute gewöhnen sich von selbst an den Gebrauch von Zeichen für einzelne oder Klassen von Dingen, welche Einzelvorstellungen oder specifische Begriffe bedeuten und keine Personification einer Sache oder Idee mehr in sich einschliessen. Ohne dieses allmähliche sich Geltendmachen von rationellen Begriffen wäre es für solche Menschen unmöglich, fortzuschreiten und die Fähigkeit zu erwerben, was sie durch Erfahrung und Erziehung an Kenntnissen sammeln oder wofür sie sonst ein Verständniss erlangten, auch auszudrücken; es ist ein Bild der Phantasie, das sich hinter einem noch unklaren und unbestimmten rationellen Begriff verbirgt. Aus diesem nothwendigen Entwicklungsgange entsteht das, was man gewöhnlich abstracte Begriffe nennt, Begriffe, die zur Ergänzung und Entwicklung des mündlichen Ausdrucks nothwendig sind, aber ur-

sprünglich, obgleich sie für eine abstracte Vorstellung eintraten, nicht abstract waren. Die unbewusste Abstraction gehört sicher zu den ersten Acten des menschlichen Geistes, da immer abstrahirt wird, wenn von einem Ganzen (und jedes Ding ist für die Wahrnehmung und die aus ihr abgeleitete Vorstellung ein Ganzes) ein Theil oder einige Theile betrachtet werden. Aber diese erste Abstraction war auch für den Geist ein *concretum Factum*; denn wie jede einzelne Wahrnehmung zu einer Personification wird, so verwandelte sich auch jede ihrer einzelnen Qualitäten, wenn sie von den übrigen Theilen, die mit ihr zusammen ein Ganzes ausmachten, abstrahirt wird, in ein lebendes Wesen, wie wir zur Genüge gezeigt haben. Die wirkliche vollendete Abstraction, wenigstens was wir jetzt nach Ablauf so langer Zeiträume darunter verstehen, nämlich die reine Vorstellung einer Qualität, oder des Theiles eines Ganzen, konnte damals nicht geübt werden und wurde es auch nicht, wenngleich Einzel- und Collectivbegriffe allmählich in Sprache und Gedanken eindringen und in ihnen heimisch wurden. Alle Wörter, welche eine Form oder eine Beziehung bezeichnen, in den ältesten Sprachen sowol wie noch bei den heutigen Wilden, dienen, wie alle Sprachforscher wissen, als Beweis dafür; denn wenn solche Wörter auch im Dialog eine abstracte Beziehung zwischen activen oder passiven Handlungen, Substantiven oder Adverbien ausdrücken, bezeichnen sie ursprünglich doch ein *concretum Object*.

Es gibt drei Arten, drei Grade abstracter Vorstellungen in der Entwicklung des menschlichen Verstandes, welche im Einklang mit den einzelnen im Gedächtniss für sich fixirten Wahrnehmungen und den Typen der Phantasie, das Leben des menschlichen Gedankens ausmachen und die Bedingungen für den Erwerb jeglichen Wissens und die Vermehrung rationeller Kenntnisse bilden. Wenn der specifische Typus des Mythos in der Thätigkeit des menschlichen Verstandes die Rolle des Universaltypus

spielt und für eine phantasievolle Auffassung des Weltganzen als Causalitätsbegriff ausreicht, so schiebt sich der abstracte Begriff in einer jetzt näher zu erörternden Weise, bei dem Bedürfniss des täglichen Verkehrs zwischen jene allgemeinen mythischen Typen ein; es ist der Kitt, der sie bindet und vereinigt, die unscheinbare Triebfeder, gleichsam das Kleingeld, welches den Ideenverkehr zwischen Mensch und Mensch und im Innern des Individuums vermittelt.

Die abstracten Begriffe theilen sich, so, wie sie sich allmählich hervorbilden, in drei Arten, je nachdem sie aus der Bezeichnung physischer, moralischer oder intellectuellen Eigenschaften sich entwickeln. Wenn man wirklich auf die ersten Anfänge zurückgeht, ist es in der menschlichen Sprache unmöglich, ein Ding oder eine Erscheinung nach der Kategorie, in die es naturgemäss nach Aehnlichkeit, Identität oder Analogie hingehört, bestimmt zu bezeichnen, wenn nicht vorher in der Seele sich ein Begriff gebildet hat, der als an sich abstracter, ursprünglich aber wirklich concreter Typus die allgemeine Eigenschaft oder eine Eigenschaft, die dieser Kategorie von Dingen und Erscheinungen gemeinsam ist, in sich begreift. Ich kann kein Ding „weiss“ oder „schwer“ nennen, wenn ich nicht wiederholt die Vorstellung desselben Sinneseindrucks gehabt und es dadurch dahin gebracht habe, die Identität dieser Empfindungen, die sich über eine unendliche Reihe von Gegenständen vertheilt, in einem Begriff zu individualisiren. Die Genese dieser Begriffe geht erst auf einer höhern Stufe des vergleichenden Urtheils, wenn der Gedanke im Worte seinen Widerhall findet, vor sich, und ferner ist es das Gedächtniss, durch welches dieses Urtheil nicht nur nothwendig an Schärfe gewinnt, sondern worin es sogar erst die Möglichkeit seiner Bildung und Existenz findet.

Die typische, oder wie es auch heisst, abstracte Idee des Weissen hat keineswegs nur einen nominellen Werth, wie einige Schulen bis auf den heutigen Tag behauptet

haben, denn ein leeres Wort kann keinen Begriff ausdrücken und dieses gerade drückt einen sehr bestimmten aus. Ebenso unrichtig ist aber auch die Meinung anderer umfassenderer und langlebigerer Lehren, dass der abstracte Begriff etwas an und für sich Reales, wenigstens eine Realität im Denken ist; denn wir werden später sehen, worauf sich diese Realität in der Idee beschränkt. Endlich aber ist es auch keine reine Verstandesabstraction, die sich jedes sinnlichen Stoffes, sozusagen, entäussert hat. Die Idee oder der Begriff des Weissen bildet sich auf dem Wege des vergleichenden Urtheils, findet aber seine nothwendige feine Begrenzung in der concreten äussern Wahrnehmung einer einzelnen Qualität unter allen andern natürlichen Qualitäten der Wahrnehmung, aus der sie ursprünglich hervorgeht; und bleibt andererseits auch als sensuelles und physiologisches Factum in unserm Gedächtnisse haften.

Unter der sogenannten abstracten Idee des Weissen, der weissen Farbe, denken wir nicht allein an eine vielen Dingen zukommende Eigenschaft, sondern mit jedem Wort und dem entsprechenden Begriff kommt in der innern Anschauung der Sinneseindruck selbst oder die betreffende Qualität des Objects, welches als äusseres concretes Ding wahrgenommen die Vorstellung des Weissen erzeugt, als etwas Reelles für den Augenblick wieder hervor. Daher tritt in dieser Idee, wenn sie auch generisch ist, der Sinneseindruck selbst innerlich wiederbelebt vor die Seele und wird als concrete Wahrnehmung empfunden. Concret allerdings nicht in dem Sinne, als ob ein solcher Eindruck dann einem Einzeldinge, einer bestimmten Gestalt angehört, wie wenn dasselbe als Individuum wahrgenommen wird, wohl aber insofern, als wirklich noch eine innere physiologische Wahrnehmung der weissen Farbe in der Erinnerung an eine Wahrnehmung stattfindet, welche dieses Wort wach ruft. Das ist so sicher, dass ich „Weiss“ auch in der Vorstellung nicht mit der allgemeinen Eigenschaft „Roth“ oder einer andern Farbe im

Gespräch mit andern oder wenn ich das Wort dafür im Gedanken für mich wiederhole, verwechseln kann.

Wenn ich von einem beliebigen Object sage oder denke, es sei weiss, so weiss ich und wissen andere ganz genau, was ich damit sagen will, und bei mir und andern entsteht unmittelbar die Vorstellung dieser Eigenschaft als eine Art von generischem Typus, wie ihn die ersten Menschen sich bildeten, indem sie die vielen einzelnen zerstreuten Wahrnehmungen hinsichtlich dieses einen bestimmten Eindrucks auf den Gesichtssinn zu einer zusammenfassten, die dann in dem dafür gegebenen Wort bewahrt und weiter entwickelt wurde.

Aber zu einer solchen Vorstellung — wenigstens wenn man will, dass das entsprechende Wort einen bestimmten Sinn haben soll — ist auch erforderlich, dass in ihr die äussere Form der einzelnen concreten Wahrnehmung, aus der sie hervorging, wieder erscheint. Denn wenn jene Vorstellung nothwendig eine generische oder unbestimmte ist, das heisst, wenn kein individuelles Object, an der sie gebildet wird, ihr zu Grunde liegt, so ist sie doch physiologisch noch immer mit der Wahrnehmung der Eigenschaft, welche sie in sich schliesst, verknüpft und im Gedächtniss meines Sensoriums steht die Wahrnehmung dieser Eigenschaft selbst wieder gegenwärtig vor meiner Seele.

Es ist also klar, dass in den sogenannten abstracten Ideen, welche einige für reine spirituelle und intellectuelle Acte ausgeben wollten, die mit einer physiologischen oder sinnlichen Realität nichts zu thun hätten, auch physiologische oder sensorielle Elemente enthalten sind. Denn der Idee oder dem Wort entspricht in den nervösen Centren ein realer physiologischer Vorgang (in diesem Falle die Farbe), welcher effectiv die Vorstellung des sinnlichen Eindrucks der einzelnen Gegenstände reproducirt, an welchen die physikalische Eigenschaft der weissen Farbe uns entgegentrat, und einen Theil des Inhaltes dieses abstracten oder besser unbestimmten Begriffes ausmacht.

Und sicherlich, alle dem Geist nicht in einem gegebenen Augenblicke gegenwärtigen Vorstellungen (und die gegenwärtigen machen doch nur einen verschwindend kleinen Theil des Wissens aus und können selbst bei dem gelehrtesten Menschen nur vermittelt des Gedächtnisses wieder zur Anschauung gebracht werden), werden doch nur so weit reproducirt, als in dem wunderbaren psychisch-organischen Mechanismus des menschlichen Gehirns die Molecularbewegungen wieder ausgelöst werden, die Aetherschwingungen sozusagen in denselben bestimmten Modificationen wieder auftreten, wie damals, als aus den Sinneswahrnehmungen im Laufe der Entwicklung zum ersten mal eine bestimmte Vorstellung gebildet wurde. Und wenn mit dem Wiederauftreten dieser Ideen und der Wiederbelebung der Vergangenheit die Zellen vibriren und die Organe des Gehirns functioniren, wie im Augenblicke ihrer ersten Bildung (man beachte die Experimente von Schiff über Wärmebildung und Volumszunahme des Gehirns selbst im Schlaf), um so sicherer werden sie dann in Bewegung gerathen, wenn eine sinnliche Qualität wieder vor das innere Auge des Geistes tritt; ja sie bilden eine absolute Bedingung dafür.

Es ist nicht zu bestreiten, dass dem abstracten Begriff die bestimmte Gestalt abgeht, die eine Eigenschaft an einem realen bestimmten Object individuell annimmt. Eine Abstraction steht in dieser Hinsicht auf der ersten Stufe eines blossen Sinnesindrucks, so wie er ist, bevor die Aufmerksamkeit sich seiner bemächtigt und die zugehörige innere Thätigkeit des Geistes eine Vorstellung aus ihm macht. Aber dieser innere und wirklich psychisch-organische Antheil der Sinnesempfindung fehlt auch der Wahrnehmung von Qualitäten nicht, weshalb die Abstraction ein inneres psychisches Symbol ist, das sich aus einer Idee und einer Wahrnehmung, oder besser aus einem psychischen Act und einer Wahrnehmung zusammensetzt. Beide verschmelzen im Denken zu einem der Form nach unbestimmten Begriff, dessen Inhalt sich aber aus realen Elementen (Bewegungen

des Gehirns und Sinneswahrnehmungen) zusammengesetzt.

Nachdem wir so die Abstraction oder einen beliebigen abstracten Begriff seinem wahren Werth nach kennen gelernt haben, können wir zu unserer frühern Behauptung zurückkehren, dass alle Abstractionen sich in drei Abtheilungen unterbringen lassen, physische, moralische und intellectuelle. So sind natürlich der Begriff „Weiss“ oder „die weisse Farbe“, die Farben im allgemeinen, leicht, schwer, hart, Schall u. s. w. alles abstracte Typen, die sich auf physische Eigenschaften beziehen, wie das Gute oder die Güte, die Tugend, die Reinheit, die Schönheit, die Liebe, der Hass, der Zorn dem Gebiete der Moral, die Uebereinstimmung, die Gleichheit, die Zahl, das Gesetz, die Menge u. s. w. dem des Intellects angehören. Abstracte Begriffe dieser Art, die begreiflicherweise für das Zustandekommen eines mündlichen Verkehrs so unentbehrlich sind, waren für den ersten Menschen sicher nicht so klar und so rein Sache des Intellects, wie sie es jetzt für uns und für die gereifte Wissenschaft sind; wir müssen daher untersuchen, welchen Werth sie für die ersten Menschen hatten und welche Gestalt sie in der spontanen Uebung seines Denkens und Redens annahmen.

Es ist indessen eine unbestreitbare Thatsache, dass zwischen dem personificirten specifischen Typus des Mythos und dem innern Werthe dieser abstracten Begriffe sich von jeher ein Unterschied geltend gemacht hat; denn wenn die erstern genügten, um für die Ursachen des Lebens in der Welt als Erklärung zu dienen, und auf den Gang der moralischen und socialen Entwicklung des Menschen den Einfluss von Glaubenssätzen hatten, so waren die letztern nur das einfache Mittel zur leichtern Aneinanderreihung der Gedanken oder zum mündlichen Verkehr zwischen den einzelnen Personen, und wurden täglich ohne jede andere Absicht, die ihnen selbstredend fremd gewesen wäre, so gebraucht. Andererseits aber ist zu beachten, dass,

wenn auch ein solcher Unterschied bestand und bestehen musste, darin noch keine radicale und substantielle Verschiedenheit in der Entstehung und Anwendung dieser Begriffe liegt, und es ist das nicht etwa so zu verstehen, als ob ihre geistigen Grundlagen und die sie zusammensetzenden Elemente, nämlich die Wahrnehmung, wie wir sahen, nicht auch bei Bildung der abstracten Begriffe thätig wären. Denn wenn auch die Form sich veränderte, blieben das Bildungsgesetz und die erste Bildung immer dieselben.

Wie wir ja zeigten, birgt die Vorstellung einer Sinnesempfindung immer in sich die nothwendige Annahme eines Subjects, dessen Gestalt wahrgenommen wird, und diese Annahme trägt wieder die eines causal-Verhältnisses in sich, das in dem lebendigen Subject gedacht wird; woraus einzelne und specifische mythische Anschauungen im Intellect hervorgehen. Diese Mythen nun, mögen sie von moralischen Thatsachen abstammen, wurden so weit personificirt, dass sie schliesslich in vollendeter menschlicher Gestalt auftraten. Bei den abstracten Begriffen, die im geistigen Verkehr sich als am unentbehrlichsten erwiesen, kam es in der Mehrzahl der Fälle nicht zu einer solchen Personification, zu einer solchen Vermenschlichung, aber doch fanden wir — wie sich auch direct beobachten lässt — dass in der Abstraction die Wahrnehmung und ihre physiologische Entstehung enthalten und einer Natur mit ihr ist. Daher fehlt für den Geist auch in diesen Begriffen die Wahrnehmung und folglich also auch die sinnliche Erscheinung keineswegs, ja ihr Auftreten ist nothwendig, gerade damit der Begriff zu Stande kommen und dem eigenen Geist wie andern verständlich werden kann. Wenn bei der directen Wahrnehmung die sinnliche Erscheinung einen äussern Anlass hat, so wird bei der Reproduction dieses Bild dadurch wieder uns vorgeführt, dass sich im Gehirn kraft einer uns innewohnenden Fähigkeit dieselben Bewegungsvorgänge abspielen, durch die wir uns dieser bestimmten Sinnesempfindung zu ihrer Zeit bewusst geworden sind.

Wie jetzt nicht nur für unsern Geist, sondern selbst für die thierische Intelligenz das Gesetz absolute Geltung hat, dass eine sinnliche Erscheinung in sich die Vorstellung eines realen Objectes und in dieser die eines ursächlichen Verhältnisses erzeugt, so ist auch bei der abstracten Vorstellung einer Eigenschaft, welche im Geist zur Anschauung kommt, dieses psychische Gesetz offenbar ebenfalls gültig. Und hieraus muss ein wenn nicht identischer, so doch seinem Wesen nach den mythischen Vorstellungen analoger Effect hervorgehen. So ist es bei der weissen Farbe oder einer andern Eigenschaft des Lichtes, an und für sich betrachtet, allerdings zweifelhaft, ob der Urmensch in ihr kein causales Subject sah, wie in den reinen specifischen Naturmythen, aber es ist andererseits ebenso sicher, dass er sie als ein an sich wirklich existirendes Ding betrachtete und unter gewissen Umständen auch nicht ermangelt haben wird, ihr eine Art von Macht zum willkürlichen Handeln zuzuschreiben.

Wenn wir diesen tiefen Zug unsers Geistes und diese spontane Belebung aller äussern und innern Erscheinungen richtig verstanden haben, wird es uns in keiner Weise schwer fallen, auch das zweite Auftreten desselben Gesetzes in den abstracten Begriffen richtig aufzufassen. Bei derartigen Begriffen handelt es sich in der That um ein Wiederauftreten der Wahrnehmung der Qualität, und folglich der sinnlichen Erscheinung selbst, und die Erscheinung muss *implicite* nothwendig die Vorstellung eines lebenden Wesens und in dieser wieder die Annahme einer begrenzten Causalität hervorrufen. Wenn die Wirkung eines derartigen Gesetzes auf die ersten abstracten menschlichen Begriffe noch nicht die mythische Personification der specifischen Vorstellung, und also der bildlichen Anschauungen, wie bei den andern Begriffen ist, so bleibt doch der Glaube an eine objective Realität der Begriffe selbst nothwendig bestehen, welche aus diesem Grunde ja auch als in sich unabhängige Einheiten betrachtet werden.

Denn wenn im Gespräch der Fall eintritt, die grössere oder geringere Schwere oder das Gewicht eines Dinges hervorzuheben, so kam es den prähistorischen Menschen und auch noch der ungebildeten Menge heutzutage, die von Naturgesetzen und Naturkräften nichts weiss, nicht in den Sinn, dass diese Erscheinung in dem Volumen der Körper, ihren Entfernungen und also in dem allgemeinen Attractionsgesetze ihre Erklärung findet, sondern sie glaubten im Gegentheil, und thun es noch heute, ohne sich dessen bewusst zu werden, dass eine solche verschiedenartige Schwere ein in sich thätiges Ding ist, das auch bisweilen die verschiedenen Gegenstände, welche in diesem Augenblicke miteinander verglichen werden, beliebig beeinflusst. Oder mit andern Worten, die Schwere wird als etwas von den Körpern, an denen sie sich äussert, unabhängig Existirendes gedacht, das mit ihnen gar nichts zu thun hat.

Was von der Schwere als einer der vielen abstracten Eigenschaften gilt, die sich an den Körpern zeigen, ist ebenso auch für alle andern physischen Eigenschaften wichtig, und bewährt sich nicht minder auch bei jenen Abstractionen, welche dem moralischen und intellectuellen Gebiet entnommen sind. Das Gute wird als etwas Selbstständiges angesehen, indem es auf einen Typus bezogen wird; dieser Typus geht aber aus den Seelenbewegungen hervor, welche auch nichts weiter als zum Bewusstsein kommende Sinnesempfindungen sind, nur bei den verschiedenen Völkern nach ihrer Abstammung, ihrem Wohnort, ihrer zeitlichen Entwicklung und ihrem intellectuellen und moralischen Standpunkt verschieden. Jedenfalls geht dieser Typus immer aus den gegenseitigen Handlungen der Menschen unter sich und aus den abergläubischen und religiösen Anschauungen hervor, die über das Wesen der Dinge verbreitet sind.

Aber auch in diesem Falle bei abstracten Begriffen wie das Gute, das Schickliche, welche in dem geistigen Verkehr der Völker beständig wiederkehren und täglich gebraucht werden, hat keine Personification zu einer

mythischen Macht und Uebergang in eine menschliche Gestalt stattgefunden. Gleichwol wurden sie als reale natürliche Einheiten angesehen, als etwas der Person oder Sache, an der sie sich zeigen, Fremdes, etwas, das eine active und causale Virtualität in denselben ausmacht. Und so ist es auch bei jeder andern Abstraction. Ausser der Bildung der kosmischen, moralischen und intellectuellen Mythen, die sich nach dem Modell der menschlichen Gestalt formten, bilden sich in der menschlichen Seele logische Begriffe, die für die Erleichterung sowol des eigenen Denkens wie des äussern mündlichen Verkehrs schliesslich reale Einheiten werden, welche sich an den Personen und Dingen oder an dem Naturganzen selbst thätig äussern. Wir sahen ja, dass solche Einheiten aus derselben Seelenthätigkeit und demselben Gesetz, wie die andern, hervorgehen, das heisst, dass in jeder Vorstellung eines solchen Begriffs und in dem dadurch bedingten Wiederauftreten der ursprünglichen Sinnesempfindung oder Gemüthsbewegung jenes Bild unserer Sinne, das auf diesen äussern oder innern Vorgang Bezug hatte, in sich das Subject und mit diesem virtuell die Ursache erzeugte. Dieser Einfluss auf die abstracten Begriffe war und ist keine Personification der Erscheinungen oder Ideen unter menschlicher Gestalt, wohl aber eine Umbildung dieser Begriffe zu realen natürlichen Einheiten.

Andererseits ist auch zu beachten, dass die Beweglichkeit, die Verwandtschaft, die eigene Umbildungsfähigkeit und die gegenseitige Beeinflussung dieser Fetische, Mythen und phantastischen Einheiten in der Kindheit des Menschengeschlechts und auch noch in spätern Zeiten eine so grosse war, dass eins in das andere übergeht und dass hier der Fetischismus einen Mythos, hier der Mythos eine logische Einheit bildet und umgekehrt. Dafür sind uns noch viele Zeugnisse in den Erinnerungen der alten Völker, in dem Geistesleben der modernen Wilden und auch in dem der civilisirten Nationen, denen wir angehören, erhalten worden.

Die Geschichte des menschlichen Geistes verfolgt nicht den regelmässigen Gang, den wir bei der Erklärung dieser Formen eingehalten haben, wenngleich diese Formen als absolute Kategorien nothwendige Stufen der intellectuellen Entwicklung sind. In Wirklichkeit wechseln sie oft ab, verschmelzen miteinander und trennen sich, vermöge der so lebhaften und leicht erregbaren Einbildungskraft der ersten Menschen und der ersten Perioden der socialen Entwicklung, und gerade dieser Umstand ist es, welcher diese Zeitalter für Phantasieschöpfungen und auch für wissenschaftliche Ahnungen so fruchtbar macht.

Jeder, der eine genügende Kenntniss von der ältern Literatur der civilisirten Völker oder den Sagen der wilden und uncultivirten Stämme besitzt, und auch über die ursprüngliche Bedeutung der Worte und Begriffe in dem sprachlichen Verkehr der modernen Völker nachgedacht hat, wird auch oft bemerkt haben, wie der Mythos abwechselnd in der Weiterentwicklung des geistigen Verkehrs für einen logischen Begriff eintritt und wie umgekehrt viele andere logische Einheiten die Form eines wirklichen Mythos annehmen, wie die einen mit der andern also ihre Rollen tauschen. Wer weiss nicht, dass manches mal die Mythen sich erweiterten und in Anpassung an die Bedürfnisse sich in Worte verwandelten? — *Libare* von *Liber** — welches vielleicht wieder seinerseits von *liba*, der beim Versöhnungsopfer geweihte Kuchen, kommt —, ein Genius, der in der alten Mythologie den Ueberfluss an Nahrung spendete. *Promenervare* für *monere* im *cantus salicus*, *promenervat*, sagt Festus, *item pro monet*. So *juvare* von der Wurzel *jov*, nachdem sich aus ihr schon das anthropomorphe *Jov* gebildet hatte. Bei Plautus finden wir das Wort *Summanare* von dem Gott *Summanus*, dem Nachthimmel. Und nicht allein Verben bildeten sich im

* Preller, Römische Mythologie.

geistigen Verkehr aus den Namen der mythischen Gottheiten, sondern auch Adjectiva, wie aus *Genius*, einer vielgestaltigen und weitumfassenden Gottheit der alten lateinischen Mythologie, sich *Genialis* bildete, und man dann auch sagte: *genialis lectus*, *genialis homo*, *genialis hiems*, und Dichter und Philosophen dieses Epitheton auch auf die Elemente und die Sterne anwendeten. Andererseits wurden „Tugend“, „Glaube“, „Frömmigkeit“ und andere ähnliche moralische Begriffe aus unpersönlichen realen Einheiten in vollkommene mythische Figuren von menschlicher Gestalt verwandelt, die man einer göttlichen Verehrung für würdig erachtete.

Aber auch in unsern Zeiten und nicht allein beim unwissenden Volke, sondern auch bei Hochgebildeten, wenn sie bei der unreflectirten Ausdrucksweise des täglichen Lebens nicht an die ursprüngliche Bedeutung eines Wortes denken, wird der, welcher den directen Sinn, den sie den Worten selbst geben, denselben abzu- lauschen versteht, klar sehen, wie wahr das ist, was wir behaupteten, und wie unser Princip immer aufs neue wieder sich geltend macht. Denn wir geben abstracten Begriffen, Eigenschaften, Verben, Adverbien, allem überhaupt beständig den Werth realer Verkörperungen und betrachten sie als Wesen, die den Grund zu ihrer Existenz in sich tragen und sehr häufig die Fähigkeit, zweckmässig zu handeln, besitzen, wenn wir ihnen auch nicht, wie es in den Mythen stattfindet, wirkliche Menschengestalten andichten.

Bei den intellectuellen abstracten Begriffen, wie die der Gleichheit, Identität, der Zahl und so fort, ist derselbe geistige Process in allen seinen Einzelheiten thätig, wie bei denen, welche physische und moralische Eigenschaften ausdrücken. Ohne Zweifel werden auch hier diejenigen, welche zuletzt und in einer weiter fortgeschrittenen Civilisation in reinen intellectuellen Symbolen endigen, die zur Belebung des geistigen Verkehrs dienen, ursprünglich vermittelt wirklicher Vergleiche zwischen den einzelnen Dingen gebildet, zu deren Anstellung der

Sinneseindruck oder die Vorstellung eines solchen unbedingt nöthig ist. Auch wenn wir mit einigen Schulen es als sicher gelten lassen wollten, dass es aprioristische Anschauungen sind, so bliebe doch auch in diesem Falle die Thatsache des sinnlichen Eindrucks, als äusserer Anlass für das Auftreten dieser geistigen Kategorien unverändert bestehen. Bei dem phonetischen Ausdruck für diese Begriffe tritt daher als physiologische Consequenz der Schatten, sozusagen, des frühern sinnlichen Eindrucks oder der frühern Einzelwahrnehmungen, welche zu einem intellectuellen Typus vereinigt diesen Begriff erzeugten, wieder vor die Seele. Und mit der Erscheinung der sinnlichen Grundlage tritt unbewusst im Denken jenes Fundamentalgesetz in Kraft, das ein reales Wesen dort voraussetzen und gleichsam wahrnehmen lässt.

Doch beachte man wohl, dass, wenn ich von diesen intellectuellen Einheiten spreche, ich mich dabei in den Urzustand des menschlichen Geisteslebens oder in die Seele von Ungebildeten versetze, oder auch an jene unmittelbare Art des Ausdrucks der gebildeten Menschen denke, wenn sie bei dem gewöhnlichen Lauf des Denkens oder des wirklichen Dialogs, oder im Feuer ihrer Rede auf die wahre logische Bedeutung eines Ausdrucks nicht Acht geben. Wir wollen eine Naturgeschichte des Denkens geben, und müssen also nothwendig alle rein analytischen Läuterungsverfahren ausscheiden, welche die Wissenschaft in rationeller Weise auf dasselbe angewendet hat. Wenn ein gebildeter Mensch sagt oder schreibt: „Die Uebereinstimmung ist ein sehr wichtiges Princip in der Logik, und nicht minder der Gegensatz“, so weiss er von diesen Ausdrücken sehr wohl, dass sie nichts weiter als eine abstracte Form der Erkenntniss bezeichnen; aber doch klingen ihm in diesem Augenblicke, wenn er nur, ohne näher darauf Acht zu geben, den alten angeborenen Zug seines Geistes frei walten lässt, diese Begriffe in dem Wort als wirkliche Wesenheiten, welche in dem realen Orga-

nismus der Wissenschaft und der Welt selbständig dastehen. Und das ist so sicher richtig, dass jeder die Probe an sich selbst machen kann, wenn er nur bei dem Aussprechen eines solchen Begriffs sich der Vorstellungen bewusst wird, welche im Geiste unmittelbar daran anknüpfen. Wenn es sich so verhält — und zwar bei Leuten, bei denen die einzelnen Denkacte in rationaler Weise sich abwickeln, um wieviel mehr und um wieviel phantastischer und mythenhafter musste der gleiche Process in den ersten Anfängen des intellectuellen Lebens des Menschengeschlechts überhaupt, oder noch jetzt bei den heutigen Wilden oder in den ganz ungebildeten Schichten des Volks sich abspielen.

Fassen wir unsere Ergebnisse noch einmal zusammen, so können wir es also, denke ich, als unbestreitbare Wahrheit ansehen, dass aus der Thätigkeit des menschlichen Intellects in seinen Anfängen sowol wie in seiner spätern Entwicklung, und nach den Gesetzen, nach denen eine Sinnesempfindung und die auf ihm beruhende Vorstellung zu Stande kommt, zuerst die einzelnen Fetische hervorgehen, welche nichts weiter sind, als die Personification der einzelnen Phänomene des innerlichen Lebens oder der Aussenwelt, so wie sie der Wahrnehmung sich darbieten; und das ist die Quelle des Mythos für Mensch und Thier. Aber während beim Thier der Fetisch oder der Einzelmythus nur vorübergehende Geltung hat und nach Maassgabe der vorhandenen Sinnesempfindungen verschwindet und wieder auftritt, wird beim Menschen das andauernde und willkürlich zu reproducirende Erinnerungsbild in derselben Weise belebt und mit denselben Kräften bedacht, die er ehrfurchtsvoll dem realen Object zuschrieb. Damit entstehen aus der natürlichen Convergenz der Vorstellungen, der Gemüthsbewegungen, der Ideen zu den grössern Einheiten der specifischen Typen eben diese Fetische, welche personificirt die vielen Formen des universalen Polytheismus erzeugen, in denen die menschliche Gestalt sich incarnirt. Hiermit aber hat dieser

synthetische Process in unserm Geiste noch nicht seinen Abschluss erreicht, er vereinigt vielmehr die einzelnen Gestalten des formenreichen Polytheismus zu einer umfassendern, aber immer anthropomorphen und anthropopathischen Form, welche in dem Monotheismus im allgemeinen ihren besondern Ausdruck findet.

Ausser diesen spontan auftretenden anthropomorphen Mythen, nach denen die Phantasie der Völker sich das Getriebe der Welt und die moralischen Grundsätze, die das Leben des Einzelnen oder des Ganzen beherrschen, zurechtlegt, erscheinen noch andere, die nicht anthropomorph sind, sondern dadurch entstehen, dass in der Phantasie oder im Intellect die abstracten Begriffe, welche aus den physischen, moralischen oder intellectuellen Eigenschaften gebildet werden und für die formale Seite des geistigen Verkehrs der Menschen untereinander unentbehrlich sind, Substantialität annehmen. Mögen auch die Sprachen, welche die niedrigste Stufe allgemeiner Individualisirung noch nicht überschritten haben (wie wir solche unter denen der wilden Völker noch heute vertreten finden), ihrem Inhalte nach so concret sein, als sich nur denken lässt, eine Verständigung ist doch nicht möglich ohne Ausdrücke für allgemeinere Verhältnisse oder abstracte Begriffe, die nach der innern Anschauung, welche der Geist immer von den Beziehungen zwischen den Dingen sich bildet, einen sehr veränderlichen Inhalt besitzen.* In diesen Begriffen erscheint zweifellos nicht, wie

* Im Chinesischen z. B. und vielen andern Sprachen gibt es eine Menge von Ausdrücken, um zu bezeichnen, dass ein Schwanz einem Fisch, einem Vogel u. s. w. angehört, aber es fehlt ein Wort für „Schwanz“ im allgemeinen. Der Wilde unterscheidet auch bei gesunden Sinnen nicht präcis zwischen Subject und Object, zwischen Eingebildetem und Realem, was gerade ein Hauptresultat der Civilisation ist. (Tylor, Primitive Culture; Steinhauser, Religion des Negers;

in den erstern die menschliche Gestalt des Mythos wieder, sondern eine substantielle Wesenheit tritt in ihnen zu Tage, welche bisweilen, wie wir sahen, auch das Aeussere eines vollendeten Mythos annehmen kann.

Wir zeigten durch ein näheres Eingehen auf die einzelnen Acte unserer geistigen Thätigkeit, dass diese constante Personificirung und Vermenschlichung der Erscheinungen oder Substantivirung der Begriffe auf eine angeborene Eigenthümlichkeit der Sinnesempfindung zurückzuführen ist. Diese aber besteht darin, dass die Wahrnehmung einer Erscheinung mit zwingender Nothwendigkeit die Annahme, die Vorstellung eines lebendigen Wesens und in diesem die einer causalen Virtualität nach sich zieht, und dieses Gesetz bewahrheitet sich auch allgemein bei den thierischen Wahrnehmungen, wo es sogar constant ist und niemals, wie bei uns, durch Eingreifen der Wissenschaft rationellen Begriffen weicht. Während demnach die Objectivirung, die wir mit der Natur vornehmen, die Personificirung ihrer Erscheinungen, Geistesacte welche mit der Mythenbildung im allgemeinen zusammenfallen, wol von allen bemerkt, aber nur der rohen Einbildungskraft der ersten Wilden zugeschrieben wurde, ist diese Thätigkeit vielmehr ein Ausfluss und eine constante und regelrechte Wirkung der Gesetze, nach welcher wir die innern und äussern Phänomene wahrnehmen. Diese Wirkung beschränkt sich nicht allein auf die Personification der physischen Phänomene oder ihre Verwandlung in lebende Substantialitäten, sondern dehnt sich auch auf die moralischen Vorgänge und auf

Brinton, *Myths of the World*). Die Objectivirung der übrigen Begriffe und der Gemüthsbewegungen, welche später auch zu Geistern und zu beratenden Geistern werden, finden wir auch noch heute bei den höher entwickelten Völkern, in dem christlichen Engelsglauben, in Volkssagen und im Spiritismus der Gegenwart.

unsere intellectuellen Anschauungen aus, und schreitet selbst immer unverändert von den Einzelercheinungen zu specifischen Typen und abstracten Begriffen fort.

Wir haben also die wichtige Thatsache gefunden, dass die angeborene Personification aller innern und äussern Phänomene, woraus dann Mythen, Religionen, Aberglauben aller Art hervorgehen, nach einem strengen psychisch-physiologischen Gesetz vor sich geht, wie ein gleiches psychisch-physiologisches Gesetz auch die Sinneswahrnehmung regiert. Das heisst: der Mensch fühlt und denkt von Anfang an aus dem innersten Wesen seines intellectuellen Lebens heraus mythisch; aber während das Thier beständig auf dieser psychischen Stufe stehen bleibt, gelingt es dem Menschen, wie wir sehen werden, mit der allmählichen Entwicklung des rationellen Denkens sich langsam davon loszumachen; so wird die Wissenschaft der Weg zur geistigen Erlösung, zur Wahrheit und zur Freiheit.

Wir wollen jetzt versuchen, dieses Gesetz unsers Intellects, wie es aus dem Wesen der Sinnesempfindung und ihrer einzelnen Acte hervorgeht und zugleich auch zur Ursache der constanten, von Anfang an spontan auftretenden Belebung und Verkörperung aller Erscheinungen wird, in einem Begriff, in einem Worte zusammenzufassen, um es desto schärfer und kürzer formuliren zu können.

Möge es sich nun um physische, moralische oder intellectuelle Mythenstoffe oder andererseits um die Verkörperung abstracter Begriffe handeln, immer ist es, wie wir ausführlich nachgewiesen haben, das Bild unserer Sinne, welches äusserlich oder innerlich wahrgenommen, unmittelbar und nicht auf dem Wege der Reflexion die Vorstellung eines lebenden Wesens und in diesem die einer causalen Virtualität hervorruft, und wenn dann alle diese Elemente zu einer einzelnen Individualität verschmelzen, so kann der einzige Grund dafür sicherlich nur in dem Fundamentalgesetz unsers Geistes und seiner psychisch-physiologischen Thätigkeit gefunden

werden, durch welche der Inhalt jeder Wahrnehmung, jedes Gefühls, jeder Empfindung, Vorstellung oder Begriffes entificirt wird. Wir können daher, ohne fürchten zu müssen fehlzugehen, sagen, dass wir von Natur und nach einer innern Nothwendigkeit alles, was als Empfindung uns zum Bewusstsein kommt, als willkürlich handelndes causales Wesen entificiren. Sollte jemand an diesem neugebildeten Worte, das doch klar und treffend diese älteste Function unsers Geistes ausdrückt, Anstoss nehmen, so möchten wir darauf entgegnen, dass wenn man das Verbum „identificiren“ so anwendet, wie wir es thaten, und wie Sprachgebrauch und Entwicklung der romanischen Sprachen es mit sich bringen und wie es naturgemäss angenommen ist, so wird man auch jenes andere Wort „entificiren“, das analog aus derselben Wurzel gebildet ist, nicht zurückweisen können, wenn es, wie das erstere, einen realen Vorgang im menschlichen Denken bezeichnet. Im übrigen haben Giuseppe Bianchini und Magalotti das verwandte Wort *entitativo* zur Bezeichnung einer das Wesen (*ente*) bildenden Thätigkeit gebraucht. Wir werden dieses Wort daher ohne Scrupel adoptiren, gleich vielen, die neue Wörter da bildeten, wo sie sich wohl eigneten, das äussere Gewand neuer Begriffe und neuer Doctrinen abzugeben.

Sobald also äussere oder innere Sinneswahrnehmungen, Empfindungen und Gemüthsbewegungen dem Geiste das unermessliche Reich der Natur erschlossen, ist der erste angeborene constante Act der psychisch-physiologischen Thätigkeit aller Thiere mit Einschluss des Menschen der, den Inhalt der Sinnesempfindung selbst oder mit Einem Worte alle sinnlichen Phänomene zu entificiren. Eine solche Entificirung findet ganz von selbst mit Nothwendigkeit nach dem Gesetze statt, das den psychischen Antheil der Wahrnehmung und ihrer einzelnen Theile beherrscht, und kann ihr unmöglich fehlen, denn sie ist weder ein Product der Reflexion, noch ein unselbständiges Spiegelbild fremder Vorgänge, oder nur

ein zeitliches Glied in der Entwicklung des Denkens; diese Art zu entificiren ist vielmehr ein unmittelbarer, angeborener, mit innerer Nothwendigkeit eintretender psychischer Act. Es liegt hier ein ewiges Gesetz vor, das die Entwicklung des Denkens beherrscht, gleich allen andern, welche das Weltall regieren.

Mit dieser Thatsache entdeckten wir daher nicht allein ein an sich höchst wichtiges psychologisches Gesetz, sondern auch gleichzeitig den Ursprung des Mythos und der Wissenschaft, denn der Mythos hat in seiner Entwicklung dieselben steilen Pfade, wie die Wissenschaft, zu erklimmen, und erstarkt an derselben methodischen Thätigkeit unsers Geistes. Mythos und Wissenschaft sind also zwei Processe, zwei Flüsse, die ursprünglich aus derselben Quelle entspringen; für die Entwicklung beider ist die Entificirung des Inhaltes der Sinnesempfindungen eigenthümlich; aber wenn der Mythos den Inhalt des sinnlichen Eindrucks entificirt, so findet bei der Wissenschaft, wie wir sehen werden, dasselbe mit den Ideen statt, bis ihre ursprüngliche Verkörperung allmählich sich erschöpft und die Wissenschaft über sie hinweg zum Gesetz und zu rationellen Begriffen vordringt. Und, wenn schliesslich im Mythos von Anfang an ein Causalitätsbegriff phantastisch spukt, so ist für die Wissenschaft dieser Begriff geradezu nothwendig, wenn sie bestehen, ja selbst, wenn sie sich überhaupt entwickeln soll. Das „Warum?“ ist es, das zu beantworten ihr obliegt, das „Warum?“ des denkenden Menschen ist in Wahrheit der Schwerpunkt der Wissenschaft.

Felix qui potuit rerum cognoscere causas!

SIEBENTES KAPITEL.

Historische Entwicklung des Mythos und der Wissenschaft.

An der Hand unserer bisherigen Betrachtungen sind wir bis zu jenem tief verborgenen psychisch-physiologischen Grundprincip vorgedrungen, aus welchem unserer Meinung nach Mythos und Wissenschaft gleichzeitig hervorgehen. Von der Betrachtung des Thierreiches in seinem ganzen Umfange ausgehend, fanden wir das Resultat der Wechselwirkung zwischen der Aussenwelt und der Thätigkeit der Sinnesorgane eines thierischen Organismus in der spontanen Personification des Inhaltes eines jeden sinnlichen Eindrucks und in der den wahrgenommenen Objecten zugeschriebenen Fähigkeit, willkürlich zu handeln; und dies ist der Grund, warum der Keim der mythischen Betrachtungsweise der Aussenwelt in dem ureigenen Wesen der thierischen Sinnesempfindung enthalten ist.

Ein anderer Ursprung ist ja auch, wenn unsere Folgerungen im übrigen richtig sind, gar nicht möglich. Denn das innere Leben und das Gefühl eines sich selbst bewussten freien Willens, welche das Thier und der Mensch, der von dem ursächlichen Zusammenhang der Dinge nichts weiss, in sich tragen, mussten sich auch in den Bildern seiner Sinne oder in den Vorgängen seiner eigenen Seele als Wesen abspiegeln, welche unabhängig von dem eigenen freien Willen doch durch ihre Handlungen causale Verhältnisse herstellten. Für das Thier, welches nicht im Stande ist, durch willkürliche Thätigkeit des Unterscheidungsvermögens Subject und Object und die Verschiedenheit eines Vorgangs in Bezug auf beide auseinanderzuhalten, bleibt es auch eine Sache der Unmöglichkeit, die sinnlich wahrgenommenen Objecta und Erscheinungen als mechanische

Einheiten aufzufassen, welche unter der Herrschaft unänderlicher ewiger Gesetze stehen. Es kann daher keine andern Begriffe bilden als die, auf welche es durch die spontane Subjectivität seiner Natur ihrem Wesen nach beschränkt ist, also nur personificirte. Und darum werden alle Kräuter, Früchte, Pflanzen, das Wasser, jede Bewegung eines Körpers, die gewöhnlichen und ungewöhnlichen Himmelserscheinungen, kurz alle Dinge vom Thier seiner Natur nach als lebende Wesen wahrgenommen, die zweckmässig handeln können und wollen, grade wie es das von sich von selbst weiss. Ueber dies lebende Wesen, das ihm in jeder Naturerscheinung entgegentritt, kann das Thier nicht hinaus, ihm fehlt die Eigenschaft, die es dahin bringen könnte, die bewusste Reflexion. Sein Leben geht folglich inmitten einer Welt vor sich, gegen die es nur aus Gewohnheit gleichgültig wird; denn diese Welt besteht nicht aus Ereignissen, welche gesetzmässig eintreten und ineinandergreifen, sondern aus lauter lebenden Wesen; das Leben des Thieres ist gleichsam eine fortwährende Metapher.

Auch der Mensch steht anfänglich entsprechend seiner thierischen Natur unter dem Einfluss derselben Anschauungsweise, und selbst nachdem er im Laufe seiner Entwicklung kraft der psychischen Verdoppelung seines eigenen Ich zum rationellen Denken sich emporgeschwungen hatte, blieb die frühere Eigenthümlichkeit bestehen und ist noch immerfort thätig, sich ihre eigene Welt von mythischen Ideen und Begriffen aufzubauen, aus welcher Aberglauben, Mythologie und Religion im weitesten Umfange hervorgehen. Das ist aber der gleiche Weg, den auch die Wissenschaft bei der methodischen Anordnung und der Erforschung des innern Zusammenhanges einschlägt, und deshalb birgt jenes uralte psychisch-physiologische Princip, den Inhalt der Sinneswahrnehmungen zu identificiren, auch historisch die Quelle der beiden grossen Geistesströmungen, des Mythos und der Wissenschaft in sich.

Es ist jetzt unsere Aufgabe, den Entwicklungsgang

dieser beiden Seelenthätigkeiten, der mythenbildenden und der wissenschaftlichen, kurz darzustellen und zu untersuchen, auf welche Art und Weise sie, die doch aus einer Quelle fliessen, ganz auseinandergehen, und aus welchen Gründen dies stattfindet, welche Umbildungen sie bei dieser Entwicklung erfahren, und wie es kommt, dass der eine Theil immer mehr sich verflüchtigt und erschöpft, während der andere immer mehr erstarkt, um schliesslich Sieger zu bleiben. Möge der geneigte Leser es uns nicht verübeln, wenn wir den Inhalt des Vorhergehenden seinem Zusammenhange nach noch einmal kurz recapituliren; es ist diese Wiederholung zum vollen Verständniss der folgenden historischen Betrachtung nothwendig.

Die erste Stufe der Erkenntniss ist eine factische Vorstellung von der uns umgebenden Aussenwelt, und diese erste Stufe, welche ohne Zweifel die erste zur Wissenschaft ist, wird auch von den Thieren erreicht. Denn die Thiere gewinnen ja vermittelst ihrer Sinne eine Vorstellung von sich und der Aussenwelt, wie der Mensch, und zwar eine psychisch und physiologisch vollkommen identische, welche bei ihnen, wie bei uns mit einer subjectiven Personification der Sinnesempfindungen zusammenfällt. Die Wissenschaft entsteht also ursprünglich auf dieselbe Weise — nämlich aus der Vorstellung von sich und der Aussenwelt — und gleichzeitig mit dem Mythos und dem Begriff des einzelnen Fetisch, und wäre ohne diese Thätigkeit unserer Sinne vollkommen undenkbar.

Kaum aber hat man sich von jenem psychisch-physiologischen Ausgangspunkt, der dem ganzen Thierreiche angehört, entfernt, so machen sich, betrachtet man den Vorgang allgemein und ohne die Beschränkungen, welche äussere Verhältnisse, Zeit, Ort und tausend Zufälligkeiten ihm auferlegen, zwei verschiedene Richtungen des Denkens in uns geltend, die, obgleich der Form nach identisch, doch in ihren Aeusserungen verschieden sind und auch zu entgegengesetzten Resultaten kommen.

Denn während die eigentliche mythische Entification sich unter immer bestimmtern Formen personificirt, immer ausgeprägter zoomorph und anthropomorph wird und sich in diesen Formen krystallisirt und gleichsam mumificirt, rückt der Geist der Wissenschaft die Grenzen seines Gebietes immer weiter hinaus und verflüchtigt die ursprüngliche Gestalt des Mythos zu immer formlosern Bildern, bis sie sich ganz auflöst und an ihrer Stelle einen reinen Vernunftbegriff zurücklässt.

Wenn der geschilderte Entwickelungszyklus inmitten eines Volkes sich abspielt, das aus eigener Kraft gar nicht oder nur in beschränktem Maasse fortbildungsfähig ist, so behält die erstere Thätigkeit unsers Geistes die Oberhand und es kann dann, wie Vergangenheit und Gegenwart uns lehren, die intellectuelle Ausbildung durch die Mythenbildung gehemmt und verkümmert werden und das Volk kann auf dieser Stufe stehen bleiben, bis es vom Schauplatz abtritt. Findet dagegen diese Entwicklung bei Völkern statt, die eines unbegrenzten Fortschritts fähig sind, so erhält die zweite Form des Denkens das Uebergewicht und im Maasse, wie der Mythos sich erschöpft, tritt klarer und glänzender die Wissenschaft hervor.

Dass auch bei den geschichtlichen Culturvölkern beide Cyklen unserer Geistesthätigkeit neben einander hergehen, ist an sich klar. Denn während es den starken Geistern gelingt, die mythische Hülle zu sprengen, die ursprünglich auf ihrem Denken lastete, fährt auch hier der unwissende grosse Haufe fort, im Mythos und Fetischdienst weiter zu leben, und formt auch edlere Lehren der erhabensten Religionen dazu um. Ja auch diese Theile des Volkes würden in gleicher Weise untergehen und demselben traurigen Krystallisationsprocess unterliegen, wenn nicht die grossen Geister, die das Volk kraft seines innern Werthes hervorbringt, ihr Denken allmählich immer mehr klärten und in eine reinere und erhabenere Atmosphäre entrückten. Sieht man nicht bei unserer arischen Rasse und in unserm

eigenen Vaterlande noch heute Ideenverbindungen und Begriffe, die dem Christenthum eigenthümlich sind, eine den Anschauungen des alten Fetischdienstes und der heidnischen Mythologie conforme Gestalt annehmen? Sehen wir nicht, wie die Heiligen selbst bis zur Identität des Namens und Heilighums für die Götter und Halbgötter, Feld-, Meer- und Kriegsgottheiten der antiken Mythologie eintreten, wie ihre Legenden und selbst die Christuslegenden mit den Sagen der alten griechisch-römischen Religion verschmelzen und wie das Paradies die Gestalt des Olympos annimmt? Sprechen die religiösen Malereien der alten römischen Katakomben, welche den Uebergang der alten Religion in die neue bezeichnen, mit ihren symbolischen Darstellungen nicht laut zu unserm Gunsten?

Der Mythos also schlägt, obgleich seine logische Entwicklung mit der der Wissenschaft identisch ist, seinen eigenen besondern Weg ein: er formt die Vorstellung eines causalen, aber sonst ganz unbestimmten Wesens, wie eine solche seinen ursprünglichen Ausgangspunkt bildete, immer mehr zu der einer menschlichen Gestalt um und bleibt unter Verlust dieses intellectuellen Lebens, welches ihm ursprünglich innewohnte, hierbei stehen, wenn ein Anstoss von oben ihn nicht wiederbelebt oder ganz vernichtet; die Wissenschaft dagegen, welche ebenfalls im Mythos wurzelt, ist ihrerseits unablässig bemüht, diese causale Subjectivität und ihre anthropomorphen Erscheinungsformen immer mehr zu entpersönlichen, bis sie in der reinen Vernunft aufgeht und an ihr Kraft zu unbegrenztem Fortschritt gewinnt.

Die bisher gültige Lehre, zu welcher alle Mythologen, die Anhänger des grossartigen Entwicklungsprincips und der historischen Anschauungen Comte's nicht ausgenommen, sich bekannten, ist die, dass der Mensch ursprünglich mit dem Fetischdienst beginnt, in der Folge aus den einzelnen Fetischen durch Zusammenfassung zu allgemeineren Typen die polytheistischen Anschauungen bildet und von diesen aus durch einen ana-

logen Reductionsprozess zu einer mehr oder minder bestimmten monotheistischen Anschauungsweise sich erhebt.

Wenn nun diese Lehre in Bezug auf die Hauptformen, die der Mythos im Laufe seiner Entwicklung annimmt, als abstracte Einheiten betrachtet das Richtige trifft, so ist sie doch in Bezug auf seine verschiedenen Entwicklungsstufen unvollständig und ungenau, und in einigen der wirklichen mythologischen Entwicklung der Völker entnommenen Einzelheiten sogar falsch.

In den ersten Kapiteln haben wir schon mit kurzen Worten den Gang einer solchen Entwicklung gezeichnet und bitten deshalb den Leser um Entschuldigung, wenn wir theilweise noch einmal darauf zurückkommen, um diesen wichtigen Punkt jetzt, wo wir den historischen Gang einer solchen Entwicklung beschreiben wollen, noch erschöpfender zu behandeln. Ganz gewiss ist das, was man allgemein unter Fetischdienst versteht, nicht die erste Gestalt, unter welcher der Mythos am Morgenhimmel des menschlichen Lebens erscheint und erscheinen muss. Um seinen positiven Werth zu erkennen, ist es nöthig, diesen Begriff genauer zu analysiren und ihn dann mit den Hilfsmitteln, welche uns die allgemeine Ethnographie an die Hand gibt, auch historisch nachzuweisen.

Die erste Entwicklungsstufe des mythischen Denkens muss nachgewiesenermaassen in die Zeit fallen, wo der Mensch sich noch nicht über das Thier erhob. Der Mythos war ein Product des unmittelbaren Verkehrs mit der Aussenwelt, unbeeinflusst von jener Thätigkeit der Psyche, zu welcher der Mensch erst später im Laufe seiner psychisch-organischen Entwicklung gelangte und welche ihm ausschliesslich angehört, nämlich die gewohnheitsmässige Reflexion. Nun ist in jener ersten Entwicklungsstufe noch kein bestimmter Fetisch oder directer Glaube an ein beliebiges besonderes Object gegeben, das auch aus der Ferne und ungesehen seinen Einfluss auf den menschlichen Geist ausübt; ein so beschaffener Fetisch

bedeutet vielmehr, wie wir noch sehen werden, eine spätere menschliche Entwicklungsstufe. Die ersten mythischen Vorstellungen der Thiere und des Thiermenschen fixiren sich nicht an bestimmten Objecten und bleiben nicht der Seele als Wesen gegenwärtig, die selbständig zu jeder Zeit und unter allen Umständen handeln, sondern sie sind unbestimmter Natur, das heisst, sie werden mit allen Naturerscheinungen, sofort bei deren Personification im sinnlichen Eindruck verschmolzen und in ihnen wahrgenommen. Der Wind, der unsichtbar bläst und wieder nachlässt, die eilende Wolke, der zuckende Blitz, der rollende Donner, die sprudelnde Quelle, der tobende Giessbach u. s. w. haben für Mensch und Thier, solange sie wirklich da sind, Leben und können wollen und handeln, was die erste Form des Mythos ist. Sind sie ihm aber entrückt (ich spreche vom Menschen auf der Stufe des Thieres), so lassen sie in seiner Seele keinen Eindruck eines dauernd existirenden Etwas zurück, dessen Gedächtnissbild aus Hoffnung oder Furcht eine Art von Cultur zutheil wird, sondern sie rufen, wie alle andern Erscheinungen, nur dann dieselben Empfindungen wach, wenn sie ihm leibhaftig wieder vor Augen treten.

Dieser Unterschied, den ich zwischen dieser ersten unbestimmten Form des Mythos, welche ebenso rasch verschwindet, wie sie an den neuen Erscheinungen, die dem Thier entgegentreten, wieder aufgenommen wird, und der ersten wirklichen Entwicklungsstufe des Fetischismus mache, ist keineswegs eine müssige Pedanterie; eine solche Unterscheidung veranschaulicht vielmehr den Unterschied, welcher zwischen der mythischen Anschauungsweise der Thiere und der specifisch menschlichen besteht, welche letztere durch die Mitwirkung des Unterscheidungs- und Reflexionsvermögens charakterisirt wird.

Comte hat meiner Meinung nach zuerst, aber ganz beiläufig ausgesprochen, dass die Thiere zufällig zu der Vorstellung eines Fetisches gelangen können; ebenso

führt Darwin das Beispiel eines Hundes an, der vor der Bewegung eines auf einer Wiese ausgespannten Regenschirmes scheute, während er ruhig blieb, wenn der Wind ihn nicht bewegte, und auch Herbert Spencer, der diese Ideen theilweise zu den seinigen macht, bringt zwei Beispiele von Hunden, die ungefähr dasselbe beweisen wie jenes von Darwin angeführte. Nun liegt der Irrthum, in den meiner Meinung nach diese beiden grossen Denker verfallen sind, gerade darin, dass sie nie auf den Gedanken kamen, dass der Mythos ursprünglich im Thierreiche nicht nur wurzeln könnte, sondern sogar müsste, und dass sie ferner den Thatsachen, die sie selbst anführen, nur den Werth zufälliger Ereignisse zuschrieben, weil sie sich mit der Beobachtung zufrieden gaben, dass die Thiere sich bisweilen eine unbestimmte Idee von einem Fetisch bilden können.

Allein wer uns bis hierher gefolgt ist, wird bemerkt haben, dass diese Ereignisse in dem äussern Leben des Thieres weder sehr selten, noch reiner Zufall waren, sondern vielmehr ein Ausfluss der mythischen Anschauungsweise, wie sie sich in ihrer niedrigsten Entwicklungsstufe ausnahmslos beim Thiere vorfindet, wie es umgekehrt und geradezu unmöglich ist, hier die Wirkungen einer im eigentlichen Sinn fetistischen Anschauungsweise finden zu wollen.

Wenn der Hund bei der Bewegung des Schirmes in Schreck geräth oder vor dem Stock zurückweicht, der ihm bei seiner Bewegung Schmerz verursacht hatte, so findet dies nach Spencer deshalb statt, weil eine ungewohnte Bewegung oder ein ungewohnter Schmerz von Objecten ausgehend, gegen welche die Gewohnheit und nur die Gewohnheit die Thiere gleichgültig gemacht hat, in ihnen das angeborene Gefühl einer handelnden Subjectivität in den Erscheinungen wieder wach ruft; also wirklich Mythos auf seiner tiefsten Stufe und nicht seine spätere Form, der Fetischismus.

Die erste Gestalt also, unter welcher der Mythos, um es noch einmal zu wiederholen, spontan im Menschen

auftritt, ist das unbestimmte Gefühl eines subjectiven willkürlich handelnden Wesens in den Erscheinungen der Aussenwelt, sowie sie seiner Wahrnehmung entgegentreten. Bald verhält sich dieses Wesen ruhig und wird dann nur sozusagen, *implicite* als handelnd gedacht, bald aber ist es auch thätig und wirklich handelnd, wo es dann Furcht vor Schaden, oder Hoffnung auf Befriedigung physiologischer Bedürfnisse erwecken kann.

Wenn dann beim Menschen später langsam und schrittweise die Thätigkeit der Reflexion erwacht (wenn auch anfangs nur auf ausschliesslich empirischem Gebiete), so erreicht er ebenso langsam und schrittweise die erste Form des Fetischismus, und diese besteht in der beständigen und unwandelbaren Individualisirung eines Naturobjectes oder einer Naturerscheinung, als einer Macht, welcher die Reflexion die Fähigkeit zu Bösem oder Gutem zuschreibt.

Auf dieser Stufe ist es nicht mehr der Sinneseindruck von einem Objecte, welcher sofort den Gedanken an eine handelnde Subjectivität wach ruft, und welcher den Augen und der Wahrnehmung überhaupt entrückt, auch diese Vorstellung sammt ihrer vermeintlichen Wirksamkeit verschwinden lässt. Jetzt wird im Gegentheil jede Naturerscheinung und die Gestalt eines jeden Naturkörpers, mag er belebt oder unbelebt sein, im Geiste reflectiv bewahrt und auch noch beim Wiederscheinen im Gedächtniss als ein Wesen personificirt, das beständig sich als gut oder böse erweisen kann. Mit Einem Wort: die erste Entwicklungsstufe des eigentlichen Fetischismus, welcher in der Entwicklung des Mythos in Anbetracht seiner Herkunft aus dem Thierreiche schon die zweite Stufe bildet, ist die primäre mythische Auffassung der ganzen Natur, welche beständig aber nur vom Menschen und in einer bestimmten Erscheinung: Wind, Regen, Quellen, Donner, Blitz, irgendein Thier, Seen, Flüsse, Meer, Vulkane, Felsen, Berge u. s. w., so individualisirt wird, dass

diese Erscheinungen sich als gute oder böse Mächte im Gedächtniss fixiren. Während so der wandelbare Schauplatz der ersten Mythenstufe bleibt, bringen einige Erscheinungen oder Objecte es auf ihm zu einer grössern Lebendigkeit und erregen, auch wenn sie nicht da sind, dieselben Empfindungen, wie durch ihre Gegenwart, das Gefühl wendet sich an sie mit den ersten Anfängen einer religiösen Verehrung.

Die allgemeine Ethnologie und der Polytheismus der vielen Völker, welche bis zu dieser Religionsform sich fortentwickelt haben, geben uns schlagende Beweise für das Dasein dieser frühern Form des Fetischismus. So lässt sich unter den Völkern, welche im Ganzen noch auf der Stufe des Fetischismus stehen geblieben sind, noch die ältere und frühere Form desselben, nämlich die unbestimmte Individualisirung der Naturerscheinungen und Naturobjecte nachweisen.*

Wie man sieht, wird auf dieser ersten Stufe des Fetischdienstes kein Naturkörper oder Thier, auch wenn es durch ein bizarres und seltsames Aeussere gekennzeichnet ist, als äussere Hülle für eine geistige Macht genommen, welche sich erst von aussen darin incarnirte, was für die eigentliche ursprüngliche Form des Fetischis-

* Fetischismus im Polytheismus findet sich gerade bei den Ariern und andererseits sehr deutlich bei den Chinesen und ihren Verwandten, bei den Peruvianern, den Mexicanern u. s. w. Mit Bezug auf die ursprüngliche Form des Fetischismus sagt Castrén (Finnische Mythologie), dass das auffallendste Beispiel davon, welches für die niedrigste Stufe menschlichen Zusammenlebens charakteristisch ist, sich bei den Samojeden findet, welche die Naturkörper direct als solche anbeten. Die heidnischen Finnen, ein relativ civilisirtes Volk, besaßen eine Religion, welche eine höhere Phase der Entwicklung erreicht hatte. Indessen werden dem gelehrten Leser bald tausend und aber tausend hierher gehörige Beispiele aus allen Theilen der Welt einfallen.

mus galt, sondern man nahm im Gegentheil an, dass die Naturerscheinungen, Naturkörper, kurz alle Theile der Aussenwelt direct als zwar unbestimmte, aber doch real und zweckmässig handelnde subjective Wesen sich äussern könnten.

Von dieser ersten Form des Fetischismus schreitet dann die Entwicklung zur zweiten fort, nämlich zur Anbetung von Naturkörpern, Thieren, Pflanzen und andern Dingen, von welchen man glaubt, dass eine ihnen ursprünglich fremde Macht sich in ihnen incarnirt hätte. Aber es verfloss noch viel Zeit, bevor der Mensch diese zweite Stufe des Fetischismus erreichte; denn vorher musste die Wechselwirkung zwischen Reflexion und mythenbildender Thätigkeit noch eine andere Frucht tragen, ich meine die Entstehung und Ausbildung des Geisterglaubens.

Herbert Spencer und Tylor haben neben andern diese Phase in der Entwicklung des menschlichen Intellects meisterhaft beschrieben, und Geschichte und Ethnologie legen überall Zeugniß für die Genauigkeit ihrer Untersuchungen und Schlussfolgerungen ab. Der eigene Schatten, die Spiegelbilder, das Echo, die Erscheinung von Verstorbenen in den Träumen, der eingewurzelte Instinct des allgemeinen Personificirens, alles dies brachte, sozusagen, im Menschen eine Verdoppelung seiner selbst und die erste rohe Theorie der menschlichen Seele zu Stande. Ursprünglich waren es diese Naturerscheinungen, in denen die Seele ihre Verdoppelung fand, aber die mythenbildende Thätigkeit jener Geistesstufe spaltete sie in drei, vier, fünf und mehr Potenzen, welche ihrerseits durch Personification die Geister aus sich hervorgehen liessen. Diese Lehre von der Mehrzahl der Seelen in uns ist nicht nur bei den modernen mehr oder minder rohen und uncultivirten Völkern Asiens, Europas, Afrikas, Amerikas und Australiens in Kraft, sondern bildete die Grundlage des Geisterglaubens auch bei den civilisirtesten Nationen unsers arischen Stammes. Die Aegypter nahmen, wie Birch

und andere bemerken, vier Seelen an, den *Ba*, *Akba*, *Ka* und den *Khaba*, und selbst die Römer drei: *Bis duo sunt homines, manes, caro, spiritus, umbra*.

Auch bei fast allen wilden Völkern findet sich diese Lehre. Auf den Fidschiinseln unterscheidet man zwischen dem Geist, der unter die Erde steigt, und jenem leichten, der sich im Wasser spiegelt und in der Nähe des Ortes bleibt, wo der Mensch starb. Die Malgachen glauben an drei Seelen, die Algonkin an zwei, die Dakota an drei, die Khand von Orissa an vier u. s. w.

Bevor also der Fetisch in der eigentlichen Bedeutung des Wortes, nämlich als Incarnation einer geistigen Macht in einem Körper auftreten kann, müssen nothwendig erst die rohen Anfänge einer solchen Lehre von Geistern und Schatten sich entwickelt haben. Diese Entwicklung ist aber, wie schon bemerkt, nur sehr langsam zu Stande gekommen, denn erst musste der Glaube an menschliche Geister und Schatten da sein, wenn der Glaube an unabhängige Geister von verschiedenem Ursprung entstehen sollte, welche die Räume des Himmels und jede Stelle der Erde bevölkerten. Aus diesem Glauben ging dann die Theorie von der Seelenwanderung hervor, ein nothwendiger Vorläufer der Incarnationstheorie, welche schliesslich in den Fetischismus ausläuft. Die Lehre von den Geistern ist bei allen Völkern der Erde entwickelt, einschliesslich der Arier und der Semiten, wie wir mit Hülfe der vergleichenden Sprachwissenschaft beweisen können, ebenso aber zeigt sich auch bei allen die Lehre von der Seelenwanderung.

Die letztere ist zuerst eine Wanderung der menschlichen Seele, welche sich im Neugeborenen incarnirt, und man glaubte, dass dies in dem Augenblicke, wo eine Person stirbt, statffinde, und dass die Seele dann die Leiche verliesse, um den Körper eines Fötus zu beleben. Die Algonkin begruben die Kinderleichen längs der Wegränder, damit ihre Seelen leicht in den Körper der vorübergehenden Frauen schlüpfen könnten. Zu-

weilen glaubt man auch, wie bei einigen nordamerikanischen Stämmen, dass die Mutter im Schlafe den todtten Verwandten sieht, der dem künftigen Sohn die Aehnlichkeit mit sich verleihen wird. Auf Calabar glaubt die Mutter, welche ein Kind verloren hat und ein anderes bekommt, es sei das erste, welches zurückkehrt. In Guinea glaubt man, dass das Kind, welches einem todtten Verwandten sehr ähnelt, seine Seele geerbt hat. Bei den Yoruba begrüsst man den Neugeborenen mit den Worten: „Da bist du endlich zurückgekehrt!“ Unter den Lappen und Tataren herrschen dieselben Vorstellungen, und auch unter den Negern der Westküste von Afrika sind sie ganz gewöhnlich. Die Eingeborenen von Australien drücken diesen weit verbreiteten Glauben mit folgender Formel aus: „Als Schwarzer stirbst du, als Weisser stehst du wieder auf.“

Für rohe und uncultivirte Völker gibt es keine scharfe Grenze zwischen Mensch und Thier und zu dem Glauben an eine Ueberwanderung der menschlichen Seele in Thiere ist für sie daher, wie Tylor bemerkt, nur ein Schritt, ja sie dehnen diese Ueberwanderung dann auch auf leblose Gegenstände aus, was die äusserste Grenze ist, wo noch eine wirkliche fetistische Incarnation stattfindet. Bei einigen Stämmen Nordamerikas fährt die Seele des Todten in die Bären. Eine Witwe unter den Eskimos wollte kein Seehundfleisch essen, weil sie glaubte, dass die Seele ihres Mannes in dieses Thier übergewandert wäre. So glaubte man an andern Orten, dass die Seelen der Verstorbenen in Vögel, Scarabäen oder andere Insekten, je nach der socialen Stellung des Todten, übergingen. In Afrika behauptet man von einigen Stämmen, dass ihre Seelen in einigen Affenarten weiter lebten.

An der Hand dieser Theorie können wir, wie vorhin schon angedeutet wurde, ganz bequem bis zu der Verkörperung eines menschlichen oder eines andern Geistes in einem beliebigen Objecte, dem dann die Macht zum Bösen oder Guten zugeschrieben wird, fort-

schreiten. Es lässt sich leicht zeigen, dass dieses zweite Stadium des Fetischismus, das von einigen für die älteste Form des Mythos gehalten wird, unmöglich erreicht werden konnte, bevor nicht der Mythos den Glauben an Geister in seinen mannichfachen Aeusserungen, seinen Beeinflussungen des menschlichen Lebens und den ihnen zugeschriebenen Ueberwanderungen geschaffen hatte. Es ist dieser Glaube allerdings vollkommen ein Ausfluss unserer mythenbildenden Thätigkeit, aber sein Ursprung wurzelt in der Vernunft, wir haben hier einen Denkprocess, der dem Stoff nach mythisch, der Form nach rein reflectiver Natur ist, und aus diesem Grunde kann es dem Thiere nicht gelingen, diese Stufe zu erreichen, wie es sich in der That ja auch verhält.

Einige Völker bleiben, wenn sie bei diesem Stadium angelangt sind, dabei stehen, während andere zur nächsten Stufe, nämlich zum Polytheismus fortschreiten. Auch der Polytheismus zeigt zwei verschiedene Grade der Ausbildung; nämlich als ersten die schärfere Sondernung und zugleich Reduction der einzelnen Fetische zu allgemeineren Begriffen und als zweiten die Zusammenfassung der letztern unter anthropomorphen Sinnbildern. Gehen wir bei beiden etwas näher auf ihre Entstehung ein.

In der Periode des Geisterglaubens der Völker ist die Zahl der Geister und geistigen Mächte, wenn sich solche Anschauungen frei entwickeln konnten, eine unendlich grosse, wie uns viele Beispiele zeigen. Die Australier, um nur eine Thatsache dafür anzuführen, glauben an eine unzählige Menge von Geistern und bevölkern mit ihnen Himmel und Erde, alle Winkel, Wälder, Gebüsche, Quellen, Klippen, Felsen u. s. w.; ebenso erfüllen einige amerikanische Stämme die sichtbare und unsichtbare Welt mit guten und bösen Geistern, wie auch die Khand in Asien, die Guineaneger und die turanischen Stämme Asiens und Europas nach Castrén. Infolge davon sind auch der Fetische, welche die Incarnation dieser Geister in jedem belebten oder leb-

losen, natürlichen oder künstlich gemachten Object darstellen, unzählige; denn der erste Mensch und der moderne Wilde machte und macht sich seine Fetische nach Willkür, direct oder durch Vermittelung seiner Priester, Zauberer und Beschwörer.

Aber die tief in der menschlichen Natur begründete Neigung zur Coordination bleibt, wenn sie erst einmal den Weg der progressiven Entwicklung beschritten hat, bei dieser unorganischen Spaltung in Einzelbegriffe nicht stehen. Es beginnt jetzt ein Process, eine methodische Klassificirung und zugleich Reduction macht sich bemerkbar, durch welche die grosse Zahl der einzelnen Fetische nach ihren bekannten Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten in Form und Charakter, wie schon gezeigt wurde, in Typen und Gruppen zusammengefasst werden, welche in sich die virtuelle Potenz aller dieser einzelnen gleichartigen Objecte, die in der ganzen Natur zerstreut sind, enthalten.

Durch diese spontan thätige Function seines Geistes, welche in diesem angeborenen logischen Unterscheidungsvermögen sich ausprägt, bringt der Mensch allmählich systematische Ordnung in dieses Chaos von Einzel-fetischen und fasst sie unter höhern und schärfer definirten einheitlichen Gesichtspunkten zusammen. Versuchen wir einmal, in einer historischen Thatsache diese Fähigkeit zur logischen Gliederung in dem Lebensabschnitte eines Volkes wiederzufinden, der zwischen dem unregelmässigen und anarchischen Fetischismus und dem Beginn der ersten Stufe des Polytheismus liegt.

Wenn auf den Samoainseln eine Dorfgottheit sich gewöhnlich in der Gestalt eines Uhu zeigte, und es wird zufällig ein todter Uhu gefunden, so wird der Tod des heiligen Vogels sicher beweint und derselbe mit grossen Ceremonien begraben; aber man glaubt damit keineswegs, dass dieser Gott mit dem Tode jenes einzelnen Vogels auch todt sei, denn der Gott war nach der Meinung dieser Völker in allen andern Uhus incarnirt. Schon dieses Factum zeigt, wie ein einzelner

Fetisch sich zu einem specifischen Begriff erweiterte und inmitten aller Einzelgestalten, aus denen er sich zusammensetzt, einen permanenten Typus bildete.

Acosta hat uns eine andere derartige Thatsache von den verhältnissmässig civilisirten Peruvianern überliefert, welche ein Licht auf die erste Entstehung ihrer mythischen Anschauungen wirft. Er erzählt, dass die Hirten verschiedene Sterne anbeteten, denen sie Thiernamen beilegten, und welche die Menschen gegen die Thiere schützten, die die gleichen Namen trügen. Ganz allgemein glaubten sie, dass alle Thiere auf der Erde einen Vertreter im Himmel hätten, welcher über die Erhaltung ihrer Art wachte, und dessen Ausfluss sie sozusagen wären. Es ist dies ein zweites Beispiel für die immer weiter gehende Erweiterung, die strengere Eintheilung und zugleich Reduction, welchen die ursprünglich überlieferte grosse Anzahl einzelner Fetische unterliegt.

So versicherten einige Indianerstämme Nordamerikas, dass jede Art von Thieren ihren „ältern Bruder“ hätte, von dem alle Individuen dieser Art herstammten; so z. B. behaupteten sie, dass der Biber, welcher „der ältere Bruder“ jener Nager ist, so gross wie ihr Zelt wäre. Andere meinten, dass alle Arten der Thiere in dem Jenseits einen Typus hätten, es gibt nach ihnen für jede Art einen „Manitu“, der über sie wacht. Nach Ralston („Songs of the Russian People“) befindet sich in Buyan, dem Inselparadies der russischen Mythologie, eine Schlange, die älter als die andern ist, ein prophetischer Rabe, der älter ist als alle andern Raben, ein älterer und grösserer Vogel, eine ebensolche Bienenkönigin und so in gleicher Weise mit allen andern Thieren. Morgan bemerkt in seinem Essay über die Irokesen, dass sie an einen Geist oder Gott jeder Art von Bäumen oder Pflanzen glauben. Und so könnten wir noch viele andere Beispiele hinzufügen; der Totemismus hat nach uns weder eine andere Quelle, noch kann der Gang der Sonderung und Zusammenfassung seiner Begriffe ein anderer sein.

An diesen wenigen Beispielen eines solchen Aberglaubens, welche allerdings verschiedenen Völkern und Gegenden des Erdballs entnommen sind, lässt sich ersehen, wie man von dem fessellosen unorganischen Fetischismus allmählich zu einer geordneten Eintheilung und zu Typen fortschritt, welche das erste Stadium des Polytheismus bilden. Die logische Thätigkeit, welche die bunte Menge einzelner Fetische auf diese Typen zurückführte, hört damit noch nicht auf, aber der Effect ihrer fortgesetzten Wirksamkeit zeigt sich jetzt darin, dass sie der unbestimmten Gestalt dieser Typen leichter ihr eigenes Bild aufdrückt und ihnen damit nicht allein das geistige Wesen des Menschen, sondern auch sein körperliches Aeussere übermittelt, weshalb der Mensch dann auch umgekehrt anthropomorphe körperliche Erscheinungen und Physiognomien mit menschlichem Denken und Empfinden beseelt, wie wir an einem andern Ort gezeigt haben.

Allerdings wird nun, wenn erst ein gemeinsamer Typus diejenigen einzelnen Fetische vereinigt, welche ihrer Natur nach zusammengehören, in diesem Typus nicht mehr wie früher auf der ersten Stufe des Polytheismus das damit correspondirende Object, Geschöpf oder die Erscheinung wahrgenommen, vielmehr entwickelt sich aus ihm allmählich eine Art von Gottheit (*Numen**), welche nicht nur menschlich denkt, sondern auch menschliche Gestalt hat, und später dann die specifischen Götter der Schlangen, der Vögel, aller Geschöpfe und Naturerscheinungen, in denen als Einzelwesen der ursprüngliche Fetischismus sich incarnirt hatte.

* *Numen* ist geradezu die „Machtäusserung“, von *nuere*. So sagt Attius beim Varro: *Multis nomen vestrum numenque ciendo*. Lucrez hat *«mentis numen»*, und später auch einmal *„Numen Augusti“*. In einer von Mommsen entdeckten Inschrift heisst es:

„*P. Florus etc. Dianae numine iussu posuit.*“

In diesem zweiten Stadium des Polytheismus also triumphirt der Anthropomorphismus auch äusserlich und der specifische Typus verwandelt sich in ein Götterbild, das ihn repräsentirt, beherrscht und zu guten und schlechten Handlungen antreibt. Ueberflüssig wäre es, hierfür Beispiele anzuführen, denn alle Mythologien, welche diese Stufe des Polytheismus erreicht haben, sind auch anthropomorph, ihre specifischen Typen sind zu vollkommen menschlichen Bildern umgestaltet.

Steht nun die Entwicklung unsers Denkvermögens auf der Höhe dieser beständigen Einordnung specifischer Typen unter anthropomorphe Gestalten, so schreitet der Geist auf diesem Felde immer weiter und reducirt die schon individualisirten Typen zu allgemeinem Begriffen, ebenso wie er es schon mit dem frühern Mythenstoff gemacht hatte. So wird in unserm Denken ein Schwerpunkt geschaffen, der seine Wirkung auf immer weitere Kreise erstreckt und durch den wir uns einer allumfassenden Form der Gottheit entgegenbewegen, in welcher der Monotheismus tagt. Dieser methodische Gang des menschlichen Denkens lässt sich bei allen Völkern nachweisen, welche wirklich bis zu dieser Idee durchgedrungen sind (den arischen und semitischen Stämmen, in China, Japan, Aegypten, den mesopotamischen Völkern, in Peru und Mexico), oder auch nur theilweise zum Durchbruch gekommen und noch in seinen ersten rohen Anfängen bei wilden, geistig tief stehenden Rassen, wie bei einigen von Central- und Nordamerika, und hier und da bei einem barbarischen Volke Afrikas und Asiens.

Es ist der Mühe werth, zu beachten, wie bei diesen Völkern, während eine mehr oder minder klare monotheistische Anschauung bei ihren auserwählten Gliedern in Entwicklung begriffen war, die frühern tiefer stehenden Mythen daneben fortbestanden, gerade wie in den eben durchlaufenen Stadien die jenen vorangegangenen Mythen der untersten Bildungsstufe. Beispiele dafür lassen sich selbst in Europa und auch wo seine civilisirtesten Stämme auf einen fremden Boden ver-

pflanzt sind, finden, denn während hier der Geist auf dem Wege zu einem immer reinern monotheistischen Gottesbegriff und einer wahren rationellen Wissenschaft weit vorausseilt und in immer positiveren Formen seinen Ausdruck findet, verharret die grosse Masse des Volkes auch in den am weitesten fortgeschrittenen Staaten in vielen Ideen, welche nicht allein polytheistisch-anthropomorphe Anschauungen erkennen lassen, sondern sogar in solchen, welche den tiefern Stufen des Fetischismus und dem niedrigsten Aberglauben angehören.

Dieses seinem Wesen nach ganz natürliche Nebeneinanderbestehen aller Entwicklungsstufen des Mythus, wie es im Leben eines Volkes zu verschiedenen Zeiten sich nachweisen lässt, wird aus andern Gründen noch leichter möglich, z. B. durch die Unterwerfung einer von Natur tiefer stehenden oder sonst irgendwie zurückgebliebenen Rasse durch ein anderes höher stehendes Volk. In diesem Falle kann es dahin kommen, dass die mythischen Vorstellungen des erstern erhalten bleiben und sich sogar unter den niedern Volksklassen der Sieger verbreiten, oder auch durch eine Synthese, eine Art von Assimilation dort eindringen und Mythos und Religion des andern modificiren. Eine solche Mischung verschiedener religiöser Lehren und verschiedener Entwicklungsstufen derselben geht aber auch aus einer moralischen und intellectuellen der einzelnen Lehren hervor, ohne dass eine wirkliche materielle Eroberung dabei stattgefunden zu haben brauchte. Klare Beispiele für diese verschiedenen Arten des Nebeneinanderbestehens der Entwicklungsstadien des Mythos kann man in der Entwicklung des Sagenkreises der Veden inmitten derer der ältern Ureinwohner und umgekehrt sehen, ferner in Mexico und Peru unter den Sagen der Azteken und Inka mit Bezug auf die noch ältern schon vor der Eroberung bestehenden, in den religiösen Erzeugnissen der Juden während des babylonischen Exils, und selbst bei den Lehren der Bibel und den messianischen Weissagungen auf dem Boden des Heidenthums, in dem

sie Wurzel schlugen, bei den Lehren des Islam endlich, wo er sich im Orient oder unter den schwarzen Stämmen Afrikas ausbreitete.

Es ist nöthig, diese Aeusserlichkeiten bei der Beschreibung der natürlichen Weiterbildung und des innern logischen Entwicklungsganges des Mythos zu berücksichtigen, um Irrthümern zu entgehen. Aber auch wenn wir uns rein auf die Entwicklung des Mythos in einem einzigen Volke, ohne jede fremde Beimischung beschränken, so ist zwar der Weg, den diese Entwicklung einschlägt, und das intellectuelle Gesetz, welches sie beherrscht, in seiner Allgemeinheit und in den Kategorien seiner einzelnen Phasen, sozusagen, unumstösslich richtig, aber in Wirklichkeit sind doch, wie bei allen Naturerscheinungen und um wieviel mehr nicht wo es sich um Vorgänge des menschlichen Denkens handelt, die mannichfaltigsten Abänderungen möglich und wird das Ziel auf den verschiedensten Wegen und Umwegen erreicht.

Betrachtet man nun die wechselseitigen Beeinflussungen der einzelnen nationalen Sagenkreise unter einem allgemeinen Gesichtspunkte und fasst man die verschiedenen Berührungspunkte der verschiedenen Mythologien mit Bezug auf die Resultate, welche sie für die Geschichte des menschlichen Geistes gehabt haben, in ihrem weitesten Umfange einheitlich zusammen, so wird man finden, dass wenn jedes Volk nach den von uns aufgestellten Gesetzen seinen eigenen Sagenkreis hervorbrachte, diese später immer mehr ineinander aufgingen und in gemeinsamer Thätigkeit immer schneller dem Endziel zustrebten, welches jedem von ihnen schon vorausbestimmt war. Zum bessern Verständniss dieses Satzes sei es mir gestattet, hier einen Abschnitt aus einer meiner frühern Arbeiten über das rationelle Gesetz des Fortschritts einzufügen, die ich 1863 in Mailand in der Zeitschrift „Il Politecnico“ veröffentlichte, und zwar den Abschnitt, welcher die Verschmelzung des semitischen monotheistischen Gottesbegriffs mit jenem andern

zum Gegenstand hat, zu welchem man in der Glaubenslehre der griechisch-römischen Welt beim Auftreten des Christenthums gekommen war.

„Das Christenthum hat seinen Ursprung und seine wesentliche Grundlage in der absoluten Idee des göttlichen Princip, bis zu welcher ein Theil der semitischen Rasse im Laufe ihrer intellectuellen Entwicklung oder Dank der geistigen Grösse einzelner Menschen, die diese Idee im Schoße ihres Volkes reifen liessen, fortgeschritten war. Möge man es einer deutlicheren Wahrnehmung des reinen Bewusstseins an sich zuschreiben, oder den Grund in dem Charakter der Wohnsitze oder den physischen Bedingungen dieser Rasse finden, genug, sicher ist, dass die Semiten schon den Begriff des absoluten unendlichen Wesens erreicht hatten, während die andern Völker in Bezug auf dies Wesen noch ganz in phantastischen anthropomorphen Anschauungen versunken waren. Unser Volk hatte, wie alle übrigen, einen Götterkreis, und die Sagen, die sich um denselben bildeten, reichen so ziemlich durch seine ganze Geschichte, indem sie zwar unter immer neuen Gestalten erschienen, im Grunde aber doch immer die rein menschliche Form ihrer Vorstellungen bewahrten. Die Volksstämme, welche sich in der Welt am vollständigsten und schnellsten zu einem absoluten göttlichen Princip emporschwangen, waren die Chinesen und die Semiten, aber bei beiden blieb dieses Princip mehr oder minder unfruchtbar.

„Nun ist der ununterbrochene Fortschritt von der Sinnesempfindung zur Begriffsbildung, von dem Factum zur Idee, von dem Einzelnen zum Gesetz, von dem Symbol zum Gedanken, von dem Endlichen zum Unendlichen der natürliche Weg des menschlichen Geistes. In Wirklichkeit indessen ist dieser Entwicklungsprocess bei den einzelnen Völkern sehr verschieden; hier verläuft er langsamer, dort schneller; hier steht er still, dort eilt er voraus; hier wird das Ziel erreicht, dort kaum der erste Anfang überschritten. So waren, wie

gesagt, die Chinesen und Semiten von allen Völkern der Vergangenheit und Gegenwart die ersten, welche den Endpunkt dieser psychologischen Entwicklung erreichten, während die andern Völker, wie die Arier und ihre Verwandten, die Naturvölker oder endlich die, welche nur wenig in der Cultur fortgeschritten waren, gleichsam auf den ersten Stufen dieser geistigen Stufenleiter stehen blieben. Gewiss klärten sich bei unserer Rasse die ersten religiösen Begriffe, welche einen einfachen oder mannichfaltigen Naturdienst bildeten, im Laufe der Zeit immer mehr ab und erhoben sich nicht nur bei den Iranern zu einer rein geistigern Auffassung, sondern erreichten auch in der Religion der Griechen und Römer eine Art von wissenschaftlicher Bestimmtheit, wobei aber das physiologische und psychologische Naturell der Rasse auch auf diesem Gebiete seine unerschöpfliche mythische Productionsfähigkeit zu bethätigen fortfuhr, und so der reine und absolute Gottesbegriff von symbolischen Vorstellungen verdunkelt wurde, von denen man selbst kein Bewusstsein hatte. Ja es lässt sich klar beweisen, dass dieser unserer Rasse eigenthümliche „Symbolismus“ auch den Blick eines Plato und Aristoteles und fast aller spätern Philosophen getrübt hat. Bei den Semiten dagegen war dieser innere geistige Symbolismus, wie er sich in der Naturanschauung äussert, weniger ausgebildet, weniger andauernd und weniger fruchtbar; ebenso bei den Chinesen, und so konnten diese Völker sich bald von der geistigen „Placenta“ ablösen und zu dem Begriff eines absoluten, von der Welt unabhängigen Wesens sich emporschwingen. War erst diese Idee von dem eigentlichen, aber noch unklaren Volksbewusstsein erreicht worden, so liessen sich die bedeutendsten Männer des Stammes die Vervollkommnung des noch unentwickelten Begriffes angelegen sein und so konnte derselbe für Religion, Wissenschaft, bürgerliche und politische Einrichtungen und nationale Sitten die Grundlage abgeben. Das Christenthum ging als Idee von semitischen Völkern

aus und einem semitischen Volke entstammte der, welcher die nationale religiöse Idee vervollkommnete und ihr den Namen gab. Nun enthielt diese Idee in ihrer einfachen Gestalt bei den Semiten den Glauben an das Dasein eines einzigen, ewigen, unendlichen Gottes, unmittelbaren Schöpfers aller Dinge — sie enthielt die Tradition einer Vertreibung der Menschen aus dem Zustand seiner ursprünglichen Glückseligkeit und die Verheissung einer Wiederkunft der irdischen Glückseligkeit aller Völker und speciell des israelitischen. Da erschien Christus und nannte sich mit Aufrechthaltung des alten mosaischen Gesetzes und seiner Ideen den verheissenen Erneuerer der Weltordnung, den Gottgesandten, Gottes Sohn, was für die Semiten nichts anderes als Prophet bedeuten konnte. Seine Sittenlehre war eine Verbesserung der alten, und sein eigener Lebenswandel war ein Muster menschlicher Tugend, das für alle Zeiten bewunderungswürdig bleiben wird; in der theilweise von ihm neu geschaffenen Moral lagen die Keime einer grossartigen Civilisation verborgen. Indessen wurde seine Lehre doch schon hier und da von den Weisen Israels vorgetragen, und die Schule Hillel's und Gamaliel's stand moralisch gewiss nicht unter der seinigen, wie aus der talmudischen Tradition und selbst aus einigen Andeutungen in der Apostelgeschichte hervorgeht. Das erste Christenthum hatte also rein semitischen Ursprung, semitische Entwicklung und Lehre, es war aus einem Volke semitischen Stammes und aus einem Mann dieses Volkes hervorgegangen, und was für eine erhabene Lehre war es! — Und doch wurde die semitische Rasse nicht christlich, und noch heute, nachdem seit dem Erscheinen dieser Lehre so viele Jahrhunderte verflossen sind, wird sie von den Semiten verschmäht; eine auffallende Erscheinung! Und welche Rasse hat diese Lehre angenommen und ist zur eigentlich christlichen geworden? Die Rasse, welche psychologisch von allen der Welt am meisten zum Götzendienste geschaffen war (wobei Götzdienst im ästhetischen Sinne

und nicht als gemeiner Fetischdienst zu verstehen ist) unser europäischer arischer Stamm! Und warum?

„In der christlichen Lehre, wie sie kaum geboren von Kirchenlehrern weiter ausgebildet wurde, die mit arischer Civilisation und arischen Glaubenssätzen vertraut waren, lag eine Idee, die mit den semitischen Anschauungen absolut im Widerspruch stand und diesem ganzen Volke bis auf den heutigen Tag unverständlich geblieben ist — nämlich die Idee, dass Christus ein Mensch und dabei Gottes Sohn Gott selbst wäre. Für den Semiten steht Gott so hoch über der ganzen Schöpfung und ist im Vergleich zur Kleinheit der Welt und des Menschen so ungeheuer erhaben und ewig, dass es nicht allein eine fluchwürdige Gotteslästerung gewesen wäre, ihn zum Menschen zu machen, sondern dass man damit auch für ihn etwas Sinnloses und geradezu Lächerliches ausgesprochen hätte. Deshalb wies er mit der ganzen Kraft seines Geistes eine solche Lehre zurück und duldete lieber Leiden und liess sich in alle Welt zerstreuen, als dass er sich ihr unterworfen hätte. Das ist der eigentliche Grund, warum in der semitischen Rasse das Christenthum nicht Wurzel schlug, noch jemals schlagen wird. Als Mohammed die Religion der Araber reorganisirte und vervollkommnete, liess er das semitische Princip einer absoluten untheilbaren Gottheit unangetastet. Gott und sein Prophet, das ist immer die Religion der Semiten.

„Im Gegensatz dazu sieht man nun das Christenthum von seinen ersten Anfängen an sich mit der grössten Schnelligkeit unter den griechischen und lateinischen Völkern und über jeden Theil Europas verbreiten, wo ein Volk unsers Stammes lebte; und barbarische und fast wilde Horden sieht man mehr oder minder rein eine Lehre annehmen, welche die Semiten, bei denen sie auftauchte, zurückwiesen. Zur Erklärung dieses Factums sind verschiedene Gründe beigebracht worden: schon die alten griechischen und römischen Kirchenväter schrieben diese rapide Verbreitung einer von der Vor-

sehung bewirkten natürlichen Bereitschaft der Geister für die neue Lehre zu. Andere hoben die Leiden und das Elend der geknechteten und darbenden Menge hervor, für welche die Hoffnung auf das Jenseits der christlichen Religion ein süßer Trost und eine Stärkung waren, andere führten den allmächtigen Willen irgendeines Despoten, andere selbst die Unwissenheit des niedern Volkes und der barbarischen Nationen an. Indessen waren alle diese Gründe, wenn auch ein jeder für sich die Verbreitung des Christenthums stellenweise beschleunigen konnte, doch nur secundäre und nebensächliche. Es gibt vielmehr einen einzigen, viel tieferen, die intellectuelle Constitution des Volkes, unter dem es sich verbreitete; denn wie die physiologischen Charaktere durch langen Bestand und häufige Uebertragung sich in einer Species fixiren, so verschmilzt auch die intellectuelle Disposition mit dem Wesen derselben.

„Wir haben hervorgehoben, dass unsere Rasse für die ästhetische Seite des Mythos weit mehr beanlagt ist als alle andern, welche jemals gelebt haben. Man durchmustere die Religionen ihrer verschiedenen Völker von dem ältesten vedischen Naturdienst bis zu den brahmaistischen, zendischen, celtischen, griechischen, lateinischen, römischen und slawischen Mythologien successive und vergleiche sie mit denen anderer Völkerfamilien: man wird sehen, was für ein gewaltiger Unterschied zwischen den religiösen Vorstellungen und Anschauungen herrscht! Welche unerschöpfliche Ader phantastischer Schöpfungen, welche Fruchtbarkeit an symbolischen Combinationen, welcher Reichthum an himmlischen und himmlisch-irdischen Dramen! Und dieser auf mythische Naturanschauung gerichtete Zug unsers Innern entstammt einem lebhaftern Naturgefühl, einem immer bereiten bildlichen Darstellungsvermögen, einer beständigen Selbstobjectivirung. Zu diesem unserer Rasse eigenthümlichen psychologischen Zug, der niemals ganz unterdrückt werden konnte, kommt noch ein stolzes Selbstgefühl, eine Energie im Denken und that-

kräftigen Handeln, ein unersättlicher Durst nach stolzen Triumphen und daher ein vornehmes Herabsehen auf alle andern Völker. Schon der Name «Arier», sagt es, der allen folgenden Generationen in verschiedenen Modificationen überliefert worden ist, welche aber immer «Herr» und «Werth» bedeuten, die brahmanische Kosmogonie spricht dafür, die Benennung «Affen», die in dem Heldengedicht des Valmiki allen andern Völkern gegeben wird, es spricht dafür die Sklaverei, überall eingeführt, wo die Arier fremde Völker unterwarfen, der Hass gegen alles Fremde bei den griechischen Stämmen, die römische Weltherrschaft, der wilde Stolz der germanischen Horden, das Feudalsystem, die Kreuzzüge und unser modernes stolzes Gefühl der Ueberlegenheit über alle existirenden Völker. Die ungemeine Beweglichkeit unsers Geistes und die Leichtigkeit, mit der wir uns selbst in den Erscheinungen der Aussenwelt objectiviren, beschenkte uns mit unsern so reichen Göttersagen, aber diese ästhetische Seite wurde zugleich ein Hinderniss für die schnellere Erlangung eines reinen absoluten Gottesbegriffes, unser natürlicher Stolz liess es nicht zu, selbst vor Gott im Staube zu knien. Für die Semiten war der Mensch nach dem Bilde Gottes geschaffen, wir schufen Gott nach unserm Bilde, und obgleich wir die grössere Stärke auf Seite der Unsterblichen verspürten, sahen wir ihnen doch kühn ins Auge und kämpften gegen sie. Bekannt sind die Kämpfe zwischen Göttern und Menschen im indischen, im griechischen, im nordischen Sagenkreise, wie überhaupt in allen Mythologien unserer Rasse; bekannt sind die Halbgötter, denn wir hielten uns für edel und gross genug, dass sich Gottheiten in uns verliebten und vor Ehebündnissen mit uns nicht zurückschreckten. So machte also der Arier aus sich einen Gott und versetzte oft sich selbst unter den glänzendsten Personificationen in den Olymp, aus Gott aber machte er einen Menschen!

„Warum sollte nun diese Rasse nicht eine Religion angenommen haben, welche lehrte, dass Gott Fleisch ge-

worden wäre und sich zum Menschen gemacht hätte? Stand dies vielleicht mit ihren Ideen, ihren Empfindungen, ihren Anschauungen im Widerspruch, wie bei den Semiten? Dank ihrer ästhetischen Auffassung des Mythos begriffen die Arier bald die ganze anthropomorphe Seite des Christenthums (wie sie selbst auf einen metaphorischen Ausdruck eine wichtige Lehre gründeten), und ihre Eigenliebe fand in einer Religion ihre Befriedigung, die den Menschen in einen noch höhern Himmel erhob; unsere Rasse verstand bald die Christuserscheinung nicht als Gott, sondern als Gottmenschen, und wurde so christlich. Das sind die eigentlich wahren Gründe nicht nur für die rasche Verbreitung des Christenthums in Europa, sondern auch selbst für die philosophischen Lehren, welche vor ihm, wie wir sehen werden, unter den Platonikern und später unter den Alexandrinern blühten. Philo, obgleich Jude und vielleicht ohne Kunde von Christus, kam durch den Gang der intellectuellen Entwicklung bei den Griechen nahezu auf die Idee des Gottmenschen; denn auch der platonische Logos, welcher nichts weiter ist als die Objectivirung des menschlichen Verstandes in Gott, fand in unserer Rasse seine Geburtsstätte aus demselben Grunde, aus dem im Christenthum das Mensch gewordene Wort angenommen worden war.

„Nachdem nun also das Christenthum psychologisch in unserer Rasse aufgegangen war, was waren die neuen Principien, was die neuen Errungenschaften für Moral und Civilisation; die es den bereits vorhandenen, unmittelbar in der geistigen Eigenart dieser Völker begründeten hinzufügte? Zu diesem Zweck muss näher erörtert werden, welche Rolle in dem staatlichen Leben der europäischen Völker mit Bezug auf das Verhalten des Einzelnen und auf die sociale Ordnung die heidnischen Götter und das rationelle Verhalten des gebildeten Menschen spielten. Die heidnische Götterwelt an sich betrachtet, ohne Rücksicht auf die verschiedenen Formen, welche sie bei den einzelnen Zweigen dieser Völker-

familie annahm, war nirgends von der menschlichen Gesellschaft geschieden; wenn auch die Götter eine höhere Klasse unsterblicher Wesen bildeten, so bot ihr Leben, das sich auch sonst ganz aus menschlichen Gewohnheiten zusammensetzte, tausend verschiedene Berührungspunkte mit dem der Menschen; beständig waren sie zum Wohl oder Nachtheil der Sterblichen thätig, sie ereiferten sich bei ihren Streitigkeiten und nahmen an den Zwisten und Kriegen von Personen, Städten und Völkern Antheil; von der Geburt bis zum Tode bewachten und beschützten bestimmte Gottheiten die Menschen, sie hassten oder liebten sie aus Familien- und Stammesrücksichten. Ueberhaupt ging der Staat im Himmel und der auf der Erde so durcheinander, dass die Götter nur höher stehende unsterbliche Menschen waren.

„Das Volk aber war gewohnt, an die Gegenwart der Götter in seiner Mitte und an eine untrennbare Verbindung mit ihnen, wenn auch als höherstehenden Wesen zu glauben, aus welchem Grunde der Einzelne, die Familie, das eigene Land und Volk immer von eigenen Gottheiten beherrscht, beschützt, begünstigt oder befeindet wurden. Der Olymp hatte eine Geschichte, weil seine Ereignisse einen zeitlichen Anfang und einen zeitlichen Abschluss hatten, aber diese Geschichte ging in der der Menschheit auf und jedem Ereigniss im Himmel entsprach eins auf der Erde; die Idee der göttlichen Gerechtigkeit aber bildete sich nach dem Beispiel der menschlichen und hielt daher auch in ihrer Entwicklung mit der letztern gleichen Schritt. Das heidnische Zeitalter unsers Stammes war also eine beständige und ununterbrochene Gemeinschaft von Menschen und Göttern, die nach unserm Bilde gemacht waren. Dieses Leben im Himmel gab dann seinerseits, im Guten wie im Bösen die Lebensregeln für die heidnischen Völker und die unwissende Menge, welche ihre Handlungen nach denen der Götter und ihrem vermeintlichen Willen einrichtete; wobei dieser letztere aber nichts anderes war, als eine religiöse Per-

sonification eines Bildes ihrer Phantasie oder der von einer Naturkraft gewonnenen Vorstellung oder moralischer Bestrebungen und Begriffe. Die moralische Vervollkommnung der Völker vervollkommnete im Laufe der Jahrhunderte auch die höchste olympische Gerechtigkeit, und die Götter erhielten in dem Maasse einen höhern moralischen Werth, als die Menschen besser wurden. Der Mensch also vervollkommnete den Himmel und machte die Götter gerechter und besser, und nicht die theologische Vorstellung zuerst den Menschen.

„Zu dieser selbständigen Entwicklung der religiösen Idee, die durch ihren veredelnden Einfluss die Moral unserer Rasse zur höchsten Höhe erhob, wobei auch die himmlische Gerechtigkeit, ihre Schöpfung, nicht leer ausging, kam noch die Ausbildung der Verstandesthätigkeit und das Auftreten der Wissenschaft. Für die Weisen und Philosophen vereinfachte sich die volkstümliche heidnische Göttersage immer mehr und mehr und verwandelte sich, nach Ausscheidung der unlautern Leidenschaften in das Walten einer höhern Vorsehung für den Einzelnen wie für die Gesamtheit, wodurch sie sich von der unmittelbaren Berührung mit den Menschen dann weit entfernen musste. Unter dem Begriff der unsterblichen Götter verstand man eine höchste schöpferische Macht, die die Sterblichen belohnte und strafte, und wenn diese Götter sich nicht bis zu dem absoluten einen Gott der Semiten erhoben, so näherten sie sich ihm doch wenigstens. Gott verschmolz mit der Weltordnung, und seine Gesetze waren die der Welt, welche aber auch für ihn bindend waren, und das gerechte Leben war das, welches jene Gesetze zur Richtschnur nahm. Der heidnische Rationalismus hatte also zur Zeit des Christenthums die Idee einer intellectuellen obersten Leitung erfasst, welche aber mit der Welt organisch verschmolzen war. Es gab nicht mehr Vielgötterei der grossen Menge, noch einen Jehovah der Semiten, sondern nur eine bewusste gesetzliche und unabwendbare Weltordnung. Wenn aus diesem

Grunde die Gottheit, sei es als wirkliche Mehrzahl von Göttern, sei es als abstractes Princip, zu den Menschen herabstieg und sie, um gerecht zu leben, rationellere Regeln zu befolgen zwang, so zog das Heidenthum doch zwischen Göttern und Menschen in ihrer concreten Persönlichkeit, und ebenso zwischen göttlichen und menschlichen Handlungen eine scharfe Grenze.

„So hatten sich die unserer Rasse angehörigen europäischen Völkerstämme, wenn wir uns auf die beschränken, die ihren Vorgängern in der Civilisation vorausgeeilt waren, beim Auftreten des Christenthums ein himmlisches Pantheon erbaut, in welches fast alle ursprünglichen Gottheiten mit den Attributen einer mehr menschlichen Gestalt und eines gerechtern Weltregiments versehen, eingegangen waren, wenn sie auch sonst nur um so schärfer von der irdischen Gesellschaft der Menschen getrennt waren. Wenn auch dieser grosse Formenkreis von Göttern nicht ohne eine Hierarchie war, welche Pflichten und Gerechtsame nach dem Range des Einzelnen vertheilte, so fehlte doch vollständig ein allgemeiner göttlicher Grundbegriff, der die Geschieke der gesamten Menschheit umfasste und in seiner Einheit eine Vorsehung für seine historische Entwicklung bildete. In jedem Volke lebte das Gefühl und der Glaube an seine besondern Schicksale, mochten diese ihm nun grössern Glanz und Macht, oder ein schnelles unvermeidliches Ende bringen; aber für die ganze Menschheit gab es kein allgemeines Schicksal, kein gemeinsames Glück und Unglück. Rom hatte, soweit es konnte, verschiedene dieser Völker in seinem Machtbegriff, in der Ausübung seiner Gesetze und in den Vortheilen seines Bürgerrechts geeinigt, aber diese Einheit der Römer war eine äusserliche und entstammte keinem innern Gefühl einer gemeinsamen Abstammung. Und während sie kraft ihres starken Armes oder ihres Rechtes die Völker enger an ihre Herrschaft ketteten, regte sich in den Unterjochten die Sehnsucht nach der alten Unabhängigkeit und der eigenen Autonomie.

Während also einige der heidnischen Völker von der Weisheit der Römer grosse Verbesserungen ihrer bürgerlichen Institutionen empfangen, oder moralisch aus eigener Initiative fortschritten, wussten sie dabei nichts von dem erhabenen Princip einer allgemeinen Vorsehung, und Himmel und Erde blieben für sie der Spielball eines ihnen unverständlichen Fatums. Wenden wir uns dann zur Betrachtung des Standpunktes, den die geistig hervorragenden Männer jener Epoche einnahmen, so werden wir finden, dass sie allerdings, nachdem der Polytheismus aus concreten Persönlichkeiten sich in Symbolisirungen von Naturkräften verwandelt hatte, mit Anpassung an die eigenen geistigen Fortschritte sich zu einer reinern Gottesidee emporgeschwungen, diese Gottheit andererseits aber der Erde so weit entrückt hatten, dass in der Weltregierung eigentlich kein Platz mehr für sie war. Dazu kam die immer allgemeinere Verbreitung der stoischen Philosophie, nach welcher der Mensch sich gleichsam auf seine eigene Kraft angewiesen glaubte und in sich den alleinigen Begründer der eigenen Tugend sah, welche im heldenmüthigen Kampf nicht nur gegen den Mitmenschen und die Natur, sondern auch gegen das Schicksal erworben wurde, das für den letzten Grund einer jeden Erscheinung und eines jeden Ereignisses galt. Das war der heidnische Rationalismus. Wenn auf seiner Grundlage bewunderungswürdige Systeme der Moral errichtet und herrliche Beispiele von Tugend im öffentlichen und Privatleben gegeben wurden, so war sein Einfluss auf die Menge doch ein geringer, und er barg auch kein Vorsehungsprincip in sich, das die historische Entwicklung der gesammten Menschheit umfasst hätte.

„Das Christenthum dagegen lehrte die geistige Einheit Gottes, es lehrte die Gleichheit aller Menschen und die Verbrüderung aller Völker, es lehrte die allgemeine Erlösung und also eine Vorsehung im Leben aller Menschen, es lehrte, wie Gott selbst Mensch unter den Menschen geworden wäre und bei den

Menschen gewohnt hätte. Diese Lehre kam der Menge mehr wie eine Gefühlswahrheit, als wie eine Offenbarung entgegen, wie dies auch später in den Paulinischen Briefen theologisch formulirt wurde, und sein Gefühlseindruck begeisterte die Heiden mehr als sein geistiger Inhalt. In ihrem ästhetischen Phantasien immer leicht zugänglichen Geist wurde die göttliche Einheit mit der alten Vorstellung eines höchsten Zeus zusammengebracht, welcher so dem semitischen Gottesbegriff ähnlicher wurde, und die ganze Götterwelt verwandelte sich in die glorreiche Gemeinschaft der Auserwählten des Herrn und der heiligen Apostel des neuen Bundes. Ein dunkles Gefühl der mystischen Vereinigung der Völker, welche in der Erlösung durch Christus Brüder geworden waren, erregte mächtig Phantasie und Herz: schon in den Dingen dieser Welt lernten die Heiden das Werk eines einzigen ewigen Schöpfers erkennen, und der Eifer des Proselytismus und die Begeisterung, mit welcher die neue Lehre verbreitet wurde, liess sie den Umschwung in der Auffassung der Geschichte schon ahnen, welche aus dem irdischen Streben nach zeitlichem Besitz und Wohlstand zu einem Vorbereitungswerk der Vorsehung für das himmlische Reich gemacht wurde.

„In Christus und in der Geburt jenes höchsten Gottes als Mensch fand man dann die der arischen Rasse so willkommene Apotheose des Menschen, welcher so zur absoluten Herrschaft über die Welt und ihre Schicksale erhoben wurde. Alle diese Ideen und Empfindungen, welche die semitischen Völker nicht zu fassen vermochten und nach jenem geistigen Moment ihrer Rasse keinen Grund hatten, weiter zu entwickeln, erregte im Gegentheil unsere Phantasie und kam unsern Bedürfnissen entgegen, indem sie sich, soweit es der verschiedene Geist jener Dogmen zuliess mit jenen religiösen Ansichten associirten, bei welchen die Arier im Laufe ihrer heidnischen Culturepoche angelangt waren. Himmel, Lehren und Riten des Christen-

thums heidnische Physiognomie an, und während man die alten Götterbilder in der Inbrunst des neuen Glaubens zurückstieß, formte man später mit der mächtigen Einbildungskraft unsers Stammes die neuen Lehren nach dem alten Glauben um.

„So wurde das Christenthum populär und die semitische Idee deckte einen heidnischen Inhalt, um dann langsam jene mehr innerliche Umwandlung an uns zu vollziehen, welche bis auf den heutigen Tag andauert. Von den Gebildeten, welche zugleich nicht ungeübt im philosophischen Denken waren, wurde diese Lehre anfangs ziemlich überall, mit wenigen Ausnahmen bei den Griechen, kurzweg zurückgewiesen und bekämpft; denn wer wie sie den phantastischen Volksglauben an viele persönliche Götter überwunden und eine rationellere Kenntniss der menschlichen Natur sich angeeignet hatte, konnte eine Lehre weder begreifen noch annehmen, welche nur unter anderer Form den Anthropomorphismus wieder als Herrscher des Alls auf den Thron erhob, und musste sie daher als einen neuen verwerflichen Irrglauben verfolgen. Doch waren das nur Ausnahmen und Vorläufer der Kämpfe zwischen Vernunft und Mythos, welche in jedem folgenden Zeitalter in verstärktem Maasse sich wiederholen sollten, bis ein Zeitpunkt kam, wo die Vernunft, nachdem sie in jahrhundertelangem Ringen ihre Kräfte gestählt hatte, den Kampf mit mehr Aussicht auf Erfolg wiederaufnehmen und siegreich zu Ende führen konnte. So wurde die Menge allmählich christlich, und allmählich wurden es auch die Gebildeten, welche den Lehren, die aus ethischen Motiven und aus einer angeborenen Disposition angenommen waren, die Autorität der Schule gaben, woraus dann die successive theologische Entwicklung der christlichen Dogmen hervorging.

„Diese neuen Lehren, dieser neue Glaube, der so bald von allen gebildeten und barbarischen Völkern Europas angenommen wurde, erhoben nicht nur das religiöse Bewusstsein unsers Stammes und seine Moral und Bildung

auf eine höhere Stufe, sondern brachten auch — eine wichtige, noch nicht näher erwähnte Thatsache — in sein politisches und sociales Leben ein neues Princip, welches kräftig genug war, dasselbe von Grund aus zu erneuern. Dieses Princip war der Glaube an die göttliche Kraft, welche im Menschen thätig ist. Wenn früher die Götter auch äusserlich und innerlich Menschen waren, die vor den andern Menschen nur durch den Besitz einiger übermenschlichen Eigenschaften ausgezeichnet waren, so blieben sie doch persönlich immer von ihnen geschieden, und wenn auch die göttlichen Handlungen mit dem irdischen Treiben sich vielfach berührten, so hatten sie doch einen besondern Schauplatz und eine besondere Bestimmung. Aber in der neuen Religion war Gott, der eine geistige Gott, welcher darum doch substantiell Mensch wurde, nach der Lehre des Paulus, welche die am meisten verbreitete war und unserer Rasse am meisten zusagte, mit der gesammten Menschheit Eins geworden und theilte sich der Menschheit beständig mit. Sie war der grosse Körper, die Glieder, in denen jener göttliche Geist sich beständig incarnirte; denn die Kirchen und die Kirche, die mystische Vereinigung der Christen, waren Gottes Tempel. Wegen dieses lebhaften Bewusstseins von der «göttlichen Incarnation», dieses christlichen «Avatâras», die in anderer Gestalt unserer Rasse nicht unbekannt war, war die Gottheit nicht mehr rein als solche oder unter dem Bilde vieler concreter Formen von den Menschen getrennt, sondern ergoss sich in sie, lebte geistig in ihnen, und kam in ihnen zu thätigem Ausdruck: der Christ fühlte sich zugleich als Mensch und mittels der mythischen Verbindung auch als ein Theil von Gott. Wenn daher die menschliche Geschichte mit dem göttlichen Wirken zusammenfiel und beide ein und dasselbe geistige Ziel, die historische Verwirklichung der socialen Erlösung, verfolgten, zu wie hohem, kühnem, selbstbewusstem Streben musste nicht die neue christliche Cultur und in ihr die angeborene Energie unserer Rasse erwachen?

„Hierzu kommt, dass man nach wenig Jahren das nahe Weltende der Apokalypse ausser Acht liess, jenes Weltende, welches nach den ursprünglichen Prophezeiungen in sehr kurzer Zeit eintreten sollte, und dass so das, was eine Verheissung der ersten Generationen war, abgesehen von der abweichenden Meinung einzelner Sekten, in eine immer fernere Zeit rückte und endlich weit hinaus, in die fernste Zukunft unsers Volkes verlegt wurde. Das Christenthum brachte also den verschiedenen Völkern des arischen Stammes das Princip der göttlichen Einwirkung auf die sociale Lage der Menschheit lebendig zum Bewusstsein und vermehrte so nur noch die uralte arische Thatkraft und ihren vermessenen Stolz. Doch diese neue religiöse Anschauung, diese Erhebung, wurde die sanfte Moral des Nazareners, welche bei ihm reine Idee geblieben war, bei uns zur socialen Einrichtung, und die Kirche zog da, wo sie öffentlich sich organisirte, nach und nach alles an sich und unter ihre Herrschaft, während sie sich selbst in ihrem obersten Priester vergötterte, ja es gab jahrhundertlang Zeiten, wo dieser auch die Gewissen, die öffentlichen Einrichtungen und geistigen Fortschritte beherrschte. Eine seltene Lebenskraft einer Rasse, welche von ihren ersten Lebenstagen bis auf unser Zeitalter niemals ihre Natur verleugnet hat und bald unter der, bald unter jener Gestalt Kraft, Energie, Ehrgeiz, grosse Assimilationsfähigkeit und Streben nach den höchsten Zielen immer wieder als ihre Eigenthümlichkeiten geltend gemacht hat!

„Aber dieser wunderbare Fortschritt war nur bei den Völkern und durch die Völker möglich, deren Empfänglichkeit und edler Sinn der Kraft ihres Armes gleichkam, bei denen Ruhe Tod, Bewegung Leben bedeutet, bei denen im beständigen Fluss jede Sache nach ihrem Bilde umgeformt und alles unterworfen wurde, Gott mit dem Geist, die Welt mit der Wissenschaft, die andern Völker mit den Waffen. So gab unser Stamm zuerst, wie es theilweise bei allen Völkern stattfindet, allen

Naturerscheinungen menschliche Gestalt, um in zweiter Linie die Götter nach seinem Bilde zu schaffen; dann nahm er, bildungsfähig und künstlerisch begabt und fruchtbar an Geistesschöpfungen von umfassender Anlage und langen Bestand, wie er war, von den Semiten einzig die Doctrin als Wahrheit an, formte sie aber nach seinem Geiste, seiner Einbildungskraft und den Zielen seines Ehrgeizes vollständig um, und schuf so das Riesenwerk der christlichen Civilisation und der kirchlichen Organisation des Katholicismus. Der arische Stamm nahm allein die Lehre an, welche einen neuen Geist in sein sociales Leben brachte und ihm als Bekenner die Herrschaft über die Welt versprach; und er allein besteht noch, dem alten Glauben ergeben, und nur durch die Wissenschaft mit dem in seiner Einfachheit gewaltigen semitischen Gottesbegriff*, der aber im Fühlen und Handeln dieses Stammes ein besserer geworden ist, in geschlossenen Völkerschaften, um am Fortschritt der Humanität zu arbeiten und sie in seinen Gliedern über die ganze Erde zu tragen. Wo gäbe es jetzt etwas, das die arische Rasse nicht zu unternehmen und zu vollbringen fähig wäre, sie welche nicht nur auf dem Umwege des Denkens die reine kosmische Realität des semitischen Gottesbegriffes wiedergewonnen und sich mit all den moralischen und civilisatorischen Errungenschaften bereichert hat, welche durch die materielle

* Der berühmte Gelehrte Du Bois-Reymond hat in einer prächtigen vor zwei Jahren, wenn ich mich nicht täusche, gehaltenen Rede scharfsinnig entwickelt, wie sehr der einheitliche und absolute Gottesbegriff der Semiten das Zustandekommen des spätern modernen Begriffs der Einheit der Kraft und des Weltganzen in seiner jetzigen rationellen Auffassung begünstigt hat. Dieses aus dem Munde eines so hervorragenden Mannes gewichtige Zeugniß lässt mich hoffen, dass ich in meiner jetzt schon viele Jahre alten Schrift, aus der ich im Texte einen Abschnitt mittheile, das Richtige getroffen habe.

und intellectuelle Arbeit so vieler einzig von jener ersten Idee befruchteten Jahrhunderte aufgespeichert worden sind; sondern dazu noch eine ganz besondere Energie ihr Eigen nennen darf?

„Die Semiten nun, die fest am alten Glauben hängen blieben und das Christenthum in der Fassung, welche es durch unsere Rasse erhalten hatte, zurückwiesen, welche Aufgabe haben sie in der Weltgeschichte erfüllt? Allerdings haben die Israeliten trotz ihrer Zerstreuung unter den Völkern den reinsten einheitlichen und geistigen Gottesbegriff bewahrt, und die Civilisation wird ihnen für diesen rationellen Gottesbegriff viel Dank wissen, wenn der Mensch sich mit seinem wissenschaftlichen Inhalt besser verständigt haben wird, wie auch bis auf den heutigen Tag viele von ihnen sich um alle Wissenschaften rühmlichst verdient gemacht haben. Aber für sich als Volk hätten sie wenig für die Fortschritte der Civilisation gethan, denn sie ermangelten jenes kühnen Strebens, jenes hohen Sinnes und stolzen Muthes, jenes phantasievollen Schönheitssinnes, welche die lebenskräftigen und dauernden Civilisationen begründen. Die Araber durchstürmten, von einem vorübergehenden Fanatismus für die Religion des Mohammed begeistert, einen grossen Theil von Europa, Asien und Afrika, aber welcher Civilisation gaben sie das Leben? — Im Besitz einer grossen fruchtbaren Idee bleiben sie selbst unfruchtbar und ohne festen Wohnsitz, oder gründen Reiche ohne nachhaltigen Einfluss. Zwischen Gott und dem Menschen lag für den Semiten immer ein unendlich grosser unüberschreitbarer Zwischenraum und darum auch zwischen Gott und der Civilisation; abgesehen von dem vernichtenden Sturm ihres Proselytismus hatten die Araber nichts, ihren Geist und ihr sociales Leben zu befruchten, und in der Welt waren sie, Architektur, Geographie und verwandte Wissenschaften ausgenommen, grösstentheils nur Uebersetzer und Vermittler fremder Wissenschaft. Wir haben im Gegentheil diese Kluft überbrückt: zwischen Gott und den

Menschen trat der Gottmensch, und unsere Civilisation entfaltete sich zu einem noch nie getrübten Glanze, der auch kraft des sie beseelenden Dogmas, niemals erlöschen wird bis an das Ende aller Dinge.“*

Diese Zeilen, welche ich aus einer schon vor vielen Jahren veröffentlichten Arbeit herübergenommen habe, bestätigen, glaube ich, die von mir aufgestellte Mythen-theorie und zeigen, dass in den Ideen der allgemeinen Humanität auch die Mythen der verschiedensten Völker später miteinander verschmelzen, wie auch die folgenden Auseinandersetzungen dadurch klarer werden dürften.

Richtet man nun seine Aufmerksamkeit auf die erste Entwicklung des Mythos, wie sie von mir beschrieben wurde, und, wenn ich mich nicht täusche, von allen Thatsachen der Geschichte und der allgemeinen Ethnologie bezeugt wird, so wird man finden, dass, wie mythisch und phantastisch auch der Stoff sein mochte, dessen sich unsere besondere geistige Thätigkeit bemächtigte, die Form und die Organisationsmethode dieses Denkens doch dieselben blieben wie die des wissenschaftlichen. Wissenschaft entsteht ja, wenn ursprünglich erst ganz von selbst und dann willkürlich die Aufmerksamkeit auf die Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten der einzelnen Dinge sich richtet, wie sie uns unsere Sinne an die Hand geben, und deshalb schreitet die Wissenschaft vom

* Ein Theil der Judenchristen semitischen Stammes flüchtete nach Syrien in die Ortschaft Pella, und erhielt sich dort unter dem Namen Nazarener oder Ebioniten im alten Glauben, ohne ihn jemals weiter fortzuentwickeln. Im 4. Jahrhundert fanden Epiphania und Hieronymus diese ersten Christen in ihrem alten Glauben lebend, während das Christenthum bei unserer Rasse in seinen Ideen und seiner geistigen Organisation gewaltige Fortschritte gemacht hatte. Bei den Semiten ist diese Lehre, auch wenn sie sich zu ihrer theilweisen Annahme bequem hatten, immer unfruchtbar geblieben.

Besondern zum Allgemeinen, vom Individuum zur Species fort und gelangt so, indem sie stufenweis nach immer weitern Gesichtspunkten sondert und ordnet, zu Typen, Gesetzen und der letzten oder vermeintlich letzten Einheit, in der alle andern aufgehen. Die geistige Thätigkeit, welche die Mythen aus sich hervorgehen liess, war daher von Anfang an, wenigstens in dem Antheil des logischen Denkens, auch eine wissenschaftliche; beide Functionen gestalteten sich vollkommen gleich.

Aber zum vollständigen Begriffe der Wissenschaft reicht die systematische Aneinanderreihung von That-sachen, welche durch sie begründet werden, und deren Zusammenfassung unter immer allgemeinere und weittragendere Gesetze noch nicht aus, es ist dazu noch der Zusammenhang von Ursache und Wirkung nöthig; es genügt nicht, dass eine Thatsache sich einreihen lasse, man muss auch erklären können, wie sie entsteht und was also ihre Ursache ist. Nun sahen wir, dass die angeborene intellectuelle Verwerthung der sinnlichen Wahrnehmung gerade in der Annahme eines handelnden Wesens unmittelbar hinter jeder wahrgenommenen Erscheinung den Causalitätsbegriff in sich schloss, und dass deshalb der Gedanke, während er Fetische und Götterbilder mythisch aneinanderreichte, in ihnen eine causale Macht nicht allein mit Bezug auf den Menschen als gute oder böse Einflüsse, sondern auch für die Wirkungen voraussetzte, welche ganz auf die umgebende Natur beschränkt blieben; denn die „poetische Physik“, wie es Vico so schön nennt, bestand gerade darin, den Schlüssel zum Verständniss der Naturerscheinungen in dem zweckmässigen und erfolgreichen Handeln dieser mythischen und übernatürlichen Agentien zu suchen. Also schreiten auch in dieser Hinsicht Mythos und Wissenschaft sowol in ihrer Methode, wie in der allgemeinen Form ihrer Erkenntniss, wie verschieden sie auch dem Stoff nach sein möge, auf gleichem Wege vorwärts.

Allein das ist noch nicht alles; gerade hier sieht man

klar und mit der grössten Deutlichkeit, wie die Wissenschaft schliesslich weiter nichts ist, als die Entpersönlichung des Mythos, wenn sie durch seine Verhüllung und seine Symbole hindurch zu rationellen Begriffen vordringt, wo ursprünglich nur Typen in der Phantasie bestanden. Ich sage „nicht alles“, weil der Mensch in der natürlichen Entwicklung des Mythos nach den überall gleichen Gesetzen seines Denkens und nach der analogen Organisation seines Geistes von dem äussern Mythenstoff zu dem idealen innern übergeht und jene Personificirung und Entificirung an seinen zu Typen gewordenen Begriffen und Vorstellungen fortsetzt, die er ursprünglich an der materiellen äusseren Erscheinung vollzog.

Aber auch hierbei geht es nur Schritt für Schritt vorwärts. Vor dem ersten Versuch, die Vorgänge in der Natur rationeller zu erklären, kommt der Mensch zuletzt zu einigen Begriffen, welche Regeln und Gesetze für den Gang der Welt ausdrücken, und betrachtet diese Gesteze als substantielle Einheiten, welche zuerst im Gewande des Polytheismus die höhern Götter darstellten, die die ganze Welt regierten. Hier fängt nun wirklich der wissenschaftliche Mythos an, nämlich der, welcher nicht mehr die Naturkräfte und Naturerscheinungen als anthropomorphe Wesen personificirt, sondern die Regeln, die allgemeinen Principien der Physik, welche für ihn jetzt Gesetzeskraft haben, in körperliche Wesen verwandelt, welche zum grossen Theil noch Analogien mit menschlichem Wollen und Empfinden aufzuweisen haben, wenngleich eine Vergötterung unter anthropomorpher Gestalt bei ihnen nicht mehr stattfindet.

Aber auch hierbei bleibt der mythisch-wissenschaftliche Gang des menschlichen Denkens nicht stehen; er schreitet vielmehr, wie schon gesagt, zu idealen Begriffen fort. Haben wir uns einmal mit unserm Denken gründlich in die Gesetze und die allgemeinen Lebensbedingungen der physischen Welt vertieft und damit

auch die psychologischen Vorgänge unsers eigenen Innern rationeller zu ergründen versucht, so werden die Ideen zu allgemeineren Typen zusammengefasst, wie es zuerst mit den Fetischen, den anthropomorphen Götterbildern und dann mit den Naturgesetzen geschah, und so kommt es schliesslich zur Bildung eines hochentwickelten Systems reiner Ideen, welche als Vorstellungen dasselbe bedeuten, wie die geistigen oder wirklich existirenden Typen, welche früher gebildet wurden.

Und nun tritt gewöhnlich der Fall ein, dass wir in unserm Denken nach dem schon so oft erwähnten Gesetze jene Ideen, welche aus einer weit zurückreichenden complicirten Thätigkeit unsers eigenen Geistes hervorgingen, als substantielle Einheiten hinstellen, die an sich und ewig existiren, woraus, wie ich behaupten möchte, die Lehre des Plato und der Schulen hervorging, welche in Griechenland, Italien und überall, wo das Denken diesen Punkt seiner Entwicklung erreicht hatte, so glanzvoll auftraten.

Für diese Lehre ist, weil sie nur als Product einer entwickelten Reflexion auftritt, darum auch angesichts einer spätern kritischen Wissenschaft die Umkehr schwer, vielmehr besteht sie unter verschiedenen Gestalten und immer neuen äussern Formen unbegrenzt fort und hat auch bis auf unsere Tage nicht allein in den Religionen, die ihr den geeigneten Boden darboten, ihre Lebenskraft bewahrt, sondern, wie wir sehen werden, auch in den Wissenschaften.

Natürlich folgen neben dieser allgemeinen und umfassenden Entwicklung des Mythos die Einzelmythen denselben Gesetzen, gehen aus denselben Verhältnissen hervor, durchlaufen dieselben Entwicklungsphasen und endigen in einer partiellen „Idee“, welche dann die Bedeutung eines reinen Gesetzes annimmt, das für alle sich daran knüpfenden Phänomene gültig ist, oder auch auf die Moral oder die Vorsehung Bezug hat. Um ein Beispiel davon zu geben, wollen wir den Prometheus-

mythus bis zu seinem Erlöschen in den Zeiten des Griechenthums verfolgen und sehen, wie deutlich sich die einzelnen Wandlungen und die schliessliche Ausgangsform dieses Einzelmythus voneinander abheben.

Dieser Mythus, welcher den unmittelbaren sinnlichen Eindruck der Licht- und Wärmeerscheinungen zum Gegenstande hat, theilte seinen ersten Ursprung mit allen übrigen und geht auf dieselben ursächlichen Verhältnisse zurück; allein wir wollen uns gleich an seine Entwicklungsphase in den Veden halten, wie sie aus den Ueberlieferungen und den Enthüllungen der vergleichenden Sprachforschung sich wiederherstellen lässt, um so mehr, als wir in der Person des gelehrten und scharfsinnigen Philologen Kuhn einen sichern Führer haben werden, dessen Untersuchungen von dem berühmten Baudry noch ergänzt und erweitert worden sind.

Die Art der Feuergewinnung durch Reiben heisst im Sanskrit *manthāmi* — „reiben, bewegen“, wie sein Derivat *mandala* — „Kreis“ beweist, nämlich drehend reiben. Die Holzstücke, welche zum Hervorbringen des Feuers dienen, heissen *pramantha*, „was sich dreht“, *arani*, die Scheibe, in der sie sich drehen. Dies sind in jener Entwicklungsphase schon Fetische und zwar, nach unserer Theorie, Fetische im zweiten Stadium. Auch die Griechen und Römer kannten diese Art, Feuer anzumachen, wie übrigens fast alle Völker: in der Religion der Peruaner lag es dem Inka ob, das Feuer bei seinem Jahresfest so zu entzünden. In Deutschland wendete man auch das Holz der Eiche wegen der rothen Farbe ihrer Rinde dazu an, weil man glaubte, dass der Gott des Feuers in ihr verborgen wäre. Ihr Name „Lohe“ hat deshalb auch die Bedeutung „Flamme“. Diese Art der Feuergewinnung war übrigens bei den Ariern schon vor ihrem Auseinandergehen bekannt und unter ihnen von jeher einheimisch gewesen. Durch Reiben Feuer entzünden bedeutet also für die Arier den Gott, die mythische Persönlichkeit, wach zu rufen und ihn von der

Sonne, vom Blitz u. s. w. zur Erde niedersteigen lassen; und so heisst in der That das Feuer auch *dāta*, der Gesandte, der Bote zwischen Himmel und Erde. Wer zieht also das Feuer vom Himmel? wer hat es aus dem Arani hervorgeholt? Man bemerkte auch die Aehnlichkeit zwischen den Werkzeugen zu dieser Feuerbereitung und den Zeugungsorganen — ein Fall von der früher hervorgehobenen gegenseitigen Beeinflussung und Durchdringung von Mythen. Agni ist im Arani verborgen, wie die Frucht in der Gebärmutter. So wird *pramantha* zum männlichen Gliede, *arani* zum weiblichen und zu dem Acte, der sie vereinigt, der Begattung.

Agni war von der Erde verschwunden; er hatte sich in einer Höhle verborgen, und wurde von einer göttlichen Persönlichkeit aus ihr hervorgezogen: das heisst, das Feuer ist verschwunden und ist im Innern von Arani verborgen, aus dem hervorzuziehen *pramantha* sich anschickt, um es den Menschen zu schenken. *Mātariṣvan*, der befreiende Gott, ist nichts anderes, als die Personification des männlichen Gliedes.

Kraft dieser Ideen, welche aus der Seele einen Funken machen und die Feuergewinnung der Zeugung nähern, ist *Bhrigu*, der Blitz, Schöpfer und ein erster Mensch, ein Stammvater der Menschen. Der Sohn *Bhrigu's* ehelicht die Tochter *Manu's*. Sie haben einen Sohn, der aus seiner Mutter hervorgeht, indem er ihre Hüfte spaltet, und deshalb auch den Namen *Aurva* (von *uru*, Hüfte) führt, und nichts anderes als der Blitz ist, welcher die Wolken zertheilt.

Auf *Mātariṣvan* und *Bhrigu* gehen viele griechisch-lateinische Mythen zurück, und zwar zuerst der Prometheusmythos, in dessen Namen man das sprachliche Aequivalent einer Sanskritform *prāmathyus* erkennt, „der, welcher durch Reiben Feuer entzündet“. Prometheus ist ja nun der, welcher das himmlische Feuer entwendet (polytheistische Entwicklungsphase des Mythos mit rein menschlichen Gestalten), er ist ein göttlicher *Pramantha*. Prometheus ist es, welcher den Kopf des Zeus spaltet und

daraus Athene, die Blitzgöttin, herausspringen lässt. In der weitem Entwicklung des Mythos, welcher vom physischen auf das moralische Gebiet überspringt, vergassen dann die Griechen seinen Ursprung und machten aus Prometheus einen „Voraussehenden“. Wie *Brighu* ist er Bildner des Menschen; er macht ihn aus Erde und Wasser und bläst ihm den Lebensfunken ein. Nach Villemarqué besass das celtische Alterthum einen ganz analogen Mythos (was im Grunde nur ganz natürlich ist, da die Celten von derselben Völkerfamilie abstammen), nämlich den von *Gwenn-Aran* (*Albus superus*), einem übernatürlichen Wesen, das eines Tages wie der Blitz aus einer Wolke hervorging.

In Griechenland aber blieb der Prometheusmythos für die Gebildeten nicht bei den anthropomorphen Personificirungen stehen, sondern schritt weiter fort, zu einer moralischen Bedeutung; und Aeschylus ist es, bei dem wir die Beweise für einen solchen Uebergang finden.

„In der That lässt die Riesenfigur, welche im Prometheus des Aeschylus vor uns steht“, so lässt sich so beredt Silvestro Centofanti vernehmen*, „auch unter der anthropomorphen Aussenseite eine poetische Personification des Gedankens und seiner geheimnissvollen Schicksale im Kreislauf des gesammten menschlichen Leben nicht verkennen. So erscheint er zuerst in der Unvergänglichkeit seines Wesens und als eine der Kräfte, auf deren Wirken das Weltganze sich gründet; hierauf als Theil der menschlichen Existenz, eng mit der Civilisation verkettet und gezwungen, allen Bedürfnissen, allen Lüsten, allem Schlechten zu dienen, welches aus der Vereinigung des Geistes mit dem Stoff dem unersättlichen Sterblichen ohne Ende erwächst; sich selbst in dieser irdischen Sklaverei ein Quell nagender Sorgen, aber unbesiegbar im

* Discorso sull' indole e vicende della letteratura greca, (Florenz 1841).

Bewusstsein der eigenen Kraft, standhaft im Vorsatz, alle Leiden zu tragen, über allen Ereignissen stehend, sicher im Vorgefühl der kommenden Freiheit und immer thätig sie zu gewinnen und so zu der Höhe seiner ersten Vollendung zurückzukehren. Endlich dann in diesem Zustande des Glücks, wenn er befreit von aller Beschwerde, von aller Angst und Kummer seiner Knechtschaft im « Reiche des Zeus », unter den Auspicien der Weisheit zu einem vollkommenen Leben hienieden im „goldenen Zeitalter des Saturn“ durchdringt, wenn der Himmel zur Erde niedersteigt, sie mit seiner Göttlichkeit erfüllend und das Zeitalter der ersten Glückseligkeit wiederkehrt. Man sieht hieraus klar, dass Aeschylus bei der Abfassung seiner erhabenen Tragödie ein dreifaches Ziel verfolgte, ein ästhetisches, moralisch-politisches und ein kosmisches, und die leitende philosophische Idee, welche den Inhalt des ganzen Kunstwerkes in sich zusammenfasst, ist vielleicht die eines verhängnissvollen Streites zwischen dem Geist und der vollbringenden Kraft, zwischen den ursprünglichen Anordnungen der natürlichen Vorsehung und den spätern künstlichen Satzungen, so im Leben der Menschheit, wie in dem gesetzmässigen Getriebe der Welt.“

So gelangte die Entwicklung dieses Einzelmythus, nachdem er sich auf dem durchlaufenen Wege so vielfach mit andern Mythen berührt, verflochten und vermischt hatte, auch poetisch zu einem Abschluss, und löste sich auch für hervorragende Geister in eine Allegorie oder ein Symbol der Naturkräfte, in Gesetze der Vorsehung oder endlich in einen moralischen Begriff auf.

Dieses Gesetz der fortschreitenden Umbildung ist aber auch für die successiven Abänderungen der besondern Bedeutung der Worte in den Sprachen gültig, da sie ursprünglich nicht die Sache, sondern das Bild bezeichneten, aus dem die ersten Wurzeln hervorgingen. Die Hörer nahmen daher in dem Wort lange Zeit nicht nur das Zeichen für das Object, sondern das Bild wahr

und hatten daran einen ästhetischen Genuss. Mit der Zeit wurde dieses Bild nicht mehr beachtet und es blieb die nackte Bezeichnung übrig, bis Schritt für Schritt das Wort jede materielle Bedeutung einbüßte und zu einem einfachen gleichsam algebräischen Zeichen herabsank, das der Seele einzig und allein das Object in das Gedächtniss zurückrief.

Wenn wir jetzt, um ein beliebiges Beispiel zu nehmen, das Wort „Messer“ aussprechen hören, tritt sofort das Bild des Instruments vor unsere Seele, für welches jenes phonetische Zeichen dient, aber nichts weiter; ja dieses Zeichen könnte auch anders lauten, ohne dass wir heute, vorausgesetzt, dass alle es verständen, darin eine Unzuträglichkeit finden würden. Die ältesten Menschen aber, die zugleich auch Erfinder der ersten gewiss sehr rohen Formen jenes Instruments waren, verfahren bei ihren ersten Sprachversuchen anders. Sie nahmen in der Sprachwurzel, von welcher jenes Wort stammt, das Bild des materiellen Gegenstandes, dem es seinen Ursprung verdankt, sinnlich wahr, wie sie zugleich auch alle verwandten Bilder wahrnahmen, in welche jene Sprachwurzel im Laufe ihrer Entwicklung sich spaltete; und so war es ein vollständiges Drama, das sich in der Phantasie abspielte.

Um nun zur Betrachtung dieses Wortes überzugehen, so kommt, wie Pictet und andere angeben, das Wort für „Pflug“ von der Sanskritwurzel *krt*, *krnt*, *kart* — spalten, theilen. Die Wurzel *krt* wurde später zu *kut*, *kutt*, wovon *kutā*, *kutāka* kommt, Pfluggestell, Pflugschar, Diese Wurzel *krt*, *kart* findet sich in vielen europäischen Sprachen in dem allgemeinen Sinn von „schneiden, brechen“, wie im Altslawischen *kratiti* „abschneiden“. Auch Anwendungen auf die Feldarbeit und ihre Werkzeuge finden sich, so lithauisch: *kartóti*, zum zweiten mal pflügen, so *karta* Linie, Furche und im Sanskrit der Veden *karta* Grube, Loch. Hieraus das lateinische *cutter* Säge, *cultellus* Messer, sanskrit *kartari*, Messer. Ferner knüpfen die Bezeichnungen der slawischen

Sprachen für den Maulwurf, der die Erde bearbeitet und spaltet, an die Wurzel *krt*, slawisch *krat* an. In einer weit zurückliegenden Zeit also verstand man unter dem Wort, das „Messer“, nicht allein den betreffenden Gegenstand, sondern man nahm das Bild des ursprünglichen *krt* und das seiner „Affixe“, welche gleichfalls ursprünglich von Bildern stammten, und mit ihnen alle verwandten Bilder der verschiedenen Derivate der Wurzel wirklich wahr. Jetzt ist in dem Wort „Messer“, oder in dem Sanskritwort „*kartari*“ nur das einfache Zeichen, die an sich nichtssagende phonetische Bezeichnung übriggeblieben, während alles übrige verschwunden ist. Damals aber und ursprünglich lebte in dem Wort ein Bild, welches nach dem so oft erwähnten Gesetz der Perception der sinnlichen Eindrücke sich in ein Wesen verwandelte, das gewissermaassen die Handlung selbst verrichtete, welche die dem Wort eigenthümliche Wurzel ausdrückte. Nach und nach indessen verlor das Wort seine Persönlichkeit, die reale Vergegenwärtigung des ihm innewohnenden Bildes wurde aufgegeben und schliesslich, nachdem auch der letzte schwache Nachhall verklungen war, blieb nur die reine phonetische Bezeichnung übrig, ein Klang alles Lebens, aller Erinnerung bar, der keine Stütze mehr an der Fülle der andern verwandten Laute hatte, welche durch Association seine Bedeutung verstärkten. Und alle Wörter durchliefen eine solche Entwicklung, welche mythische Entwicklung des Wortes genannt werden kann.

So ist sanskrit *duhitar*, persisch *dôchtar*, griechisch *θυγάτηρ*, gothisch *dauhtar*, deutsch Tochter. Es ist eine substantivische Bezeichnung für die active Thätigkeit, welche von der Wurzel *duh*, melken, herkommt, also die Melkerin, weil in der Hirtenfamilie dies das Amt der erwachsenen Tochter war; heute ist das an und für sich nichtssagende Zeichen übriggeblieben, das Bild und der dramatische Vorgang sind verschwunden. Diese Analyse gilt für alle Sprachen,

sie lässt sich auch in den Namen der Zahlwörter klar nachweisen. Das Zahlwort „fünf“ z. B. bedeutet bei den Ariern und in zahlreichen Sprachen der ganzen Welt „Hand“. So im Tibetanischen, im Siamesischen und verschiedenen verwandten Sprachen, im Indischen Archipel und in ganz Polynesien, in Afrika und in Amerika bei einer Menge von Völkern und Stämmen, weshalb es auch Ausgangspunkt des Decimalsystems ist. Bei Homer findet sich das Verbum πεμπάζειν, nach fünf zählen, und dann für Zählen im allgemeinen; wie bei den Lappen *lokke* und das finnische *lukea* (zählen) auf *lokke* (zehn) zurückgeht; bei den Bambara-Negern ist *adang* (zählen) mit *tank* (zehn) verwandt.

Im Anfang also wurde, als man bis zu der Zahlenvorstellung von fünf gekommen war, ein solcher Begriff ganz materiell mit dem Bilde der Hand ausgedrückt, weil sie in fünf Finger getheilt ist. Im Denken der ersten Menschen und bei den ersten unvollkommenen Rechenversuchen wurde die Zahl fünf als wirkliche Hand gedacht, sodass sie in dem Wort also ein wirkliches Bild vor Augen hatten, und überdies nahmen sie zugleich in der Vocabel „Hand“ auch das Bild wahr, aus der dieses Wort hervorgegangen ist. Zahl und Hand gingen also durch die ihnen zu Grunde liegenden bildlichen Anschauungen ineinander über und bezeichneten einen Complex von realen Objecten, welche durch ihre materielle Erscheinung aus sich selbst heraus den Zahlenbegriff hervorgehen liessen. Mit der Zeit aber wurde die materielle Einheit nicht mehr empfunden, das Bild verblasste, seine Persönlichkeit, die äussere Hülle ging verloren und es blieb das phonetische Zeichen „fünf“ übrig, welches weder an „Hand“, noch an den Bildungsprocess der verschiedenen Zahlwörter oder alle mit dem Worte „Hand“ verwandten Ausdrücke erinnert. Heute ist es nichts weiter als ein an und für sich nichtssagendes Zeichen für einen Vernunftbegriff, und dasselbe kann man von allen andern Zahlwörtern sagen.

Aus diesen wenigen Beispielen, die indessen für alle

Worte Gültigkeit haben (denn alle verfolgen dieselbe Abschwächung des ursprünglichen realen Bildes, welches seine eigene Bedeutung in sich selbst gleichsam verwirklicht), kann man entnehmen, dass ein solches physisch-intellectuelles Grundgesetz, wie wir es im Mythos nachwiesen, in anderer Gestalt, aber immer mit dem gleichen Effect in jeder unserer Handlungen, wie überhaupt in jedem Product des menschlichen Geistes sich nachweisen lässt.

Und in der That, bevor unsere Organe so weit entwickelt und die übrigen physiologischen Bedingungen im menschlichen Organismus vorhanden waren, dass Worte ausgesprochen werden konnten, und bevor diese schärfer gefasst und mit andern Bezeichnungen von Gegenständen und Eigenschaften — welche letztere ursprünglich ebenfalls Gegenstände waren — zusammengesetzt werden konnten, dachte der Mensch, wie das Thier, in Bildern; nur Bilder waren es, die sich in seinem Geiste associirten und dissociirten, auftraten und verschwanden und die verschiedenartigsten Verbindungen miteinander eingingen; und für seine einfachen und directen Geistesoperationen waren sie auch ausreichend. Die Beziehungen zwischen den Dingen wurden empfunden, in einer geistigen Zusammenstellung wirklich gesehen, wie auf einem Gemälde, welches durch die verschiedenen Stellungen seiner Figuren und seiner verschiedenen Objecte materiell jene Beziehungen ausdrückt, die ohne bildliche Darstellung nur mit Worten sich veranschaulichen lassen, wie etwa „näher“, „tiefer“, „höher“, „blässer“, „heller“, „klarer“ im Vergleich zu lebhaften oder ruhigen Tinten; wie es auch mit dem Laufe eines Flusses, den verschiedenen Formen der Wolken, überhaupt mit allen Beziehungen sämmtlicher Objecte sein müsste, die dort abgebildet sind.

Um aber dieses ursprüngliche Denken des Menschen und der Thiere in Bildern zu verstehen, muss man sich solch ein lebendiges bewegliches Gemälde mit einer beständig wechselnden Combination seiner einzelnen

Bestandtheile wirklich vorstellen können. Der älteste Mensch hatte, ebenso wie das Thier, Worte, also phonetische Zeichen, um die Bilder zu „individualisiren“ und sie so zu veranschaulichen, dass man durch Verbindung der Worte zur Rede mit diesen Zeichen denken konnte und mit diesen Zeichen und durch sie eine überall gültige, wirkliche und gleichsam objective Logik als Grundlage für die fernere Geistesentwicklung schuf.

Das Wort erweckt willkürlich mit Hilfe des Gedächtnisses die über die Individualisirung und sinnliche Wahrnehmung schon fortgeschrittenen Einzenvorstellungen wieder und ermöglicht so das Zustandekommen der logischen Beziehungen, denn diese Beziehungen ergeben sich jetzt leichter, wo sich die Aufmerksamkeit der Zusammenstellung der Zeichen zuwendet. Die Grössenverhältnisse ebenso wie alle andern Beziehungen zwischen den verschiedenen Dingen werden jetzt, während sie ursprünglich als verschieden vertheilte Raumanschauungen wirklich zur Wahrnehmung kamen, mit Hilfe des Wortes mit Lautzeichen oder auch mit Geberden ausgedrückt, die ihnen eine analoge Bedeutung verleihen; denn auf der ersten Stufe der Sprache waren auch die Beziehungen äusserlich durch phonetische Zeichen ausgedrückt, es waren Bilder, welche in irgendeiner Weise jenes zum Bewusstseinkommen des eigenen Ichs vor zwei miteinander verglichenen Dingen versinnbildlichten. So erzählt uns Galton von den Damaranegern, dass es ihnen beispielsweise sehr schwer fällt, über fünf zu zählen, da sie keine Hände mehr haben, um die Finger zu ergreifen und festzuhalten, welche die Einheiten darstellen. Wenn sie Rinder verlieren, so merken sie ihren Verlust nicht an der geringern Zahl ihrer Stücke Vieh, sondern weil ihnen eine Gestalt fehlt, welche sie kennen. Beim Handel muss man ihre Hammel Stück für Stück bezahlen. Wenn man mit ihnen handelseins geworden wäre, zwei Maass Taback im Tausch gegen einen Hammel zu geben, so würden sie in grosse Ver-

wirrung gerathen, wenn man zwei Hammel nähme und ihnen dafür vier Maass Taback gäbe. Und diese Beispiele liessen sich noch unendlich vermehren.

Es gibt aber noch einen andern Beweis dafür, dass Thiere und Menschen ohne das Wort oder eine analoge Vermittelung in Bildern denken und dass die Beziehungen zwischen diesen Bildern in der Gleichzeitigkeit und Aufeinanderfolge ihrer wirklichen Verschiedenheiten zur Anschauung kommen, dass diese Bilder, wenn die Thätigkeit der Reflexion sich entwickelt, willkürlich combinirt, associirt und miteinander verglichen werden, was uns dann zu einem Urtheil über ihre concreten Beziehungen verhilft. Dieser Beweis wird uns, wie Romanes bemerkt hat* und wie ich selbst bestätigen konnte, von den Taubstummen in der Zeit vor dem Unterricht geliefert: hier vertritt das äussere Zeichen und das Bild selbst das phonetische artikulierte Zeichen. Beim Mangel der Sprache können wir mit einer Gefühls- und Bilderlogik denken, aber wir können uns nicht über die Idee dieser Logik hinaus zu höhern, abstracten erheben. Das Denken der Taubstummen bewegt sich immer in den concretesten Formen, und ein Taubstummer, der erst sehr spät Unterricht genossen hatte, bemerkte zu Romanes, er hätte früher immer in Bildern gedacht. Auch ich kenne kein Beispiel, dass ein Taubstummer aus eigener Kraft eine höhere Stufe des Denkens erreicht hätte und dass er vor dem Unterricht sich von selbst irgendeine Vorstellung von übernatürlichen Dingen hätte machen können. Der Reverend S. Smith versichert, dass einer seiner taubstummen Schüler vor dem Unterricht glaubte, die Bibel wäre im Himmel mit einer Maschine gedruckt, die von ungeheuer starken Arbeitern bewegt worden wäre, und Mr. Graham Bell erzählt von einem Taubstummen, der

* Romanes, *L'intelligence des animaux*. Conférence au Congrès de Dublin. *Revue scientifique*, 4 janvier 1879.

glaubte, dass man nur in die Kirche ginge, um der Geistlichkeit zu huldigen. Ueberhaupt steht der Intellect der Taubstummen, die weder Sprache noch Bildung besitzen, in Bezug auf die Bildung abstracter Ideen und die Möglichkeit sie zu bilden, auf demselben Niveau wie der des Thieres: beide denken in Bildern.

Allgemein bekannt ist auch aus neuern Veröffentlichungen die unglückliche Lage von Laura Bridgman, welche im Alter von zwei Jahren nicht nur Gehör und Gesicht verlor, sondern auch eine Schwächung des Geschmacks erlitt, sodass ihr nur der Gefühlsinn sozusagen übrigblieb. Durch eine mit Ausdauer und Liebe geleitete Erziehung brachte sie es indessen zu einer verhältnissmässig hohen intellectuellen Ausbildung. Und doch ermangelte sie, wie aus sorgfältigen Beobachtungen an ihr hervorgeht, vollständig der „intuitiven“ oder aprioristischen Begriffe sowol der Causalität und des Absoluten, wie auch der Gottheit. Dr. Howe ist es zweifelhaft, ob sie die Begriffe des Raumes und der Zeit hatte, aber sicher erweisen liess es sich nicht, denn die Entfernung schien sie mit dem Muskelgefühl abzumessen. Aus jeder ihrer Handlungen und Aeusserungen geht hervor, dass sie in Bildern dachte. Obgleich sie keine Empfindung von Schall oder Licht hatte, stiess sie doch verschiedene Geräusche mit der Kehle aus, welche die verschiedenen Personen charakterisirten, wenn sie sie wahrnahm oder wenn sie allein sie dachte; naturgemäss wurde sie dann dazu getrieben, alle Gedanken und Empfindungen in ein — wenn auch äusserlich nicht wahrgenommenes — Zeichen zu kleiden, ein Beweis dafür, wie die Idee und die Vorstellung immer nach äusserlichem Ausdruck drängt. Oft sprach sie allein mit sich selbst, indem sie gewöhnlich mit der einen Hand Zeichen machte und sich mit der andern antwortete. Offenbar ersetzten die Muskelzeichen oder das Muskelgefühl die phonetischen Zeichen der Rede und in ihnen fanden die Ideen und Vorstellungen ihren nothwendigen äusserlichen Ausdruck.

Das Bild incarnirte sich in einer Muskelbewegung und der Gedanke fand in ihr seine concrete Darstellung. Andere solche Unglückliche, die sich in derselben Lage wie Laura Bridgman befanden, haben, soviel wir wissen, dieselben Resultate ergeben.

Hieraus erhellt, dass die erste Sprache nichts anderes war als eine Anzahl von individuellen Lautzeichen für die materiellen Bilder und lange Zeit hindurch auf dieses Gebiet beschränkt blieb. Und da Zeichen für die Beziehungen der Dinge unter sich dem sprachlichen Ausdruck die grössten Schwierigkeiten darboten, wurden solche Beziehungen anfänglich durch Geberden, nämlich durch Bewegungen des ganzen Körpers oder speciell der Hände und des Gesichts veranschaulicht. Diese theils vorbereitende, theils ergänzende Thätigkeit wurde noch von dem hochentwickelten Nachahmungstalent unterstützt, das Kinder und wilde Völker besitzen, wovon wir auch Beispiele bei den höchsten, dem Menschen am nächsten stehenden Thieren haben. Die Neger ahmen mit grosser Vollendung und in grotesker Weise Geberden, Gewohnheiten und Manieren der Weissen nach, und so auch die Neuseeländer. Die Kamtschadalen haben eine wunderbare Fertigkeit darin, andere Menschen und Thiere nachzuahmen, ebenso wie die Anwohner der Vancouver-Meerenge. Herndon war überrascht über die Mimik der brasilianischen Indianer; dieselbe Eigenschaft beobachtete Wilkes bei den Patagoniern. Doch tritt diese Fähigkeit bei den am tiefsten stehenden Völkern noch viel mehr hervor. Viele Reisende sprechen von dem ausserordentlichen Nachahmungstrieb der Feuerländer und nach Monat besitzt der Andamane keine geringere Geschicklichkeit in der Mimik und Nachahmung. Mitchell gedenkt desselben Talentcs bei den Australiern.

Diese Erscheinung liegt auch auf sprachlichem Gebiete bei einigen der rohesten und wildesten Völker zu Tage. Die Zunisindianer z. B. kommen ihrer Rede mit vielen Gesichtsverzerrungen und Gesticulationen zu Hülfe,

um sie zu „ergänzen“ und verständlich zu machen, und dasselbe wurde von Schweinfurth bei den Akka beobachtet. Die Sprache der Buschmänner bedarf so vieler Zeichen, um den jedesmaligen Sinn der Worte zu erläutern, dass sie im Dunkeln unverständlich ist, und auch die Arapahos können sich nur bei Licht untereinander verständigen. Hiermit ist wenigstens theilweise ein klarer Beweis dafür geliefert, dass die menschliche Sprache ein Naturproduct ist.

Nun wissen wir aus unsern vorhergehenden Untersuchungen, dass die Sinnesempfindungen gemäss einer Eigenthümlichkeit unsers Wahrnehmungsvermögens uns ursprünglich als Wesen erscheinen, denen wir eine potentielle Causalität zuschreiben, und aus diesem Grunde erscheint auch diese Wesenheit der sinnlichen Eindrücke sammt ihren psychischen Grundlagen und Wandlungen im Worte wieder, welches ein lebendiges sinnlich wahrgenommenes Symbol für sie abgibt. Es ist also an sich klar, dass die Entwicklung der Sprachen vom Concreten zum Symbolischen und hier-von zum einfachen Zeichen für das Object, welches die ehemalige Bedeutung ganz aufgegeben hat, ein vollständiges Analogon zu der des Mythos bildet.

Aber auch in der Schrift lässt sich das gleiche Entwicklungsgesetz verfolgen. Anfänglich ist diese ja nichts anderes, als die genaue Copie des sinnlichen Bildes, dann verwandelt sie sich in das analoge Symbol und von diesem in das alphabetische Zeichen, welches zur einfachen Wiedergabe des Begriffes dient, ohne eine Spur mehr von dem ehemaligen Darstellungsvermögen der Abbildung. Es ist hieraus wohl allgemein verständlich, dass die besondere Art der Entwicklung des Mythos zugleich das allgemeine Entwicklungsgesetz des menschlichen Denkens und all seiner Producte und Anwendungen in seinen so mannichfachen Verzweigungen in sich birgt. Mit dem sinnlichen Eindruck, dem virtuell ursächlichen Wesen, das er bedeutet, mit dem Concreten, dem Mythos beginnend, lässt die Natur ohne Unter-

lass in derselben unabänderlichen Reihenfolge, wo nur Naturell, Begabung und äussere Umstände es gestatten, denselben Entwicklungszyklus sich abrollen, welcher schliesslich überall in den Vernunftbegriff, das Zeichen, die Ziffer, das an sich bedeutungslose äusserliche Merkzeichen ausläuft, das aber zu einem mächtigen Hebel für die Vertiefung und Verallgemeinerung des Denkens geworden ist.

Um nun die mythisch-wissenschaftliche Geistesarbeit in ihrer Thätigkeit innerhalb der philosophischen Systeme des Alterthums und der Neuzeit nachzuweisen und zu zeigen, wie sie langsam auf ihr Ziel, die positive rationelle Wissenschaft lossteuert, werden wir uns als Beispiel das Volk wählen, bei welchem uns das grossartigste Beispiel eines solchen Entwicklungsganges in Lehrgebäuden entgegentritt, an deren Vollendung die spätern civilisirten Völker bis jetzt in regem Wettstreit sich betheiligt haben. Sehen wir zunächst, was aus dieser mythenbildenden Thätigkeit bei den Hellenen wurde und wie sie sich zu einer Zeit äusserte, wo man die frühern zerstreuten Naturanschauungen zum ersten mal in ein System zu bringen versuchte.

In Griechenland liess die mythenbildende Thätigkeit im Laufe ihrer historischen Entwicklung in der ionischen und Pythagoräischen Schule zwei verschiedene Betrachtungsweisen aus sich hervorgehen, welche objectiv waren und blieben. In der erstern Schule wird die Naturerscheinung und die Natur direct als Wissensobject aufgefasst, in der zweiten sind es die Ideen oder die innern Harmonien der Dinge. In Ionien keimte auf dem günstigen Boden älterer populärer Traditionen eine mythisch-philosophische Wissenschaft, welche sich ausschliesslich physikalischen Speculationen widmete. In Unteritalien und seinen grösstentheils dorischen Colonien trat ihr im Gegensatz dazu eine Wissenschaft entgegen, welche ihre Untersuchungen zwar auch auf die physikalischen Principien des Weltganzen und die universellern Naturerscheinungen ausdehnt, dieselben aber doch nicht

nur nach ihrer materiellen Bedeutung abschätzt, sondern auch die Gesetze und die Harmonie unter ihnen aufsucht, wobei auch Kriterien wie die des Guten oder Bösen zur Anwendung kommen. Die innigen Beziehungen, bemerkt Ritter, welche sich zwischen der Pythagoräischen Philosophie und der lyrischen Musik finden, deren Principien die Pythagoräer zu ergründen versuchten und in der sie die Erklärung des Weltganzen zu finden hofften, zeigt, wie sehr eine solche Philosophie der dorischen Anschauungsweise entsprach. Es ist dieser Gang der historischen Entwicklung ein ganz natürlicher, da die philosophische Speculation sich zuerst mit den Naturerscheinungen beschäftigen musste, welche in der Umgebung des Menschen und in seinem eigenen Innern seine Aufmerksamkeit auf sich lenken, bevor sie sich zur Betrachtung der specifischen Typen, in einem Wort zum Allgemeinen und Universellen aufschwingen konnte. Indessen ist bei diesem ganzen Entwicklungsgange die Betrachtung des objectiven Verhaltens vorherrschend, worin diese Philosophie mit der intellectuellen Entwicklung des menschlichen Geistes insofern zusammenfällt, als auch dieser zuerst sich der reinen Erkenntniss der Dinge zuwendet. Es ist daher nur logisch und dem Herkommen gemäss, dass die ionische Philosophie sich vor der dorischen entwickelt hat. Die eleatische Schule ist eine Consequenz der dorischen Philosophie, obgleich ihre Entwicklung mit der vollkommenen Ausbildung der beiden andern Schulen zusammenfällt und sie eine Art von Einfluss auf dieselben ausgeübt hat.

Thales lehrte, dass alle Dinge von einem einzigen Grundprincip abstammten, dem Wasser. Die Alten glaubten, dass die Erde vom Wasser getragen würde und zwar auf Grund einer der ältesten mythischen Anschauungen, deren Ursprung sich auf verschiedenen Wegen von den am Wasser und der Atmosphäre sichtbaren Naturerscheinungen herleiten lässt, sodass hierin die Lehre des Thales sich an uralte Volksüber-

lieferungen anschloss, von denen wir auch Spuren in Indien, Aegypten, der Genesis und in vielen noch gegenwärtig über die ganze Erde verbreiteten Sagen finden. Er gab an, dass alles sich von der Feuchtigkeit nährt, dass selbst die Wärme von ihr stammt und dass der „Same“ aller Dinge feucht war, dass das Wasser aber der Urquell des feuchten Elements ist, und dass es, da alle Dinge aus dem Feuchten stammen, das Grundprincip der Welt ist. Man sieht hieraus, wie sehr eine solche Lehre die Phänomene der lebendigen Natur, die Ernährung und Fortpflanzung aus Samen berücksichtigte. Er betrachtete die Welt als ein lebendes Wesen, welches sich aus einem unvollkommenen embryonalen Zustand, der von Natur ein feuchter war, herausentwickelt hätte. Mit dieser eigenthümlichen Auffassung der Welt als lebendigen Organismus, noch mehr aber mit der Behauptung, dass das Leben sich aus einem von Anfang an existirenden Keime entwickelt, steht er auf einem Standpunkt, welcher in gleicher Weise auch in andern Theilen seiner Philosophie wieder erscheint. Er sah das Leben in dem Bilde des Todes. Für ihn waren der Magnet und der Bernstein lebendig, und er liess ganz allgemein die Welt lebendig und von Dämonen und Genien erfüllt sein.*

Den Ausgangspunkt eben dieser Ideen finden wir aber in den Ueberlieferungen vor Thales, und allerdings sagten diese schon von der Welt aus, dass sie ein lebendes Wesen wäre und dass jedes Ding aus einem Urzustand sich entwickelt hätte, welcher alle Dinge im Keime in sich trüge. Dieselbe Meinung findet sich bei Hippo, Diogenes von Apollonia, Heraklit und Anaxagoras. Aristoteles hält schon zu seiner Zeit diese Lehre von der Entwicklung aus einem Keim für uralt. Die übrigen

* Aristoteles, De anima. Cicero, De legibus. Diogenes Laertius.

Philosophen der ionischen Schule und ihre Nachfolger mischen im allgemeinen dieselben phantastischen Ideen unter die Systeme des Weltursprungs und Weltbaues, welche sie ihren Lehren zu Grunde legen, und es ist deshalb unnöthig, näher auf sie einzugehen, da ihre Methoden und Grundbegriffe dieselben sind.

Aus diesem kurzen Abriss geht hervor, dass durch die höhere Entwicklung des Denkens die allgemeine Summe unsers Wissens in ein rationelleres System gebracht wurde, dabei aber der Geist trotz des umfassendern Gebietes und der wissenschaftlichern Physiognomie seiner Thätigkeit, den alten Göttern und den ersten mythischen Deutungen treu blieb. Wenn Thales und andere den Ursprung der Dinge mechanisch auffassten und dabei im Gegensatz zu anthropomorphen Anschauungen, von einem Naturprincip, wie das Wasser, das Feuer u. s. w. ausgingen, so betrachteten sie doch noch die Welt als lebendiges Wesen, das sich nach denselben Gesetzen entwickelte und dieselben Lebensfunctionen verrichtete wie alle andern Thiere und Pflanzen, und sie bevölkerten sie mit Genien und Dämonen, welche nur eine Weiterentwicklung der ältesten rohen Phantasiegebilde ihres Stammes waren.

Wenn nun auch das wissenschaftliche Denken allmählich an Energie gewann und in dem ersten Versuch einer rationellen Betrachtungsweise der Natur und Naturerscheinungen gegen jene frühern fast ganz mythischen Speculationen einen wirklichen Fortschritt zu verzeichnen hatte, so lebte es doch noch ganz im Schosse des Mythos und nur seine Hülle war es, die die Wissenschaft an einigen Punkten sprengen oder durchsichtiger machen konnte. Wenden wir uns daher von diesem knappen, aber für unsere Zwecke genügenden Abriss der ionischen Philosophie zu der Pythagoräischen, wo das wissenschaftliche Denken, wenngleich an und für sich objectiv, doch sich mehr in die Analogien zwischen dem Gedanken und der Aussenwelt vertieft und viel

mehr auf sich selbst zurückkommt, woraus sich eine geistigere Fassung des Systems entwickelt.

Die Pythagoräer betrachteten die Entstehung der Welt als die Vereinigung zwischen den entgegengesetzten Principien des Unbegrenzten und des Begrenzenden, des Geraden und Ungeraden. Doch setzten sie eine solche Vereinigung als ursprünglich bestehend voraus, da sie das höchste Princip als das „Gerade-Ungerade“ (Aristoteles, „Metaphysik“ XII, 1) definirten. Das Unendliche war für sie der „Ort des Einen“. Die beiden Principe zogen sich an, was in ihrer Terminologie „das Einathmen des Unendlichen“ hiess, worauf die Leere in die Welt dringt und die Dinge voneinander trennt. Die Entstehung der Welt war für sie also das Resultat des Zusammenwirkens entgegengesetzter Principien. Das Endliche sahen sie als Einheit an und als das eigentliche Princip der Vielheit. Die Entwicklung der Welt galt ihnen als Lebensprocess, der von den von Anfang an in der Welt existirenden Principien geregelt wurde; der „Athem“ oder das „Leben“ der Welt hängt vom Hereinbrechen des unendlichen leeren Raumes in den „Uranos“ ab, und die Zeit, welche Archytas das „Intervall“ der ganzen Natur nennt, dringt zuerst und mit dem „Hauch ihres Athems“ in die Welt ein. Alles ist Zahl, die Zahl ist das Wesen der Dinge; aber die Dreiheit begreift die Zeit des Alls in sich, da sie Anfang, Mitte und Ende enthält. Alles stammt von dem ersten Einen und von der ersten Zahl, und da diese wenn sie in ihrem Lebensprocess „den leeren Raum einathmet“, sich in eine grosse Anzahl von Einheiten theilt, so stammt alles von dieser grossen Anzahl von Einheiten oder Zahlen. Ueberhaupt musste Pythagoras, um mit Centofanti zu sprechen, nachdem er mit seinem Denken dem Angelpunkt des Weltsystems, der theokosmischen Monade, dem nothwendigen Urquell alles Existirenden und alles Wissens, sich wenigstens zu nähern gewusst hatte, nothwendig auch die Uebereinstimmung des Einen mit dem Seienden (*Ens*) bemerken. Wenn aber die

Einheit immer vor der Vielheit da sein muss, so gibt es eine erste Einheit, von der alle andern ausgehen, und wenn diese erste Einheit ewig und zugleich das absolut Seiende ist, so folgt daraus, dass Princip und Wesen der Zahl und der Welt dieselben sind und dass die innere Beziehung und die möglichen Combinationen der Zahl in der Entwicklung der Welt ihren realen Ausdruck finden, und dass jene Beziehungen und Combinationen ideale Formen dieser Entwicklung sind. Denn die „Monade“ entwickelt sich nach diesen Gesetzen nicht allein durch alle Stufen der Naturentwicklung hindurch, sondern bleibt im Weltsystem auch ewig, und so kommt es, dass nicht allein Entstehung und Wesen der Dinge, sammt ihren örtlichen und zeitlichen Bedingungen auf Zahlenverhältnissen beruhen, sondern dass die Dinge wirkliche Zahlen sind, und das sowol durch ihre individuellen Eigenschaften wie in ihren Beziehungen zum Leben des Universums. So stehen alle Dinge unter der Herrschaft eines organischen Gesetzes, in welchem sie alle sich wieder erneuern. Aber wenn die Weiterentwicklung des Zahlenbegriffs an der Materie vor sich gehen musste, an deren wechselnden Gestaltungen die Zahlen bestimmt werden, ebenso wie ihre Theilung, ihre Summirung und Multiplication, wenn hier der Zahlenbegriff mit der Geometrie sich verbündet und alles misst, sei es die Dinge an sich oder ihr Verhältniss unter sich oder endlich zu der Zahl selbst, so lässt es jener ewige Begriff uns verständlich erscheinen, dass wenn die asomatischen Principien vor der Welt, welche sie regieren, vorhanden sind, sie es auch sein müssen, auf Grund derer die Satzungen der Wissenschaft ihrem innern Wesen nach mit denen der Natur übereinstimmen. Mit Einem Wort: die Zahl herrscht in der Musik, in der Gymnastik, in der Medicin, der Moral, der Politik, überhaupt in allen Wissenschaften, und die Pythagoräische Arithmetik ist das Bindemittel und die universelle Logik des Wissens. Aber zugleich bevölkerten Pythagoras und seine Schule

die Welt mit Dämonen und Genien, welche auch die Krankheiten erzeugten; sie bildeten die alten mythischen Vorstellungen von Incarnationen der Geister und von Seelenwanderungen weiter aus und sanctionirten so einen Aberglauben, der sich bekanntlich bei fast allen uncultivirten Völkern findet.

Während also in dem weitläufigen Lehrgebäude des Pythagoräischen Systems, wie es der ionischen Naturphilosophie gegenübertrat, der menschliche Geist sich in höherm Maasse von den rohesten mythischen Vorstellungen befreit und zu einer rein geistigern und rationellern Weltanschauung durchdringt, bleiben die alten volksthümlichen Ueberlieferungen daneben bestehen: es ist evident, dass die Zahl als causales Wesen entificirt wird. Urmonade, Zahlen und ihre Entstehungen und Begriffe gelten nicht als abstracte Begriffe, die für das Verständniss des Weltlaufes nothwendig sind, und als rein logische Functionen, sondern als causale Substanzen, welche das innerste Wesen aller mythischen Vorstellungen bilden. Ueberdies drängt sich, wenn auch das Wesen der gesammten Lebenserscheinungen abstracter gedacht wird, doch eine dem Mythos analoge Auffassung der Welt als lebendes Wesen mit dem „Einathmen“ des leeren Raumes und der Zeit, welche letztere ebenfalls als „Einheiten“ für sich genommen werden, offen in das System hinein. Dazu kommt noch die Verbrämung dieses Systems mit allerhand Geisterglauben, Incarnationen und Seelenwanderungen, wodurch es noch enger mit den Phantasmagorien älterer Zeiten verknüpft wird und noch deutlicher seinen mythischen Ursprung offenbart, während es dabei tiefer und weiter gehender in seinen Speculationen als die ionsche Lehre, Welt, Wissenschaft und verwandte Dinge, sozusagen, mehr intellectualisirt. Wenn daher in diesem ersten rationellen System der Wissenschaft bei den Griechen das Denken bald von der Naturwissenschaft, bald von der Naturphilosophie aus zu einer rein speculativen Behandlung des doppelten

Wesens der Natur hindurchdrang, so bleibt sie nichtsdestoweniger in ihren Grundlagen und in ihren spiritistischen Leistungen mythisch, und auch der bedeutungsvolle Umstand, dass die ganz anthropomorphe Fassung des Mythos schon einer wissenschaftlichen zu weichen anfing, kann daran noch nichts ändern.

Hier möchte ich einen Abschnitt aus einem Hymnus des Rigveda anführen, welcher zwar älter ist, als diese ersten philosophischen Systeme der Griechen und auch eine etwas verschiedene historische Bedeutung hat, aber doch dieselbe Tendenz, dieselbe mythisch-wissenschaftliche Richtung in der Auslegung der Natur durchblicken lässt. Dieser Hymnus (X, 129), den Max Müller übersetzt* und erläutert hat, lässt die Kühnheit bewundern, mit welcher unumwunden die Frage nach dem Ursprung der Welt aufgeworfen wird:

Zu jener Zeit war weder Sein, noch Nichtsein;
Nicht war der Luftraum, noch der Himmel drüber;
Was regte sich? und wo? in wessen Obhut?
War Wasser da? und gab's den tiefen Abgrund?

Nicht Tod und nicht Unsterblichkeit war damals,
Nicht gab's des Tages nach der Nacht Erscheinung;
Nur Eines hauchte windlos durch sich selber
Und ausser ihm gab nirgends es ein andres.

Nur Dunkel war, verhüllt von Dunkel, anfangs
Und unverkennbar wogte dieses alles;
Vom leeren Raum war zugedeckt die Oede,
Das Eine ward durch Macht der Glut geboren.

Da regte sich zuerst in ihm Begierde,
Als sich des Geistes erster Same zeigte;
Es fanden da das Band des Seins im Nichtsein
Die Weisen suchend mit des Herzens Einsicht.

Und quer hindurch war ihre Schnur gezogen,
Was war darunter? und was war darüber?

* Die nachfolgende metrische Uebersetzung ist der des Rigveda von Hermann Grassmann entnommen.

Anm. d. Uebers.

Erzeuger waren, und es waren Mächte,
Und Schöpferkraft war unten, Streben oben.

Wer weiss es recht? wer mag es hier verkünden?
Woher entstand, woher sie kam die Schöpfung,
Ob durch sein Schaffen erst die Götter wurden,
Wer weiss es doch, woher es sei gekommen?

Von wannen diese Schöpfung sei gekommen,
Ob sie geschaffen oder unerschaffen,
Der auf sie schaut im höchsten Himmelsraume,
Der weiss allein es, oder weiss er's auch nicht?

Es ist einleuchtend, dass in diesem Hymnus, in dem sich derjenige Abschnitt in der Geschichte des menschlichen Geistes verewigt hat, in welchem die erste unvollkommene Trennung von den ältern anthropomorphen Anschauungen angebahnt wurde, das wissenschaftliche Denken sich abspiegelt, wie es eine rationelle Erklärung der Welt zu geben versucht; und das Gedicht lässt, trotzdem es nur eine vereinzelte dichterische Eingebung ist, doch dieselben Folgerungen durchblicken, zu welchen die Griechen bei ihren ersten Speculationen kamen, als sie mit vollem Bewusstsein an die Lösung des Lebensproblems herantraten. Auch hier werden das Wasser und der leere Raum (der tiefe Abgrund) als Weltprincipien erwähnt, der „Athem des Einen“, der verborgene „Keim“ der Dinge, der sich durch die Kraft der Wärme entwickelt, „zeugende Kräfte“ als untergeordnete und „Kraft“ als höhere Natur: alles Begriffe, welche sich sowol in den philosophischen Systemen der Ionier wie der Pythagoräer und auch der Eleaten finden, die alle auf das „Eine“ hinauskommen. Es war eben derselbe Stamm.

Uebrigens drückt auch das in den Veden sich findende Compositum Dyāvaprthivī durch die Dualform die innige Berührung der beiden Gottheiten, Himmel und Erde aus, von denen die eine als actives zeugendes Princip, die andere als passives befruchtetes gedacht wird; es sind dies Ideen, welche mehr oder weniger ausgeprägt

nicht allein auf dem Grunde der meisten ältern philosophischen Systeme ihr Wesen treiben, sondern auch in der langen Reihe der spätern eine Rolle spielen. Ueberall treffen wir den Cultus des Wassers, des Feuers und der Luft, welche in der Folge alle personificirt und dann nach dem von uns dargelegten Entwicklungsgesetz zu eigenmächtig handelnden Principien werden. Das Wasser wird im Rigveda wie im Avesta mit seinem eigenen Namen — collectiv *āpas*, angerufen, es heisst aber auch „Mütter“, „Gottheiten“, welche das „Amrta“, die Ambrosia und alle Heilmittel in sich bergen. In *Agni* und seinen vedischen Umbildungen ist ferner der Cultus des Feuers und seine kosmische Bedeutung offenbar. Die Luft endlich fand ihren Cultus in den Veden in *Vāyu*, von *vā* = wehen. *Vāyu* ist den höhern Göttern beigesellt und vor allen andern *Indra*, dem Herrn der Atmosphäre: bei ihm befindet sich *Rudra*, der Sturmgott, in Begleitung der *Maruts*, der Winde, und im Avesta wird die Luft als Element angerufen. Wie hieraus ersichtlich, liegt in diesen alten Deutungen und Personificationen der Elemente der damals rationellste Erklärungsversuch der Welterschaffung, und diese Anschauungen sollten in anderm Gewande noch lange den Gang des menschlichen Denkens beherrschen.

N. 91.

Es ist jetzt Zeit, bei dem andern Moment der mythisch-wissenschaftlichen Entwicklung etwas zu verweilen, welches seinen definitiven Abschluss in Plato und Aristoteles fand, die theilweise noch heute die beiden grossen Ströme der speculativen Wissenschaft beherrschen. Doch ist für uns die Betrachtung der Platonischen Philosophie wichtiger, weil es diejenige ist, in welcher die mythische Entwicklung der frühern Anschauungen mehr zu klarem und deutlichem Ausdruck gekommen ist, während in der Aristotelischen Lehre schon eine zersetzende Kritik thätig ist, welche die Illusionen der erstern theilweise entlarvt.

Erinnern wir uns, dass durch die spontane, wie auch

die reflective Betrachtungsweise die einzelnen Fetische, welche ursprünglich von den Naturobjecten repräsentirt wurden, von dieser ihrer realen Unterlage sich ablösten und allmählich zu umfassenden Typen sich vereinigten. Aus diesen gingen dann durch spiritische Incarnation die ersten Formen des Polytheismus hervor, welche langsam und in immer engerm Kreise schliesslich um einen gemeinsamen Mittelpunkt sich anordneten und so in ihrer Gesamtheit ein hierarchisches System bildeten. Das Endresultat war schliesslich, und zwar in Griechenland auf Grund des Volkscharakters deutlicher als anderswo, die so glänzende anthropomorphe Götterwelt, welche sich in dem allmächtigen und allwissenden Zeus, dem Herrn der Welt, der Götter und der Menschen, verkörperte — ein Process, welcher in tausendfältigen Abänderungen bei allen Völkern sich wiederholt. Das Resultat also war, dass jeder Naturkörper einen Typus hatte, seinen Gott, dass jedes Ding typisch in einer anthropomorphen Einheit sich individualisirte, sodass ein natürlicher Dualismus sich bildete, nämlich zwischen den kosmischen Erscheinungen und Vorgängen auf der einen, und den Göttern, welche sie repräsentirten und ihnen in hierarchischer Ordnung vorstanden, auf der andern Seite. Die vorplatonischen Systeme der Griechen, naturphilosophische sowol wie rein ideale, und später auch jene psychologische Moral des Sokrates hatten in dieser Stufe der universellen polytheistischen Typen schon einen ersten Entwicklungszyklus durchlaufen, für welchen der Ersatz der anthropomorphen Anschauungen durch physikalische Kräfte und Principien charakteristisch ist, und in welchem der Gedanke schon hinreichend erstarkt war, um bei sich selbst einzukehren und auf die Vorgänge der eigenen Bildungsstätte zu achten. Aber diese Potenzen — und das gerade bildete das erste Entwicklungsstadium des allgemeinen Anthropomorphismus — versinnbildlichten die Sache in der Allgemeinheit ihrer Erscheinung, als lebloses Wesen, das nur von einer zoomorphen Kraft belebt wurde, da

die Welt als lebendes Wesen im physiologischen Sinne galt.

Von der ganzen vorausgehenden Entwicklung darauf hingedrängt, war es nun der überaus ästhetisch und grossartig angelegte Geist Plato's, welcher durch Umkehrung des Problems das zweite rein geistige Entwicklungsstadium in sich abschloss; er war es, der als erstes und ewiges, materielles und objectives Grundprincip das hinstellte, was das ideale Endergebniss des Denkens ist. Erst waren die Typen fetistisch, dann polytheistisch; wieder aufgenommen und umgestaltet wurden sie jetzt zu physikalischen und intellectuellen Weltprincipien, die in ihrer neuen Form und körperlichen Organisation von der äussern mythischen Hülle nichts mehr übrigbehalten hatten. Bei Plato verwandelten sich derartige Typen nun in das, was sie unbewusst ursprünglich gewesen waren, nämlich ideale Typen, das heisst rein logische Begriffe von Gattungen und Arten; und es muss bemerkt werden, dass der natürliche Gang der Geistesentwicklung zu diesen Begriffen führt, da sie für die spontanen Geistesoperationen ebenso unentbehrlich sind wie für die wissenschaftliche Reflexion. Da ja jedem einzelnen Ding in unserm Geiste eine Vorstellung entspricht, so war für Plato nur eine leichte Generalisation erforderlich, um auch an eine „Idee“ eines jeden einzelnen Dinges zu glauben, worauf er die Einzelideen, die specifischen und die allgemeineren in ein System vertheilte, das concentrisch angeordnet war, wie ebenso früher das polytheistische und wie übrigens der menschliche Geist seine Ideen beständig anzuordnen pflegt. Aber hierbei blieb er nicht stehen und konnte es auch nicht.

Wir wissen, dass unser Verstand nicht nur die Dinge selbst wahrnimmt, sondern durch Vergleichung derselben auch zu einer Anschauung ihrer gegenseitigen Beziehungen gelangt. Diese Beziehungen, welche ursprünglich wie bei den Thieren, durch die unmittelbare Beobachtung der verschiedenen gegenseitigen Raumver-

änderungen in der Sinneswelt zum Bewusstsein kamen, wurden ebenfalls als sinnliche Bilder empfunden und wiedergegeben und später im Wort verkörpert, ja wir machten an einem frühern Orte in den ersten Kapiteln darauf aufmerksam, dass sie für das roheste Denken, eine ihnen eigenthümliche handelnde Wesenheit in sich begriffen, dass sie, mit einem Wort, entificirt wurden. Nun musste Plato, bei seiner Beschäftigung mit dem innern geistigen Zusammenhang und den wechselseitigen Berührungspunkten der Ideen, nothwendig auch die Idealität der Beziehungen bemerken, die doch reine Vorstellungen sind, und so kam er, von dem bestimmten Entwicklungsgange des menschlichen Denkens unbewusst geleitet, zu der Behauptung, dass jeder Beziehung eine Idee vorstände, sodass also das „Grosse“, das „Kleine“, das „Weniger“, das „Mehr“ u. s. w. Vertreter in seinem allgemeinen Lehrgebäude bekamen. Aber der Mensch ist nicht allein ein denkendes Wesen, sondern er ist auch zum Handeln und zum Empfinden geschaffen, er lebt in der Welt und verfolgt Zwecke für sich allein und als Glied des Ganzen. Deshalb kommt er nicht allein zur Erkenntniss des Wahren in den Ideen, sondern er nimmt auch das Gute und Schöne wahr. Für Plato's streng logische Dialektik mussten aber das Gute und Schöne nothwendig ebenfalls Ideen und sehr allgemeine Ideen sein, wie diejenigen, welche nach seiner Lehre die Beziehungen aller möglichen Ideen in sich vereinigten. Einmal aber zum Range von universellen Ideen gelangt, mussten sie auch wegen der natürlichen Neigung des menschlichen Geistes zu concentrisch aufgebauten Systemen den höchsten Gipfel der Ideen einnehmen, und so musste das Gute die Idee „*par excellence*“, oder Gott werden. Im Gegensatz zur Sinneswelt oder zu den einzelnen Dingen sind dann die Ideen die ewigen Originale (παράδειγματα), nach denen die Dinge geschaffen sind, die Dinge selbst sind die Bilder (εἰδωλα), die unvollkommenen Copien jener (μίμησις). Die sichtbare Welt ist an sich nur ein Symbol, eine

Allegorie, eine Gestalt. Wie in der sichtbaren Welt die Wesen eine Stufenleiter vom unvollkommensten bis zum vollkommensten, das materielle Universum bilden, so sind auch in der geistigen Sphäre, dem Typus der Welt, die Ideen unter sich durch andere höhere vereinigt, letztere durch noch höhere und so weiter bis zu dem Gipfel, der letzten, höchsten allmächtigen Idee, dem „Guten“, welches alles in sich begreift.

Der Stoff ist für Plato nicht körperlich, sondern etwas, das durch die plastische Thätigkeit der Idee, wie Weber so gut sagt, zum Körper werden kann. Der Stoff an und für sich betrachtet ist das Unbestimmte (*ἄπειρον*), das Unbegrenzte (*ἄόριστον*), und das Formlose (*ἄμορφον*), er ist gleichalterig mit den Ideen, aber passiv; aus der Vereinigung der Idee und der Materie geht der Kosmos hervor, das Bild der unsichtbaren Gottheit, Gott in Potenz, ein lebender Organismus (*ζῶον*), mit Körper, Sinnen, einem Zweck und einer „Seele“. Der Körper des Universums hat die Kugelform, die denkbar schönste, er beschreibt Kreise und führt so die vollkommenste Bewegung aus.

Aus der Materie lässt die Idee des Guten zuerst die Sterne hervorgehen, und zwar erst die Fixsterne, dann die Planeten und zuletzt die Erde, alles „erschaffene Gottheiten“. Die Erde erzeugt die organisirten Wesen und zwar zuerst den Mann, die „Krone der Schöpfung“, für welchen alles übrige da ist, die Producte der Erde, um ihn zu nähren, die Thiere, um den gefallenen Seelen als Aufenthaltsort zu dienen. Der Mensch, ein Bild des Makrokosmos im Kleinen, ist eine Vernunft „innerhalb einer Seele“, welche ihrerseits wieder in einen Körper „eingeschlossen“ ist. Die ganze Organisation des Körpers ist der Vernunft dienstbar gemacht. Als Sitz der Vernunft ist der Kopf rund, da dies die vollendetste Form ist. In der Brust thronen die edeln Leidenschaften, während die thierischen Neigungen ihren Sitz im Bauch und den Eingeweiden haben.

Die menschliche Seele enthält, wie die „Weltseele“

unsterbliche und sterbliche Elemente: die Intelligenz oder Vernunft und die Sinnlichkeit. Die Unsterblichkeit der Seele wird auch durch das „Gedächtniss“ bewiesen. Die Vereinigung des Lebens und der Materie in der Erschaffung des Weltalls ist das Werk eines Vermittlers, des Demiurgos, eines zwischen beiden in der Mitte stehenden Wesens. So stellte also Plato dem ionischen Materialismus die Ewigkeit der Intelligenz und dem Monismus der Eleaten die Ewigkeit der Materie entgegen.

In seiner Theorie der Weltentstehung finden wir noch die synthetische Auffassung der Elemente, deren Zahl er zu vier bestimmt und denen geometrische Figuren entsprechen, und in letzter Instanz ist die Welt, wie wir sahen, nach menschlichem Typus organisirt. Die Seele theilt er zuletzt in mehrere getrennte und voneinander unabhängige Potenzen, die er ewig sein und zwischen Leben und Tod hin- und hercirculiren lässt; sie bewohnen die Sterne und sind an sie gebunden, denn die Seele, welche auf Erden gerecht gelebt hat, wird nach dem Tode auf dem Sterne verklärt, welcher ihr ursprünglich zugedacht ist; die aber, welche hienieden nur sinnlichen Lüsten fröhnen, werden wie Schatten um ihre Gräber irren oder durch verschiedene Körper wandern müssen. Aus den Sternen macht Plato eine Art von mit Gefühl begabten Halbgöttern: ihr Körper ist von Feuer, sie sind von höchster Schönheit, von Form rund, und unsterblich. In der dichterischen Begeisterung und der Raserei lässt er den Menschen von Dämonen besessen sein und behauptet, wie Sokrates, dass, wer die Kenntniss von Dämonen leugnete, selbst vom Dämon besessen wäre.

Aus dem also, was wir über die Organisation und Entstehung der Welt, wie über die Natur und Bestimmungen der Seelen vernommen haben, geht die mythische Abstammung der platonischen Lehre klar hervor, nur dass die Mythen in ihr verfeinert sind. Denn die von vornherein, wie wir sahen, zu Gottheiten

gemachten Elemente, die nach dem Bilde des Menschen geschaffene Welt, welche als lebendes Wesen betrachtet wird, die mit Leben und Intellect begabten Sterne und Erde, die Theilung der Seele und ihr Schicksal nach dem Tode, ihre Erinnerung an frühere Existenzen, ihre Wanderungen, ihr Irren um die Gräber, das Besessen-sein vom Dämon in der Begeisterung und Raserei sind alles uralte mythische Anschauungen und machen zum nicht geringen Theil die kosmogonische und spiritistische Theorie der wilden Völker aller Zeiten und Länder aus. Wir sahen ja, dass nicht allein verhältnissmässig civilisirte, sondern auch vollkommen rohe Völker die Seelen in mehrere Theile theilen, welche die Bedeutung von Personen besitzen; die Bewohner von ganz Afrika, Amerika und Asien, civilisirt oder barbarisch, glauben an die Ueberwanderung der Seelen in Thiere, Pflanzen und beliebige andere Dinge; die Tasmanier glaubten sogar, dass ihre Seelen zu den Sternen aufstiegen und dort blieben; alle wilden Völkern versichern, dass in der Begeisterung, der Raserei und in andern Krankheiten der Mensch von Dämonen besessen ist, weshalb bei ihnen eine wahre „Teufelspathologie“ existirt. Die allgemeine Auffassung der Welt als lebendes Wesen ist mit allen nähern Bestimmungen, welche Plato noch hinzufügte, nichts weiter als der bekannte Vorgang der Belebung und Personificirung aller Naturerscheinungen, nur auf die allgemeine Vorstellung vom Universum angewendet. Es ist also leicht, in Plato's Physik und Psychologie die Bestandtheile auszuscheiden, welche er dem natürlichen historischen Entwicklungsgang des Mythos und in der Folge auch den Philosophenschulen verdankte, in welche der Mythos schon vor seinem System in veränderter Gestalt übergegangen war.

Wir haben uns aber noch weiter mit seiner Ideentheorie zu beschäftigen; denn gerade in ihr liegt einzig und wahrhaftig der Fortschritt, welchen die Entwicklung des Mythos durch Plato erfuhr, und in ihm ist eine scharf charakterisirte Entwicklungsphase zum klaren

Ausdruck gekommen, welche bis auf den heutigen Tag einen mächtigen Einfluss auf den Gang des geistigen Lebens ausgeübt hat.

Wir haben schon den Pfad verfolgt, auf welchem die Phantasie durch die mächtige Hülfe des speculativen Denkens von den ersten rohen Anfängen zu dieser „idealen“ Entwicklungsphase des Mythos gelangte, und es glückte uns, an verschiedenen Beispielen bei wilden Völkern den Ausgangspunkt der Lehre nachzuweisen, deren letzte Umbildung wir eben bei Plato fanden. In ihm trat mit Einem Wort die Entwicklungsphase unter der Form eines in sich abgeschlossenen, umfassenden und organisch gegliederten Systems auf. Während die Begriffe und Vorstellungen unsers Denkens, die der Seele eigenen Symbole, ursprünglich in dem Gewande fetistischer und anthropomorpher Bilder erschienen, erscheinen sie jetzt, aller frühern Hüllen beraubt, als die Glieder eines universellen Systems, als die rein intellectuellen Anschauungen, die sie wirklich sind, und als die sie der menschliche Geist in spontaner und reflectiver Thätigkeit sich aneignete. Aber weder damals, noch selbst bei vielen spätern Philosophen konnten sie die einfachen intellectuellen Zeichen bleiben, welche unser Denken erfordert: das erlaubte jenes tiefgreifende Gesetz nicht, das beständig den geistigen und körperlichen Antheil unserer unmittelbaren Sinneswahrnehmung beherrscht. An allen diesen Begriffen, an allen diesen einzelnen specifischen wie allgemeinen psychischen Formen war dieses Gesetz thätig, und wie Körper, Erscheinungen, Schatten, Traumbilder, normale und anormale Hallucinationen zu lebendigen handelnden Wesen wurden, so wurden jetzt die Ideen bei Plato auf dem Wege der Reflexion und Theorie innerlich existirende „Wesenheiten“, ewige, göttliche und absolute Wesen. Aber der Fetisch, das anthropomorphe Bild wurde nicht nur als lebendes Wesen, sondern auch als causales Ding betrachtet: so ergoss sich nun auch in die Ideen eine solche Macht und sie wurden als

Ursachen der einzelnen Dinge angesehen, deren ewige präexistirende Typen sie waren. Der Ideenmythus wurde also bei Plato wissenschaftlich, aber er blieb Mythus; der Stoff wechselte, aber die Form blieb dieselbe. Hatte man zu Anfang die objectiven Naturerscheinungen oder die vermeintlich objectiven Bilder der eigenen Phantasieschöpfungen personificirt, so personificirte man jetzt die Ideenwelt des Geistes und die Mythologie wurde aus einer kosmischen eine intellectuelle.

Alle Gegner der Ideenlehre des Plato warfen ihm vor, dass er das Abstracte real gemacht oder die Ideen personificirt hätte; aber keiner hat, glaube ich, den natürlichen Entwicklungsgang herausgefunden, der ihn dorthin leitete, oder das Gesetz klar gelegt, dem zufolge er so handeln musste. Die Lehre des Plato ist nichts weiter, als die (damals) letzte Entwicklungsphase der ersten unbestimmten Belebung der Natur, von welcher der Weg über die Formen des Fetischismus, des Polytheismus und des Cultus der Naturelemente zur Entificirung und Subjectivität derjenigen Ideen ging, zu denen die Naturwissenschaft durch die mythische Hülle hindurch gelangt war. Die rasche Entwicklung und die glänzende künstlerisch schöne Aussenseite dieser Lehre wurde dazu noch durch die schon früher ange deuteten Nebenumstände gefördert, welche, wie die Vorarbeiten der frühern philosophischen Systeme, theils objectiv, theils, wie die eigenthümliche Richtung von Plato's Geist, inmitten der Atmosphäre des griechischen Volksgeistes auch subjectiver Natur waren. So hat dieses System, welches mehr oder weniger bei allen civilisirten Völkern einmal blühte, bei Plato's Zeitgenossen sowol wie vor und nach ihm, trotzdem es noch in den rohen mythischen Anschauungen einer frühern Epoche befangen war, je nach der historischen Vergangenheit, der Denkweise, den geographischen und den andern äussern Bedingungen, bei den einzelnen Völkern zwar eine verschiedene Physiognomie bekommen, ist aber an sich betrachtet überall dasselbe und gibt sich darum als

ein Product zu erkennen, zu dessen Bildung die Entwicklung des Mythos und des Denkens nothwendig einmal zusammentreffen mussten. Denn mit jeder neuen Entwicklungsphase des Mythos wächst auch der wissenschaftliche Gewinn, und das wissenschaftliche Denken fängt in dem Maasse an, seinen Namen zu verdienen, als der Mythos sich aus einem materiellen in einen idealen verwandelt und als die Mythen den Ideen, die „dichterischen Universalitäten“ — wie Vico so bezeichnend sagt — den Gesetzen Platz machen.

Diese glanzvolle, so tief durchdachte Lehre von den ewigen causalen Ideen, welche wie im anthropomorphen Polytheismus sich um eine höchste Idee, die Idee der Ideen, den intellectuellen Zeus, das Wesen der Wesen nach einer andern mythisch-wissenschaftlichen Anschauung des Aristoteles schaaren, vermählte sich nun, wie wir oben ausführlich auseinandergesetzt haben, mit der semitischen Vorstellung des Absoluten, und nachdem noch der Logos sich mit dem platonischen Demiurg in den messianischen Ideen vereinigt hatte, ging aus diesem System die gesammte Philosophie und Glaubenslehre der katholischen Religion hervor, welche noch bis heute die Zügel der geistigen Herrschaft nicht aus ihrer kräftigen Hand gegeben hat, und über alle civilisirten Länder des Erdkreises, wohin Europäer gedungen sind, sich verbreitet hat. Modificirt, anders angeordnet und vervollkommnet finden wir diese Lehre nicht allein im Johannisevangelium, bei den Concilien, den Kirchenvätern und den Scholastikern, sondern auch in den davon unabhängigen Philosophien wieder, und auch noch in unsern Tagen lebt sie, wenn auch wesentlich umgestaltet und in einem neuen Gewande, zu welchem ihr die grossen Fortschritte der Beobachtungswissenschaften, deren Einfluss auch in den äusserlich am meisten rationalistischen Systemen zu spüren ist, den Stoff geliefert haben. Bei Hegel, Fichte, Schelling tritt diese Lehre klar hervor und auch in den neuen künstlichen Gebäuden eines Schopenhauer, Hartmann und ihrer Schulen sind

ihre Spuren unschwer zu entdecken. Bei allen diesen Philosophen ist ja die Entificirung der logischen Begriffe als causale Wesen und die Beeinflussung ihrer Lehre von organischen Ideen unverkennbar, bei allen wird ein Grundbegriff oder eine Grundidee willkürlich personificirt.

Um aber die Entwicklung unsers Denkens in ihren zwei Hauptrichtungen, der mythischen und wissenschaftlichen, allseitig zu würdigen, müssen wir noch andere Lehren in den Kreis unserer Betrachtung ziehen, welche vor oder gleichzeitig mit Plato in Griechenland blühten; unser Verständniss einer solchen Entwicklung wird dadurch um eine neue Seite bereichert werden. Neben den ionischen, eleatischen, pythagoräischen, platonischen, theilweise idcalistischen Naturphilosophien traten mit Leucippus, Demokrit, Epikur noch andere auf, die man mechanische nennen kann; auch die Aristotelische Lehre gehört hierher, welche zwischen der Idee und der Wirklichkeit, der dynamischen und mechanischen Erklärung der Welt die Mitte hält.

Bei einem Volk wie die Griechen, das eine solche Höhe der geistigen Entwicklung erreicht hatte, mussten neben den schon erwähnten speculativen Theorien noch andere Doctrinen durch Männer ins Leben gerufen werden, welche sich durch ihre individuelle Begabung von den mythischen Anschauungen loszumachen gewusst hatten. Diese Philosophen betrachten die Welt als Ansammlung voneinander unabhängiger Aggregate und ihre Entstehung also mehr vom Standpunkt einer mathematischen Rechnung aus, indem sie ihre Bildung durch Zusammentreten der einfachen Körper und Entwicklung der Elemente vor sich gehen lassen. Solche Erklärungsversuche bilden die Lehre eines Leucippus, Demokrit und Epikur, welche mit Vernachlässigung der idealistischen oder Naturmythen das Hauptgewicht auf die Bewegung der einzelnen kosmischen Bestandtheile legten, auf die sie alles zurückführten. Daher die Atome und die mechanischen Constructionen des Weltgebäudes, des Körpers und der Seele, die beständigen Combinationen

und Auflösungen in ihren Systemen. Da diese letztern aber auf reinen Speculationen beruhten, und experimentelle Untersuchungsmethoden oder passende Instrumente noch in keiner Weise zu Gebote standen, mischten sich in die mechanischen Erklärungsversuche der Welt trotzdem mythische Formen mit hinein, wie die ganz anthropomorphen Vorstellungen von den Göttern, die auch ihrerseits sich auflösten, um wieder aufzuerstehen, und die Rolle, welche aus den Sinneswahrnehmungen gebildete Vorstellungen spielen; eine Rolle, in welcher der alte Glaube an die Persönlichkeit der ersten normalen und anormalen Bildungen unserer Phantasie und der Idee klar hervortritt. Im Ganzen wehte aber doch in dieser Lehre im Gegensatz zu den mythischen und idealen Anschauungen eines Plato und der von ihm ausgehenden und bis in die Gegenwart reichenden Schulen und Religionen ein mehr kritischer und wissenschaftlicher Geist, weshalb sie auch dem Denken einen mächtigen Anstoss zur Besiegung des überlebenden Mythos geben konnte.

Dieser Vorzug der genannten Schule findet sich in erhöhtem Maasse in der Lehre des Aristoteles wieder. Wenn auch dieser Philosoph hier und da in die mythischen Einheiten des Plato und in die alte zoomorphe Weltauffassung zurückfiel, so musste andererseits doch seine Theorie der Wahrnehmung und Begriffsbildung, seine bewunderungswürdigen physiologischen und anatomischen Beobachtungen und seine natürliche Klassifikation des Thierreiches seinen Geist auf die Bahn der positiven Forschung und einer „aposterioristischen“ Beobachtungsmethode lenken, welche die Aufmerksamkeit wach erhielt und eine grossartigere Entfaltung der Wissenschaft vorbereitete. Zwar waren es die Aristotelischen Ideen einer geocentrischen Kosmogonie, seine logischen Formen, sein menschlich gedachter Aufbau der Welt, seine Auffassung des Seienden als Zweck und Ursache der Bewegungen aller Dinge, welche von der Philosophie der katholischen Kirche und den Scholastikern hartnäckig festgehalten wurden und so den wirklichen

Fortschritten der Wissenschaft Hindernisse in den Weg legten, andererseits aber hat er uns in seiner im allgemeinen fehlerfreien Beobachtungsmethode, in den von ihm gemachten Entdeckungen und in den Betrachtungen, die er an seine Untersuchungen knüpfte, in der Art, wie er den Werth der Sinneswahrnehmung bei der Bildung der Ideen betont hat, eine Basis hinterlassen, welche unabhängigen Geistern auf dem langen Wege der menschlichen Geistesentwicklung als Stütze gedient hat, und darum ist es Aristoteles gewesen, welcher in Gemeinschaft mit den mechanischen Schulen des Alterthums den neuen Aufschwung der Wissenschaft zu unserer Zeit vorbereitet hat. Es ist hier nicht der Ort (da es sich ja ausserdem um hinlänglich bekannte Dinge handelt), den nebeneinander hergehenden Entwicklungsgang der idealistischen, scholastischen und jener mechanischen Schule während der Jahrhunderte zu schildern, welche uns von jenen Ausgangspunkten trennen, wie das eine System immer mehr an Ansehen verlor und das andere, wenn auch erst nur „sporadisch“ bei bevorzugten Geistern an Stärke gewann.

Es konnte nun nicht fehlen, dass bei jener ununterbrochenen Entwicklung des Denkens, welche das Streben jener alten Philosophen nach mechanischen und positiven Erklärungen noch begünstigte, auch das idealistische System, das ja die unwandelbare Realität der Dinge lehrte, Umwandlungen erleiden und begründetern und der Wirklichkeit mehr entsprechenden Lehren Platz machen musste. Dieser wichtige Schritt, diese für uns bis jetzt letzte Entwicklungsphase wurde angebahnt dadurch, dass gerade die psychologische Forschung und die directe und experimentelle Naturbeobachtung sich die Hand reichten, und wir können, wenn wir von den langsam vorbereitenden Einflüssen früherer Zeiten absehen, die zeitliche Grenze dieser Periode bei zwei Männern ziehen, welche diese beiden grossen Factoren repräsentiren: Cartesius und Galilei. Sie waren es, — welche ohne ihrer sonstigen ungeheuern Bedeutung

zu gedenken — der eine mit der Analyse des Denkens, der andere mit dem wissenschaftlichen Experiment, die mythischen „Ideen“ und die mythische „Weltordnung“ einer frühern Epoche zu Boden warfen.

Die ewigen causalen Ideen des Plato standen dem Geiste als objectiv und unabhängig gegenüber; sie galten für eine wirklich existirende, göttliche, concrete und absolute Welt. In ihnen hatte die vorhergegangene mythisch-wissenschaftliche Entwicklung des menschlichen Geistes ihren endgültigen Ausdruck und damit ihren Abschluss gefunden. Doch wissen wir ja, dass die Entwicklung des Denkens bei den civilisirten Völkern keinen Stillstand kennt und dass der Mythos immer mehr „entpersönlicht“ wird, um dafür eine reine Anschauungsform zu werden. Von der substantiellen Idee schritt man daher zum geistigen Begriff fort und das, was ursprünglich eine objective und der Aussenwelt angehörige Form war, wurde zu einer nur im Denken existirenden Subjectivität. So entstand also eine vollkommen psychologische Betrachtungsweise; und während zuerst alles, was real war, auch für objectiv galt, und so durch einen bewunderungswürdigen intellectuellen Mythos auch die Ideen, verschwand jetzt umgekehrt ihre objective Welt und der Intellect blieb als das einzig Reale zurück, welches seinen Begriff bestimmte. Als nicht weiter auffällige Wirkung der Entificirungsgesetze galten dann nur der Geist und seine Ideen für real, die Welt und die Aussendinge blieben unbestimmt, und so kam man schliesslich bei der weitem Verfolgung einer Tendenz, die durch Fichte zum letzten mal zu uns gesprochen hat, bei einer Schöpfung des Universums durch den Willen des Ichs an, und der antike Objectivitätsmythos war in einen ebenso wunderbaren Subjectivitätsglauben verwandelt. Cartesius, der an allem ausser der Existenz seines Denkens zweifelte, war der erste, der den antiken idealistischen Realismus von Grund aus zerstörte und der Wissenschaft die Wege zu einer freiem Forschung wies, und auf

seinen Schultern standen Spinoza und Kant und die englischen Schulen, welche von dem alten mythischen Ideengebäude keinen Stein auf dem andern liessen.

Allein dieser grosse Fortschritt unsers Geistes, so bedeutend, wie er auch war, verhalf doch, wie schon gesagt, einer andern wenn auch rein geistigern Form des Mythus wieder zur Geltung, nämlich dem Subjectivitätsmythus, welcher in der Kantischen Lehre eine neue Waffe gewonnen hatte. Wenn man jetzt den Objectivitätsmythus von Grund aus beseitigen wollte, so wusste man hier und da nichts Besseres zu thun, als den von Cartesius eingeführten und vorbereiteten wissenschaftlichen Subjectivitätsmythus möglichst zur Geltung zu bringen; denn die Lehren Spinoza's und der deutschen Schulen sind im Grunde nichts anderes, als die Ersetzung jener frühern objectiven Formen der Ideen durch die personificirten Formen des Denkens. Immerhin war aber mit dem Schluss der vorhergehenden Phase in der intellectuellen Entwicklung des Mythus ein schwerer Irrthum beseitigt worden, und wengleich die neue sie ablösende Periode ebenfalls auf einem Irrthum beruhte, so war sie doch wissenschaftlicher und unabhängiger.

Was den noch mythischen Subjectivitätsglauben zur wahren wissenschaftlichen Betrachtung unsers Geistes oder der Aussenwelt zurückführen muss, ist zu allen Zeiten die positive Forschung und das Experiment auf Grundlage der technischen Hilfsmittel und Entdeckungen gewesen, welche wir Galilei und seinen Schülern in der ganzen civilisirten Welt zu verdanken haben. Mit ihm sind wir bei dem zweiten grossen Factor angelangt, von welchem die Bekämpfung des Mythus in der Neuzeit, die diesmal nur mit Vernichtung endigen kann, ausgeht. Die Bezwingung der Natur mit Maass und Gewicht, die Zurückführung der unendlich mannichfaltigen Erscheinungen auf mathematische und mechanische Verhältnisse, das Experiment, dessen Bedingungen wir dadurch kennen, und

die Maschine, welche seine praktische Ausführbarkeit sichert, sind die Factoren, die in der Hand Galilei's und seiner grossen Nachfolger bei allen civilisirten Völkern noch heute an der Zerstörung der antiken mythischen Weltanschauung arbeiten. Sie stürzten in der Astronomie das alte von der Kirche adoptirte geocentrische System des Himmels, sie räumten die Sphären hinweg, die den Blick hemmten, und eröffneten unermessliche Räume, welche sie mit unzähligen Sternen bevölkerten, und in dem fallenden Körper fanden sie das Universalgesetz für die Bewegungen des Firmaments auf. Nun verschwanden die Aristotelischen und Ptolemäischen Formen des Weltsystems und der alte Mythenglaube der Bibel für immer; der grosse zoomorphe Körper des Universums löste sich auf und es erschienen Welten, die nach eigenen Gesetzen und nur den Zahlenregeln und geometrischen Functionen unterworfen, in den unermesslichen Räumen des Himmels ihre Kreise zogen.

Und weiter wurden mit Maass und Gewicht, mit Rechnung und Experiment alle Erscheinungen am Himmel und auf der Erde in Angriff genommen, und die Physik, die Chemie, überhaupt alle Naturwissenschaften stellten sich als der Ausdruck beobachteter, berechneter und rationell angeordneter Thatsachen und Gesetze dar; es war ein ungeheurer Fortschritt, der sich in allen Gebieten des Wissens vollzog. Und auch die Geschichte des Menschengeschlechts, in welcher man bisher das willkürliche Schalten einer höhern Welt erblickt und welche man ganz in den jüdisch-christlichen Cyklus einzwängen wollte, liess in ihren einzelnen Bestandtheilen besondere Gesetze erkennen; der mythische Begriff aber, der mit seiner Persönlichkeit sie belebte, war verschwunden. Nun versuchte man den Ursprung der Dinge mit eben diesen Beobachtungsmethoden und eben diesen positiven Begriffsbestimmungen zu erklären und auch die Ueberlieferungen, welche vorher für göttliche Enthüllungen von rein ob-

jectivem Werthe gegolten hatten, wurden jetzt als einfache Documente betrachtet, in welchen die Wahrheit aus den bergenden Hüllen des Mythus herausgeschält werden muss.

Und so ging es von Thatsache zu Thatsache, von Untersuchung zu Untersuchung, beobachtend, prüfend, zergliedernd immer weiter: die rationelle mechanische Erklärungsweise wurde aufgestellt und begründet, und die Entstehung der Dinge, die Vielheit der Erscheinungen und ihre Zeitfolge wurden auf das erste chemische Atom und auf die verschieden gestalteten und verschieden schnellen Bewegungen zurückgeführt, welche uns jetzt noch verborgen an ihm thätig sind. Jetzt erscheint auch der alte atomistische Glaube wieder, der niemals in Vergessenheit gerieth und auch unbewusst die Geister leitete; aber er tritt als Wissenschaft wieder auf, und Beobachtung, Maass, Gewicht und Experiment bringen ihn, der früher einfache Speculation war, aufs neue wieder zu Ehren. Die alte atomistische Entwicklungstheorie, auf welche ein Theil der speculativen Gemüther verfallen war und welche die mythische Weltanschauung zu vernichten suchte, war nur ein verfrühter und vereinzelter Triumph einzelner Denker; jetzt nachdem sich die Wissenschaft dieser Theorie bemächtigt hat, ist sie Eigenthum der ganzen civilisirten Welt geworden. Die Descendenzlehre, die Umwandlung der Species und die Lehre von der allgemeinen Entwicklung in der speciellen sind eine nothwendige Ergänzung, ein directes Resultat der Auflösung des mythischen Begriffs der specifischen Ideen des Plato und aller generischen, aber substantiellen Personificationen, welche die Natur bevölkerten. Solche in der Idealwelt zerstreuten Begriffe mussten vor der realen der Natur wol erblassen, und so ist jene „Entpersönlichung“ der mythischen Naturspecies in dem weiten organischen Reiche eine der glänzendsten geistigen Errungenschaften unsers Jahrhunderts.

Ein solcher Sieg der Naturwissenschaften aber, be-

sonders da er mit diesen Waffen erkämpft war, musste auch eine Rückwirkung auf die psychologischen und rein speculativen Wissenschaften ausüben und sie dazu zwingen, sich den Gesetzen und Formen der neuen Entwicklungsphase des Denkens anzupassen. Der Mythos der universalen Subjectivität, welcher an Stelle des Objectivitätsmythos getreten war und mit den Formen des Denkens, den logischen Gesetzen und den übrigen geistigen Hilfsmitteln die objective Zusammensetzung der Welt ergründen wollte, konnte vor den gewaltigen Entdeckungen und Untersuchungen der andern Wissenschaften nicht bestehen bleiben: die Psychologie musste sich ihrerseits nicht nur in eine Beobachtungs-, sondern sogar in eine Experimentalwissenschaft umgestalten. Und nun kamen das Maass, das Gewicht, das Zahlenverhältniss, die experimentale Methode überhaupt und bemächtigten sich der psychologischen Thatfachen und Vorgänge, wie sie es mit jedem andern Cyklus von Naturerscheinungen gemacht hatten. Ausser den berühmten Namen, welche die moderne speculative Psychologie in England aufzuweisen hat, brauche ich nur an die in Deutschland ausgeführten experimental-psychologischen Arbeiten von Weber, Fechner, Wundt, Lotze, Helmholtz, Aubert, Donders, Du-Bois-Reymond, Hirsch, Jäger, Baxt, Exner und andern, wie an einige berühmte Namen in Frankreich und bei andern Nationen zu erinnern, um klar zu zeigen, was für Fortschritte gemacht und was für welche noch für die Zukunft auf diesem Gebiete zu gewärtigen sind. Jeder Tag trägt zur Vernichtung des Mythos und der frühern psychologischen subjectiven Mythen das Seinige bei: eine positive Wissenschaft der Geistesphänomene gleich jener der Naturphänomene ist aufgetreten und hat beide Formen des Mythos, die objective und subjective und die Ausläufer des letztern so zurückgedrängt, dass an eine Psychologie — ohne Seele gedacht werden konnte. So vollständig

ist der Sieg, welchen das wissenschaftliche Denken über seinen Altersgenossen, den Mythos, davongetragen hat.

Damit ist aber noch nicht gesagt, dass der Mythos verschwunden ist. Für den weitaus grössten Theil des Menschengeschlechts, mit Ausnahme einer kleinen Zahl Auserwählter, besteht der Mythos als idealistischer, weltlicher, spiritistischer, religiöser mit dem mannichfaltigsten Aberglauben im Gefolge weiter fort, und weicht bei den niedern Volksklassen wie bei den Gebildeten nur langsam zurück. Mythen nährt auch selbst noch die Wissenschaft überall in ihrem Schoos, wenn auch sich selbst unbewusst und unter einer wissenschaftlichen Form; es ist eben jenes uralte uns angeborene Denkgesetz, dessen Beeinflussung wir so schwer zu widerstehen vermögen. Wer erinnert sich nicht, welche Rolle noch zu unserer Zeit die Imponderabilien in der Physik gespielt haben? Waren sie im hellen Scheine der Wissenschaft wol etwas anderes als mythische Entificationen von Kräften? Und wem fallen hierbei nicht die mythischen Entificationen ein, die in gleicher Weise in der Physiologie und Chemie, ja fast in allen Wissenschaften ihr Wesen trieben? Gewiss haben wissenschaftliche Mythen wie diese nicht gleiches Aeussere und gleiche Bedeutung mit anthropomorphen, aber es sind insofern doch richtige mythische Entificationen, als sie Bewegungsgesetze oder reine Bewegungsformen zu substantiellen Personificationen machen. Und ist der Aether in seiner heutigen Auffassung, der andern Gesetzen und Trieben folgt als die Atome, welche die Welt zusammensetzen und mitten unter ihnen stehend sie beeinflusst, vielleicht etwas anderes als ein grosser Mythos nach Art der schon beseitigten Imponderabilien, eine substantielle Wesenheit, während er nur eine von der gewöhnlichen verschiedene Bewegungsform der elementaren einheitlichen Materie in einem von den drei bekannten abweichenden Aggregatzustand sein dürfte, wie einige ganz kürzlich bekannt gewordene Experimente von Crookes über die Existenz eines vierten

Aggregatzustandes der Materie vermuthen lassen? Und die von der Materie getrennten Kräfte und der Dualismus, der zwischen beiden existiren soll, sind das nicht universelle mythische Anschauungen? So erscheint trotz so vieler rationeller Fortschritte, trotz des vielen Lichtes, das die Wahrheit schon verbreitet hat, jener alte mythische Irrthum, wenn er hier erloschen ist, unter einer oder der andern Form an einem andern Orte wieder. Sollte es aber zu kühn sein, darin einen schlagenden Beweis für die Richtigkeit unserer Theorie zu erblicken? Wenn der Mythos nicht die Wirkung eines physisch-organischen Gesetzes wäre, könnte er anders so hartnäckig ausdauern und immer wieder erscheinen? Nur wenn das Gesetz der Entification und seine unmittelbaren Wirkungen auf das Geistesleben dem Menschen rationell zum Bewusstsein gekommen sein werden, wird er keinen Täuschungen mehr unterworfen sein; und wenn dann der Mythos in jedem Gebiet der Sinnenwelt vernichtet ist, wird die Wissenschaft sicher und unbehelligt ihren Weg wandeln können, ohne mehr ein ahnungsloses Opfer jener Täuschung zu werden.

ACHTES KAPITEL.

Von den Träumen, den Illusionen, den normalen Hallucinationen und den anormalen im Delirium und im Wahnsinn. Schluss.

In den vorhergehenden Kapiteln glauben wir gezeigt zu haben, woher der Mythos stammt, aus welchen fundamentalen Eigenschaften er mit Nothwendigkeit hervorgeht und welche Entwicklung er bei der Menschheit im allgemeinen und bei der arisch-semitischen Rasse im besondern durchlaufen hat. Wir fanden das allgemein

anerkannte Grundprincip des Mythus in der unmittelbaren spontanen Belebung und Entificirung der Naturerscheinungen und weiter der Vorstellungen zu causalen Wesen, und es gelang uns, eben dieses Grundprincip in seine Bestandtheile aufzulösen, aus welchen schliesslich, als dem unmittelbaren und ersten Inhalt der Sinneswahrnehmung, alle die verschiedenen Punkte sich ergaben, welche für die Entstehung des Mythus von Bedeutung sind. Ja wir gingen sogar über den Menschen hinaus und stellten das regelmässige Zustandekommen des Mythus auch im Thierreiche fest.

Zur Ergänzung unserer Lehre müssen wir uns jetzt aber auch andern Thatfachen und Erscheinungen des normalen und anormalen Geisteslebens zuwenden und untersuchen, ob diese ihrer eigentlichen Bedeutung gemäss nicht aus derselben Quelle stammen dürften. Es sind dies der Glaube an die Realität der Traumbilder, an die Realität derjenigen, welche den Inhalt der Illusionen und der Hallucinationen bei ungetrübtem Wahrnehmungsvermögen bilden, ebenso wie die anormalen Erscheinungen der Verzückung, des Deliriums, des Wahnsinns und der Verrücktheit, denn wir sprechen ja wirklich in allen diesen Zuständen unsers Seelenlebens den Bildern, welche aus verschiedenen Gründen vor uns erscheinen können, einen Körper und eine wirkliche Existenz zu: wir sind geneigt, sie für wirklich zu halten.

Wenn uns der Beweis gelingt, dass jede dieser Erscheinungen und Visionen unserer Seele auf Grund desselben Gesetzes und derselben Eigenthümlichkeit unserer Sinnesthätigkeit, welche die Urform des Mythus schuf, für real gehalten werden, so hoffen wir damit in der gemeinsamen Entstehung die Einheit aller dieser zerstreuten Seelenthätigkeiten aufgefunden und festgestellt zu haben, und die Stütze und die neuen Gesichtspunkte, welche damit der allgemeinen Psychologie und der wissenschaftlichen Betrachtung des Denkens zugeführt wird, dürfte nicht ganz gering anzuschlagen sein.

Der Traum ist eine Erscheinung, die normal sich nicht nur beim Menschen, sondern nach vielen Zeugnissen auch bei einer grossen Zahl von Thieren findet. Im Traume erscheinen Vorstellungen jeder Art, bisweilen in wirrem Durcheinander, bisweilen in geordneter Reihenfolge, fast immer aber nach Associationsgesetzen (da die willkürliche Direction unserer Gedanken gleichsam eingeschläfert ist), und unter den seltsamsten Modificationen der gewohnten Raum- und Zeitverhältnisse. Das ist im allgemeinen das Wesen des Traumes, später werden wir in einer eingehendern Untersuchung noch einmal gebührend auf ihn zurückkommen; für jetzt möge diese kurze Andeutung genügen.

Indessen möchten wir einer Untersuchung über den Grund der scheinbaren Realität der Traumbilder und über die Gesetze, welche den Traum beherrschen, doch eine Betrachtung des wachen Zustandes beim Menschen vorausschicken, um so die Beziehungen und zugleich Unterschiede herauszufinden, welche zwischen diesen beiden Zuständen bestehen. Sind die Vorstellungen des Schlafes ihrer Natur und der Art ihres Auftretens nach von denen des Wachens wol absolut verschieden? Viele Psychologen und Physiologen haben es schon bemerkt, dass wenn beim Wachen Gedanken und Vorstellungen nicht in der unmittelbaren Gegenwart der Objecte wurzeln und nicht durch einen Willensact auf ein bestimmtes Ziel gerichtet wurden, sie nach der unmittelbaren Ideenassociation auftreten, Verbindungen eingehen und wieder lösen und neue Ideen erzeugen, und dass die Raum- und Zeitverhältnisse in derselben Art, wie es im Traume geschieht, verändert sein können. Diese Beobachtungen sind nicht zu bestreiten, vielmehr kann sich jeder an sich selbst von ihrer Richtigkeit überzeugen.

Allein an diesem wachen Zustande, welcher wirklich einem Traume ähnelt, wurde nur die formale Analogie sozusagen mit dem Traume bemerkt. Im Wachen soll-

ten es die gedachten Dinge oder nur die dem Geiste gegenwärtigen Vorstellungen der Dinge sein, welche in derselben Weise wie die Traumbilder ihr Wesen treiben, aber beim Wachen doch immer nur als Ideen und Vorstellungen, während sie im Traume scheinbar wirklich gesehen und als reale Dinge wahrgenommen werden. Hierin liegt ein Theil des Irrthümlichen dieser sonst richtigen Unterscheidung; sie ist, wenn ich recht habe, weder vollständig noch genau, und das wollen wir jetzt näher prüfen.

Im Wachen kommt es bei besondern geistigen Stimmungen und bei einer nicht seltenen physisch-organischen Disposition vor, dass die Vorstellungen, welche auftreten, vorüberziehen und sich untereinander combiniren, für ihren Träger keine reinen Gedanken bleiben, sondern wirklich eine solche Intensität erlangen, dass sie in diesem Moment genau wie im Traume für real gehalten werden.

Doch beachte man, dass ich jetzt nicht von anormalen oder pathologischen Verhältnissen oder aussergewöhnlichen Erscheinungen, sondern von einem einfachen, normalen, ganz gewöhnlichen Zustande spreche. Neu erscheint uns diese Behauptung nur wegen des sehr allgemeinen Mangels an Selbstbeobachtung und Ueberlegung, welcher uns hindert, die wahre Natur der Erscheinungen, an denen wir selbst als Zeugen theilnehmen (ich spreche von der grossen Masse der Menschen) und die alle Tage stattfinden, wahrzunehmen. Infolge einer so allgemeinen gewohnheitsmässigen Vernachlässigung der Selbstbeobachtung sind allmählich viele sprichwörtliche Redensarten und aphoristische Erklärungen entstanden, welche von Geschlecht zu Geschlecht vererbt werden und das Ansehen von Glaubenssätzen und nachgerade unumstösslichen Wahrheiten geniessen. Solche gibt es in jeder Gattung des Wissens, z. B. der Aphorismus oder die wissenschaftlich sein sollende Sentenz, dass im Traume die Vorstellungen uns wahr zu sein scheinen, im Wachen dagegen immer nur reine Ideen bleiben.

Das ist aber nicht wahr: auch beim Wachen (ohne von Illusionen und Hallucinationen zu reden) nehmen Gedanken und Ideen zuweilen das Wesen realer Gestalten wie im Traume an. In dieser Thatsache ist das Bindeglied, der allmähliche Uebergang des einen Zustandes in den andern enthalten; denn „*natura non facit saltum*“, und so auch hier nicht.

Wenn wir beispielsweise unsere Gedanken schweifen lassen, wie es ja oft geschieht, und so unsere Aufmerksamkeit abgelenkt wird, so erhalten wir in diesem Augenblicke von unserer Umgebung nur abgeschwächte und schliesslich fast unbewusste Eindrücke. Wir haben den Blick allein auf unser Inneres, auf den Wirrwarr von Gedanken und Ideen gerichtet, welche dort durcheinander treiben, ohne dass unser Wille in der Verfolgung eines bestimmt vorschwebenden Zieles diesen Gedanken einen Zügel anlegt. Das ist eben jener Seelenzustand, dessen formale Identität mit dem Traume schon bemerkt wurde, denn auch in ihm erfolgt die Bewegung und Aneinanderreihung der Vorstellungen fast nur nach den Gesetzen der Ideenassociation. Ja in diesem Zustande tritt auch jene sonst nur dem Traume eigenthümliche Erscheinung ein, welche man „äussern Anstoss“ nennen kann: ein Schall, ein unerwarteter Sinneseindruck, eine zum Bewusstsein kommende Wahrnehmung verändert sofort die Richtung des gerade herrschenden Ideenganges, und das neu auftretende Traumbild empfängt von jenem Eindrucke seine Gestalt. Jeder Mensch würde sicher diese Erscheinung aus eigener Erfahrung kennen, wenn er nur darauf geachtet hätte. Nun tritt diese für den Traum so charakteristische Erscheinung auch im Wachen ein, natürlich aber nur in dem oben beschriebenen Zustande. Ich selbst kann das persönlich bezeugen, und will von den vielen Fällen, die ich in meiner Erinnerung bewahre, nur folgenden kurz erwähnen. Als ich eines Tages, gemächlich in einem Lehnstuhle ausgestreckt, ohne grosse Aufmerksamkeit las, nahmen meine Ge-

danken eine ganz andere Richtung, und ich liess sie schweifen, wohin es der Ideenassociation beliebte. Plötzlich ertönte aus einem anstossenden Zimmer, in welches verschiedene Personen eintraten, die untereinander sprachen, aber ohne dass ich ihre Worte deutlich hätte verstehen können, lauter und für mich vernehmbar das Wort „Florenz“, und es währte gar nicht lange, da befand ich mich in Gedanken in jener Stadt und fuhr, von einer Association zur andern übergehend, noch eine Zeit lang fort, Localitäten und Denkmäler dieser Stadt und Personen, welche ich dort kannte, wiederzusehen. Und dabei war ich vollkommen wach, und zwar in dem Maasse, dass ich mir von Zeit zu Zeit die Fliegen aus dem Gesicht scheuchte und die Uhr auf dem Kamin vor mir betrachtete, denn ich wollte um 3 Uhr ausgehen.

Also auch in dieser Eigenthümlichkeit, welche viele bemerkt haben werden, ähneln einige wache Zustände formal denen des Traumes. Doch ist das, wie gesagt, noch nicht alles; denn zuweilen nähern sich diese beiden Zustände auch ihrem Inhalte nach einander. Nicht allein entstehen die Vorstellungen in den besprochenen Zuständen durch äussere Anstösse, bewegen, combiniren und bilden sich durch sie um, sondern sie gewinnen auch bis zu dem Grade Leben und treten in so scharfen, deutlichen Bildern auf, dass, ohne dass der Beschauer etwas davon gewahr würde, sie in jenen flüchtigen Momenten ebenso real wie die Traumbilder wahrgenommen werden. Diese Umwandlung ist der Geist aber so gewohnt, dass er, innerlich überzeugt, sich in wachem Zustande zu befinden, was ja auch der Fall ist, die wahre Natur dieser Erscheinung kennen zu lernen versäumt und von der innerlichen Wahrnehmung des Bildes als eines realen Objects zur gewohnten Form der einfachen Vorstellung übergeht, ohne auf die momentanen Unterschiede zu achten. Wer es aber durch lange Uebung dahin gebracht hat, alle die verschiedenen Zustände seines Bewusstseins zu beachten

und voneinander zu unterscheiden, wird einen solchen psychischen Process verstehen und sicher ihn öfters augenblicklich in seiner Bedeutung erfasst haben.

Mir ist es oft vorgekommen, dass, wenn ich unter Umständen, welche den beschriebenen analog waren, an entfernte Personen oder Orte dachte, ich allmählich ein so lebendiges und plastisches Bild von ihnen vor mir sah, dass ich unwillkürlich zusammenfuhr und besorgt war, eine krankhafte Hallucination vor mir zu haben, was es doch nicht war. Einmal, und das geschah selbst, während ich in meinem Zimmer auf- und abging, vertiefte ich mich mit meinen Gedanken so in eine abwesende Person, dass sich nicht nur langsam ihr Bild gleich der Wirklichkeit vor meinem Geiste erhob, sondern ich auch ihre Geberden zu sehen und ihre Stimme zu hören glaubte; und das alles so lebhaft, dass mich die Lebenswahrheit der Erscheinung wirklich erschreckte. Und so könnte ich aus meiner persönlichen Erfahrung oder wo mir dergleichen von andern bekannt geworden ist, noch viele Beispiele anführen, welche mich davon überzeugt haben, dass bisweilen auch beim Wachen und in vollkommen normalem Zustande eine Vorstellung, wie im Traume, schliesslich für real gehalten werden kann.

Diese Intensität und vorübergehende Realisation einzelner Vorstellungen findet sich wie überhaupt allgemein verbreitet, so auch ganz gewöhnlich bei Leuten aus dem Volke. Oft sprechen solche Leute unter heftigen Gesticulationen mit sich allein und zeigen durch ihr ganzes Betragen klar, dass sie in jenem Augenblicke mit Erscheinungen von Personen reden, welche wie im Traume wirklich vor ihnen stehen. Und wer hat übrigens nicht schon an sich selbst diese Erscheinung wahrgenommen, besonders wenn Zorn, Schmerz oder Hoffnung seine Seele lebhaft erregten? Wenn jeder in diesem „Augenblick“ auf sich selbst achten könnte, würde er deutlich erkennen, wie er dann, sozusagen, im Wachen träumte.

Es ist allgemein bekannt, wie lebhaft und scharf die Vorstellungen bei Künstlern sind, dass diese die Dinge oder die Personen, welche sie mit dem Wort, dem Pinsel oder Meissel etc. wiedergeben wollen, so vor sich sehen, als ob sie leibhaftig vor ihrem geistigen Auge ständen. Denn die Wahrnehmung dieser Vorstellung als realer Gegenstand ist für die Ausübung ihrer Kunst ja auch nothwendige Bedingung. Wenn die grossen Dichter, Dante z. B. oder Ariost, Milton, Goethe, ihre erhabenen Ideen fassten und Dinge, Personen, Handlungen, Gefühlsausdrücke, Bewegungen, Worte bis aufs einzelne in ihren Schöpfungen darzustellen wussten, wer wird leugnen, dass alle diese Bilder so lebhaft ihrem Geiste vorschwebten und denselben so vollkommen in Beschlag nahmen, dass sie in jenen Augenblicken des Schaffens unbewusst für reale gehalten wurden? Wenn ihre poetischen Beschreibungen so lebenswahr und plastisch vor Augen treten und man bei einer aufmerksamen Lektüre wie in einer wirklichen Welt lebt, um wie vielmehr mussten nicht die Schöpfer jener Wunderwerke sie bei ihrer Production für real hinnehmen und ansehen? Hätten sie dieselben mit so viel Wahrheit schildern können, wenn sie sie nicht in jenem Augenblicke in ihrem Innern wirklich vor sich sahen?

Ich spreche hier von Zuständen des Bewusstseins, die keinem Nachdenken zugänglich sind, von Augenblicken einer intensiven Erregung der Sinne und des Vorstellungsvermögens, welche auch beim Wachen von dem, welcher sie durchlebt, nicht bemerkt werden. Wo ist der Mensch, der beim Lesen eines Gedichtes, eines Romans, einer Erzählung oder auch bei der aufmerksamen Betrachtung eines Gemäldes, solange seine Aufmerksamkeit für jedes Ding und jeden Eindruck aus seiner Umgebung erloschen war, nicht eine Zeit lang in der unbestimmten Idee gelebt, nicht dunkel geglaubt hätte, jene Orte, jene Personen, alles was das Buch beschrieb oder der Maler darstellte, auch zu sehen? und wenn jemand seine Lektüre oder Betrachtung unter-

bricht, fährt er da nicht zusammen und wacht für die umgebende Wirklichkeit wieder so auf, wie ich sagen möchte, als ob er einen Traum durchlebt hätte?

Wigan erzählt von einem Maler, einem berühmten Porträtisten, welcher so beschäftigt war und so schnell malte, dass er in einem Jahre mehr als 300 Porträts vollendete. Um das Geheimniss dieser schnellen Ausführung und der sprechenden Aehnlichkeit befragt, antwortete er: „Wenn jemand von mir porträtirt sein will, so betrachte ich ihn aufmerksam eine halbe Stunde lang, wobei ich seine Züge auf der Leinwand entwerfe, dann nehme ich die Leinwand weg, und fange nach derselben Methode ein anderes Porträt an u. s. w. Wenn ich dann mit dem ersten fortfahren will, so nehme ich im-Geiste die Person und setze sie auf den Sessel, wo ich sie so deutlich sehe, als ob sie wirklich leibhaftig dasässe. So kann ich arbeiten, indem ich sie von Zeit zu Zeit betrachte, denn so oft ich meine Blicke auf den Sessel werfe, sehe ich jene Person.“ Talma behauptete, wenn er die Bühne beträte, die Zuschauer durch die Kraft seines Willens mit der grössten Lebenswahrheit in Skelete verwandeln zu können, und die Erregung, welche er über diesen Anblick empfand, verlieh seinem Spiel eine grosse Wirkung. Abercrombie erzählt von einem Manne, der, um willkürlich sich Visionen von der grössten Lebenswahrheit zu erzeugen, nur anhaltend die Aufmerksamkeit auf die entsprechenden Vorgänge in seinem Geiste zu richten brauchte. Dabei war er ganz gesund, in der Blüte seines Lebens, im Vollbesitz seiner Geisteskräfte und in praktischen Dingen wohl erfahren.

Wo nun bei Künstlern oder andern Personen die Fähigkeit zur Bildung von Vorstellungen von solcher Lebhaftigkeit und Schärfe vorhanden ist, genügt die geringste Ablenkung von der Umgebung, die geringste Vertiefung in die sinnliche Erscheinung, die ihre Gedanken beschäftigt, um diese Vorstellung auch im Wachen auf Augenblicke als real erscheinen zu

lassen. Eine solche Personification könnte jeder an seinen eigenen Phantasiebildern erfahren, wenn der Uebergang von dem Bilde als wirklichem Sinneseindruck zu dem Bilde als reiner Vorstellung nicht so überaus schnell und leicht wäre, während im Traume der Zustand einer beständigen Illusion nicht unterbrochen wird und der Geist aus physiologischen Gründen nicht blitzschnell von der für real gehaltenen Vorstellung auf das Gebiet des reinen Denkens und zu der den einfachen Begriff repräsentirenden Idee überspringen kann.

Aber auch im Wachen zeigen die reinen Vorstellungen von Natur unter verschiedenen Verhältnissen das Bestreben, das Aussehen von wirklichen realen Dingen anzunehmen, und das schon in einem absolut normalen psychisch-organischen Zustande des Geistes. Es bleibt aber nicht immer bei dieser innern Tendenz, welche einem angeborenen Triebe unsers Geistes zuzuschreiben ist, sondern oft wird das Ziel in flüchtigen Momenten, deren sich der Mensch fast nie bewusst wird, wirklich erreicht, und dann treten die Vorstellungen in derselben Form wie im Traume auf. Es folgt daher aus dem bisherigen Gange unserer Betrachtungen, dass die Grenze zwischen Wachen und Traum, welche in der Beschaffenheit der Vorstellungen, ihrem Auftreten, Kommen und Gehen bei mangelnder Aufmerksamkeit und beim Mangel eines bestimmten, im Denken bewusst angestrebten Zieles gefunden werden kann, dass diese Grenze, sage ich, weder eine scharfe noch absolute ist, sondern dass auch die Erscheinungen des wachen Zustandes zuweilen Schritt für Schritt in die des Traumes übergehen können, ohne dabei die Grenzen des Normalen zu überschreiten. Man vergesse dabei aber nicht, dass die Erscheinung des wachen Zustandes, in welchem Wachen und Traum sich berühren, die bis zu einem solchen Grade gesteigerte Lebhaftigkeit der Vorstellung ist, dass sie als real empfunden wird.

Dass aber auch das Wachen stufenweise und ebenfalls auf psychologischem Wege in den Traum übergeht, das lehrt uns gerade der Beginn des Traumes.

..... Drauf
Entstand in mir ein anderer Gedanke,
Dem wieder andr' entsprangen und verschiedne,
Und so von einem irrt ich zu dem andern,
Dass aus Behagen ich verschloss die Augen
Und so in Träumen wandelte mein Sinnen.

So lässt sich Dante mit ausserordentlicher Lebenswahrheit im Purgatorio* vernehmen. Niemand wird wol dem grossen Dichter das Zeugniß verweigern, dass er diese Erscheinung sehr genau beschrieben hat.

Andererseits konnte ich an mir selbst mit Musse und soviel ich Lust dazu hatte, die Phänomene des Traumes studiren, da keine Nacht vergeht, in der ich nicht träumte, und meine Träume ferner sehr lebhaft und immer bis zum Morgen meinem Gedächtniss gegenwärtig sind. Mit aller erdenklichen Mühe und auf jede mögliche Weise suchte ich mich im Beginn des Schlafes oder eines Traumes zu überraschen, und Erfahrung oder Beobachtung gaben mir auch bei hundertfältiger Wiederholung immer dieselben Resultate, von deren Richtigkeit ich daher überzeugt bin. Auch andere Personen fragte ich danach, und alle konnten meine Meinung nur bestätigen, wenn sie sich in solchen Augenblicken zu beobachten versuchten.

Wenn der Ruhezustand eintritt, welcher den Schlaf und die Träume einzuleiten pflegt, so gehen die Gedanken anfangs in die Irre und etwas wirr durcheinander. In dem Maasse aber, als sie in den Bereich der Associationen eintreten, welche zwischen ihnen sich geltend machen und andere Gedanken erwecken, bilden

* Purgat. XVIII, 141. Die Uebersetzung nach Philalethes.
Anm. d. Uebers.

sie sich zu immer lebhaftern Vorstellungen um, und diese Lebhaftigkeit steht in umgekehrtem Verhältniss zu unserer Aufmerksamkeit. So erreicht man nach und nach den Zustand, den Maury und andere als hypnagogische Hallucination beschrieben haben, in welchem nämlich die Vorstellungen fast als real erscheinen, obgleich das Wachen noch nicht vollkommen aufgehört hat und die willkürlichen Ideenverbindungen angehörigen Gedanken sich langsam mit dem beginnenden Chaos zu vermischen anfangen. Bei diesem Zustande ist man angelangt, wenn die Vorstellungen wirklich eine grössere Intensität annehmen, wenn jede Idee Körper und Leben, jedes Bild Realität gewinnt; und endlich, wenn die physiologischen Veränderungen des Körpers und Gehirns die Bedingungen für den Eintritt des Schlafes bieten, verwandeln sich die Vorstellungen, welche in der Zwischenzeit zwischen Schlaf und Wachen schon zu lebhaften hypnagogischen Bildern geworden sind, vollends in die realen Traumgestalten.

Wie oft ist es mir nicht geglückt, durch Willenskraft und Uebung und auch mit fremder Hülfe mich auf jenen Zwischenstationen zu überraschen, und immer fand ich in ihnen den wahren Uebergang zwischen Wachen und Traum, wie ich auch sonst mich überzeugen konnte, dass der erste Traum immer die Fortsetzung der letzten wachen Vorstellungen ist, die jetzt nur ein wirkliches dramatisches Leben angenommen haben.

Es kommt bei mir ferner und zwar nicht selten vor, dass dieses Zwischenstadium zwischen Wachen und Traum, dasselbe, in dem die Vorstellungen bei nicht völlig erloschenem Bewusstsein gleichsam lebhaft nach ihrer Realisation streben, sich, von kurzen Schlafpausen unterbrochen, über die ganze Nacht ausdehnt. Es tritt das besonders ein, wenn ich gezwungenerweise wachen muss, oder wenn ich bei Nacht im Wagen reise, oder auch, wenn ich vor dem Schlafengehen viel Wasser trinke (während andere Getränke oder Speisen niemals

diese Wirkung auf mich hervorbringen), oder wenn ich während des Tages Objecte lange bei greller Sonnenbeleuchtung betrachtet habe. Nach allen diesen Gelegenheitsursachen werden meine Vorstellungen so lebhaft, dass sie fast real scheinen, aber die Bilder, die ich sehe, erscheinen wunderbar verkleinert, fast mikroskopisch, dabei aber von den bestimmtesten Formen und Farben, während unter gewohnten Verhältnissen meine Traumbilder die reguläre Grösse zeigen, wenngleich in dieser Phase auch bei ihnen immer eine gewisse Neigung zur Verkleinerung zu bemerken ist.

Diese Erscheinung, die Verkleinerung der Vorstellungsbilder, kann, glaube ich, rein physiologisch aus einer übermässigen Anstrengung der Netzhaut oder des Centralorgans erklärt werden, in welchem die Gesichtseindrücke unter Mitwirkung der grauen Hirnrinde sich zu bewussten Vorstellungen umbilden.

[Diese Vorstellungen werden durch eine angeborene oder ererbte Fähigkeit unsers Nervensystems nach aussen projicirt. Die Richtung dieser Projection ist durch den Bau der Netzhaut und die Anordnung ihrer Nervenfasern bedingt; nicht aber der Ort oder die Entfernung, an welcher das Projectionsbild uns erscheint. In der Regel versetzen wir dasselbe gerade in die Entfernung, für welche der Accomodationsapparat des Auges gerade eingestellt ist. Besteht nun vielleicht in jenen nicht ganz normalen Zuständen der Ueberanstrengung ein starker Accomodationskrampf, so müssen die Objecte ganz nah, dafür aber sehr klein erscheinen.*]

Dass aber bei der Entstehung eines Vorstellungsbildes

* Diese Stelle ist von mir an die Stelle einer mir vollkommen unklar gebliebenen Auslassung des Herrn Verfassers gesetzt worden. Ich gebe sie nur als eine hypothetische Erklärung des von ihm beobachteten Phänomens, welche sehr an Wahrscheinlichkeit gewinnen würde, wenn, wie ich vermuthe, der Verfasser sehr kurzsichtig sein sollte.

Ann. d. Herausg.

für das Streben nach dem Scheine einer Realität wirklich eine physiologische Veranlassung da ist, geht auch aus folgender Erscheinung hervor, die ich öfter an mir selbst beobachten konnte. Werde ich nämlich plötzlich aus einem lebhaften Traume geweckt, so kommt es wol bisweilen vor, dass ich noch einen Augenblick lang die Traumgestalten, auf die Wand projicirt, sich bewegen sehe, trotzdem ich vollkommen wach und bei Sinnen bin. Diese Thatsache lehrt uns, dass auch die Bilder des wachen Zustandes bei einem normalen Gehirnleben die Neigung haben, die Erscheinungsform der Wirklichkeit anzunehmen, und also eine Art von normalen oder besser angefangenen Hallucinationen darstellen, denen die Thätigkeit des Bewusstseins und die äussern Sinneswahrnehmungen im wachen Zustande Einhalt gebieten. Ich glaube mich daher zu der Behauptung berechtigt, dass der Traum zuerst nichts weiter als der Uebergang der Gedanken, welche uns beim Wachen beschäftigten, in normale Vorstellungsbilder und Hallucinationen ist, denen erst später die vollständig mit dem Scheine der Realität verbundenen folgen, wie sie für den eigentlichen Traum charakteristisch sind.

Wenn die hypnagogische Phase in der Thätigkeit der Ganglienzellen, welche die Centralorgane der verschiedenen Sinne bilden, eine effective Grundlage besitzt, so ist der Zustand des Schlafes und der Träume im engern Sinne von noch allgemeineren Bedingungen abhängig. Wir haben so für die Umwandlung der reinen Idee in ein Traumbild von realem Aeussern drei Stadien. Das erste fällt mit dem Wachen zusammen und ist, wie schon vorhin bemerkt wurde, von dem Grade der innern Sammlung und der Lebhaftigkeit der Vorstellungen abhängig, wozu als begünstigendes Moment noch eine zeitweilige Ablenkung von der realen Aussenwelt kommt; das zweite Stadium, das im hypnagogischen Zustande eintritt, erfordert ausser den genannten Bedingungen zu seiner Verwirklichung noch die physiologische Thätigkeit der Nervencentren, welche

mit dem Entwurf und der plastischen Darstellung des Traumbildes, aber noch unter einem undeutlichen Gefühl des Wachseins beginnen; das dritte Stadium endlich bildet den wirklichen Traum, weil jenes undeutliche Gefühl so gut wie immer fehlt und die gesammte Geistes-thätigkeit zur Bildung anscheinend realer Visionen und Gestalten verwendet wird. Das Eintreten dieses Stadiums ist also sowol von den Bedingungen der beiden andern, als auch von dem allgemeinen Nachlass in den physiologischen Leistungen des Körpers abhängig, welcher sich grösstentheils gegen die Aussenwelt abschliesst und auf äussere Eindrücke nur noch schwach reagirt.

Im Wachen sind der ganze Körper und alle Beziehungs- und Bewegungsorgane in beständiger Spannung. Das cerebrospinale Centrum erregt das ganze Muskel- und periphere Nervensystem virtuell in der Art, dass ein auch nur theilweiser Nachlass oder Ruhezustand unmöglich wird. Das Gehirn ist nämlich mit allen von ihm abhängigen Theilen nicht allein Organ des Denkens, sondern auch ein grosses physiologisches Triebwerk, ein grosser Regulator für unser gesamtes Körpersystem, wie viele Erfahrungen beweisen. Im Wachen halten sich beide Gehirnthätigkeiten mit ihren Impulsen und Functionen die Wage, und der wache Zustand dauert mit allen seinen psychischen und organischen Charakteren fort. Tritt nun aber der Schlaf ein, so nimmt der erregende Einfluss des Gehirns schnell ab und das Spinalcentrum mit seinen Centralapparaten und seinen Leitungsbahnen in den motorischen und sensiblen Nerven empfängt nur noch sehr schwach die normalen Impulse und die normale Spannung vom Gehirn, welche bewirken, dass äussere Eindrücke so schnell und lebhaft den Centren mitgetheilt werden und von diesen aus mit der gewohnten Sicherheit und Geschwindigkeit die passenden willkürlichen oder Reflexbewegungen auslösen. Das ganze Leben des Körpersystems beruht auf einer dumpfen Erregbarkeit der Beziehungsfunktionen, seine Thätigkeit ist nicht mehr dieselbe, wie beim

Wachen. Wenn auch wirklich auf starke Eindrücke und sogar im Schlaf mit coordinirten Reflexbewegungen reagirt wird, so kommen dieselben doch entweder gar nicht oder nur dunkel zum Bewusstsein und werden fast nur durch die Erregbarkeit des Rückenmarkes und der verschiedenen peripherischen Ganglien ermöglicht.

Aber die Function des Gehirns ist, wie gesagt, eine doppelte: es ist, wie jedes andere Ganglion, ein Triebwerk und ein Regulator, es ist aber auch das Centralorgan der Empfindung und des Bewusstseins. Nun stellt auch diese zweite Function im Schlaf ihre Thätigkeit nicht ein und das beweisen eben die Träume. Wenn auch im Schlaf das Gehirn nicht mehr einer Macht unterworfen ist, welche seine Lebensäußerungen sammt den psychischen Erscheinungen beherrscht, so ist doch seine automatische Thätigkeit damit noch nicht erloschen und es beginnt dann in ihm jenes Leben von vermeintlich realen Bildern, bei welchem die Verbindungen mit der Aussenwelt abgebrochen oder so geschwächt sind, dass äussere Eindrücke fast unbemerkt vorübergehen. In diesem Zustande werden Bilder aus der Vergangenheit von der nicht ruhenden Erinnerung und der automatischen Gehirnthätigkeit wieder heraufgeführt, und stehen, gehorsam dem Triebe, den sie psychisch und physiologisch schon beim Wachen hatten, verkörpert vor uns da, knüpfen und lösen Verbindungen und combiniren sich in tausend verschiedenen Arten nach Analogien, Aehnlichkeiten und ehemaligen Combinationen und Gedankenverbindungen, welche die des Wachens wiederholen, und verändern sich, wie wir sahen, auf äussere Anstösse hin. Dass aber der erregende Einfluss, welchen das Gehirn im Wachen ausübt, im Schlaf ruht und nur sein automatisches Vorstellungsvermögen thätig bleibt, und dass dieser Zustand zuweilen noch andauert, nachdem schon Wille und Bewusstsein wieder zurückgekehrt sind, lässt sich aus persönlichen Erfahrungen beweisen und ich selbst besitze unwiderlegliche Zeugnisse dafür. Schon seit

geraumer Zeit tritt ein- oder zweimal im Jahre bei mir im Schlaf folgender seltsamer und peinlicher Zufall ein. Ich werde, auch aus einem tiefen Schlaf, plötzlich vollkommen wach; ich bin mir vollkommen meiner Person, des Ortes, wo ich mich befinde, meiner Lage im Bette und aller übrigen Nebenumstände bewusst und will mich nun recken, wie es der, welcher sich vollständig ermuntert hat, zu thun pflegt. Nun ist mir das aber für einige Zeit unmöglich — die psychische Gehirn-thätigkeit ist vollkommen wach und Herrin über sich, aber nicht das motorische Centrum, und deshalb — bleibt der erste Willensimpuls auf alle Glieder ohne Wirkung. Alle meine Anstrengungen bleiben vergeblich, höchstens dass es mir, um mich aus diesem höchst peinlichen Zustand zu befreien, gelingt, mit grosser Mühe irgendeinen unartikulirten Laut auszustossen, worauf man mich stark schüttelt und mir den Körper, sozusagen, aufweckt; denn auch die für ein Wort nöthige Innervation bleibt dem Willen, da sie die Bewegung vieler Sprachmuskeln voraussetzt, versagt. Bin ich bei einem solchen Zufall allein, so kehrt nach heftigem Kampfe mit einem starken Ruck des ganzen Körpers das normale Gleichgewicht zurück, das Gehirn tritt sein motorisches Amt wieder an und beginnt aufs neue seine Functionen; bin ich in Gesellschaft, so werde ich auf meinen Hülferuf stark geschüttelt, worauf sich ebenfalls das Gleichgewicht wiederherstellt.

Hieraus folgt für mich klar (denn ich sehe keine andere Möglichkeit der Erklärung), dass das Gehirn als Erregungscentrum im Schlaf und im Traum seine Thätigkeit einstellt; dass diese aber, soweit sie eine automatische psychische Function ist, fortbesteht; wie auch ferner folgt, dass das Erregungscentrum des Willens bisweilen vor dem motorischen erwacht, und dass das Bewusstsein schon einige Augenblicke zurückgekehrt sein kann, bevor das Gehirn als regulatorisches Organ seine im Schlaf abgeschwächten normalen Functionen wieder aufgenommen hat, für welche Thatsache unter den

anormalen Erscheinungen die Lähmungen als Beweis dienen können.

Was wird wol nun unter den vielen psychischen und physiologischen Verhältnissen, welche hier in Betracht kommen, der eigentliche Factor sein, welcher immer und schliesslich mit Erfolg dahin strebt, dem Geist das als reales körperliches Bild vorzuführen, was nur ein reines Zeichen für eine Anschauung ist? Was ist die Ursache der anscheinenden Realität der Träume? Dass die Sinnesvorstellung ein psychisches Phänomen ist, ist klar, es findet sich in ihr der Bestandtheil einer Sinnesempfindung und dann wird sie selbst empfunden; das Grundgesetz der Wahrnehmung ist also auch für sie gültig und seine unmittelbaren Resultate sind für sie vollkommen dieselben. Wir glauben, wie sich der Leser erinnern wird, bewiesen zu haben, dass die Erscheinung intuitiv die Vorstellung eines causalen Subjectes nach sich zieht, und dass also auch das Vorstellungsbild dieser Erscheinung normalerweise gemäss der angeborenen Wirkung unserer Sinnesindrücke innerlich als reales Subject erscheinen müsste. Das geschieht nur deshalb nicht, weil die Anregung, die wir im Wachen normalerweise von den Naturerscheinungen empfangen, die von ihnen beständig in Anspruch genommene Aufmerksamkeit, die wachsende Schärfe unserer psychischen Fähigkeiten durch Erziehung und Vererbung uns daran gewöhnt haben, unmittelbar die blossе Idee von dem realen Object, die Illusion, Hallucination oder den Traum von der normalen Thätigkeit unserer Sinne und unserer Gedanken zu unterscheiden. Aber sobald jene psychischen und physiologischen Einflüsse abgeschwächt oder jene gewohnheitsmässigen Verrichtungen des Wachens in Schlaf gelullt werden, wird auch bald wieder jene ursprüngliche angeborene Personification der Sinnesvorstellungen da sein, wie es sich aus unsern frühern Untersuchungen als sicher ergeben hat.

So viel ist wenigstens wahr, dass einige wilde Völker

auch noch heute nur mit Mühe in ihrer Erinnerung die wirklichen Erlebnisse von den nur geträumten zu sondern wissen, wozu allerdings noch die Unvollkommenheit des sprachlichen Ausdrucks das Ihrige thut. Und sicher ist, dass alle Völker der Erde, barbarische und civilisirte, ohne Ausnahme, an die Realität der Traumvorstellungen glauben und sie personificiren, woher ja so zahllose Mythen stammen. Und auch heute noch im Schose unserer hohen Civilisation und trotz der grossen Fortschritte der Wissenschaft glauben nicht nur die untern Volksklassen, sondern eine Anzahl von Mitglidern der feinen und auch sonst ziemlich gebildeten Welt an die Realität ihrer Träume und Hallucinationen und sehen in ihnen gute oder böse Vorzeichen oder Winke für die Gestaltung ihrer Zukunft.

Zur bessern Erläuterung dieser angeborenen Neigung, die Vorstellungen auch während der Träume selbst in reale Objecte zu verwandeln, lasse ich hier einige Beispiele folgen, die ich aus den Tausenden von mir selbst erlebten herausgreifen will. Einmal glaubte ich mich in einem geräumigen Saal mit bekannten und unbekannten Personen zu befinden, welche von einem Ereigniss sprachen, das sich wenige Tage vorher wirklich in der Stadt zugetragen hatte. Plötzlich, als ich den Blick auf eine Wand des Saales richtete, sah ich ein grosses Gemälde, das eine Landschaft mit fernen Bergen, Flüssen, Gehöften und Vieh darstellte. Während ich das Gemälde betrachtete, wurde es allmählich zur Wirklichkeit und ich befand mich in Gesellschaft der erwähnten Personen mitten auf jenen Feldern, an den Ufern jener Flüsse und innerhalb jener Gehöfte.

Ein andermal glaubte ich im Traum mich am Ufer eines Sees mit einem alten Soldaten zu unterhalten; nach einigen zusammenhangslosen Worten fing er an, mir von einer blutigen Schlacht zu erzählen, die er mitgemacht hatte. Nach wenigen Worten verwandelte sich die Erzählung in das wirkliche Ereigniss

und ich befand mich wirklich in einer Schlacht, und zwar sah ich in meiner Umgebung sich zutragen, was der Soldat geschildert hatte. — Eines Nachts träumte mir, ich läse ein sehr trauriges und erschütterndes Gedicht, in dem viel von Tod und Verderben die Rede war, und sofort nachher glaubte ich, wirklich das zu sehen und zu thun, was ich eben in dem Buche gelesen hatte. — Ein anderer merkwürdiger Traum ist dieser: Ich fuhr auf schlechter Strasse in einem Wagen, da erschien vor mir ein Freund, den ich am Tage vorher verlassen hatte, als er in einen Omnibus stieg, um sich aufs Land zu begeben. Und sofort sah ich in einiger Entfernung von dem Ort, wo ich mich befand, eine grossartige Wagenfabrik, einen weiten Hofraum, der voll von Wagen stand; mitten auf dem Platz gewahrte ich sofort den Director, eine mir bekannte Persönlichkeit, welche dieses Amt wirklich in einer Wagenfabrik versah. Zugleich aber rief die Fabrik durch Ideenassociation den Gedanken an Schornsteine von der bekannten Form wach, wie sie sich hoch über die Dächer jener Gebäude erheben, und während ich noch an jene Schornsteine dachte und dabei den Director ansah, erschien er mir sofort mit noch menschlichem Antlitz, aber sonst in einen hohen Fabrikschornstein verwandelt. — Zum Schluss, um nicht die Beispiele überflüssig zu vermehren, will ich eines Traumes gedenken, wo ich einem Streite unter Leuten des Volkes beizuwohnen glaubte und eine Frau sah, welche wüthender als alle andern sich mit ihrem Manne balgte, wobei sie „Du Hund du!“ schrie. Plötzlich wechselt die Scene und ich finde mich auf den Hof eines Hauses versetzt, auf dem Hühner, Schweine und ein schöner Hund sich befanden, welchen ich kannte und welcher „Blitz“ hiess. Und sofort wechselte noch einmal die Scenerie und ich sah mich mit Freunden auf freiem Felde, während ein rasendes Gewitter mit Donner und zahlreichen Blitzen sich über uns entlud. — Aus diesen Thatfachen geht klar hervor, dass die Verwandlung der Gesichts- und Ge-

hörsvorstellungen in reale Objecte selbst im Traume noch stattfindet, sodass man von einem „Traume im Traume“ reden kann; bei dem letzten Beispiel lässt sich die Umwandlung durch drei Vorstellungen mit drei darauf folgenden Realisationen verfolgen. Diese Verwandlung der Vorstellung in ein wirkliches Ding findet also nicht nur beim Uebergang vom Wachen zum Traum, sondern im Traum selbst statt: so mächtig ist jenes Gesetz, welches die Wahrnehmung beherrscht, und in dessen Wirkungen wir die entlegenste Quelle des Mythos beim Menschen, und in seinen ersten Anfängen auch im Thierreich erkannten. In dem Punkt der Personificirung von Vorstellungen trifft daher die Entstehung des Mythos mit der der Träume zusammen.

Auch wenn die Illusionen der normal fungirenden Sinne für real gehalten werden, wie bei Völkern auf einer niedrigen Entwicklungsstufe und bei Unkenntniss der Naturgesetze, ist die Ursache dieselbe. Wenn die Verkörperung der Phänomene zu realen Dingen von der Unkenntniss der Naturgesetze abhängt, wie bei der Luftspiegelung, jenem Erzittern aller Gegenstände, Pflanzen, Felsen, Berge, wie solches nach der schönen Beschreibung Humboldt's durch die Brechung und Reflexion des Lichtes in den Tropengegenden hervorgerufen wird, so haben wir es hier schliesslich nur mit einer realen Entfickirung der Erscheinung zu thun, die von dem jeder Wahrnehmung innewohnenden Trieb zur Personification ihres Inhaltes hervorgerufen und unterhalten wird. Es ist daher leicht, für sie dieselbe Entstehungsursache, wie für die Mythen und Träume nachzuweisen. Verwickelter ist die Erscheinung der Hallucination im Normalzustande, das heisst beim Walten jener allgemeinen psychisch-organischen Bedingungen, unter welchen die Vernunft die volle Herrschaft über uns ausübt.

Ohne uns mit einer genauern Analyse der verschiedenen Arten dieser Hallucinationen aufzuhalten, über welche viele tüchtige Physiologen und Irrenärzte

gehandelt haben, bleiben wir bei der gewöhnlichsten Art stehen, nämlich derjenigen, wo eine im Gehirn entstandene Sinnesvorstellung so nach aussen projectirt wird, dass sie in der Aussenwelt real zu existiren scheint. Diese Erscheinungen gehen ganz auf innere organische Vorgänge zurück und entspringen aus den Centren, in welchen die Vorstellungen gebildet werden, wie wir bei Gelegenheit einer andern Untersuchung schon früher andeuteten; die Vorstellung wird, anstatt wie gewöhnlich sich auf eine weniger lebhafte innere Anschauung zu beschränken, so lebhaft und plastisch, dass sie in den psychischen Raum projectirt wird und als Theil der Aussenwelt erscheint. Classische Beispiele dafür sind die Hallucinationen, welche Nicolai von sich selbst beschrieben hat. Als Andral einst von einer Section zurückkehrte, sah er den Leichnam plötzlich mitten in seinem Zimmer ausgestreckt; auch Goethe, Byron und so viele andere erfuhren diese Erscheinung häufig an sich selbst oder waren Zeuge ihres Auftretens bei andern. Ich selbst habe bisweilen an Hallucinationen dieser Art bei vollkommenem allgemeinem geistigem und körperlichem Wohlbefinden gelitten, wie ich mich z. B. auf eine höchst lebhafte besinne, wo ich eines Morgens beim Aufwachen glaubte, einen Priester von hohem Wuchs und ehrwürdigem Aeussern in mein Schlafzimmer eintreten zu sehen. Wir wollen daher von weiteren Beispielen absehen, in der englischen, französischen, deutschen Literatur, wie überhaupt in der aller gebildeten Völker mangelt es nicht an classischen Schriften, in denen Angaben darüber reichlich zu finden sind. Gehen wir vielmehr jetzt zum Studium dieser Erscheinung und zur Erklärung ihrer Entstehung über. Es steht einerseits fest, dass die Gesichts- und Gehörshallucinationen wie wirklich existirende Dinge auftreten und sich, wie solche vollauf betrachten und prüfen lassen; es ist aber auch sicher, dass eine solche Erregung der Sinnesorgane von keinem äussern Object ausgeht, sondern eine rein cerebrale Erscheinung ist,

welche in den Organen ihren Sitz hat, in denen der Inhalt der Sinneswahrnehmungen zum Bewusstsein kommt. Lassen wir die Ursache ihrer Projection nach aussen beiseite; ich habe darüber eine Andeutung gegeben; zu einer vollständigen physiologischen und psychologischen Erklärung ist die Zeit doch noch nicht gekommen, und gehen wir lieber auf die vermeintliche Realität der Vorstellung etwas näher ein.

In den Fällen von normalen Hallucinationen ist die Vernunft ungetrückt; der, welcher dieselben hat, weiss, dass es Illusionen sind, wenn auch diesem positiven Urtheil zum Trotz das Bild den Schein der Wirklichkeit nicht aufgibt. Nun ist die Ursache dieser Illusion ganz offenbar dieselbe, wie die der Illusionen im Traum oder bei der Entstehung der Mythen, nämlich immer und überall die Beseelung und Personification der Wahrnehmungen und der psychischen Vorgänge und Naturerscheinungen. Wenn im normalen wachen Zustande die Vorstellungen von den Dingen aus Gewohnheit und den andern oben besprochenen Gründen schwach bleiben und sich als psychische Formen und Anschauungszeichen ganz auf unser Inneres beschränken, so braucht nur die Erregung der Organe zu wachsen und sich so zu verstärken, dass die Ideen dem Bewusstsein objectiv erscheinen, um mit dem gewöhnlichen Verlauf sofort zu brechen und die Vorstellungen entificirt und als äussere Erscheinungen auftreten zu lassen. So finden wir auch in den Hallucinationen unser altes Princip wieder bewährt. Ein neuer Beweis für die Richtigkeit unserer Lehre ist aber das Vorkommen von Hallucinationen auch bei Thieren, wo sie neuerdings noch beim Delirium wuthkranker Hunde oder bei den Delirien oder künstlichen cerebralen Erregungen nachgewiesen wurden, welche sich bei gesunden Thieren durch alkoholische oder andere erregende Substanzen erzeugen lassen.

Wenn ein Mensch längere Zeit hindurch von zahlreichen und mannichfaltigen Hallucinationen beunruhigt

wird, so sind das sicher keine normalen Erscheinungen, aber sie beeinträchtigen den normalen Gang seiner geistigen Functionen nicht, solange sie mit kalter Vernunft für Hallucinationen erklärt werden. Ist der Mensch dagegen halb oder ganz von ihrer Realität überzeugt, dann beginnt jenes anormale Stadium, welches, wenn von kurzer Dauer, Delirium, wenn anhaltend, Wahn-sinn genannt wird. Betrachten wir die Hallucination unter diesen neuen Bedingungen etwas näher.

Im Fieberdelirium und bei verschiedenen andern Krankheitsformen ist die Erregung des Gehirns, vielleicht infolge von Anämie, so gross, dass die Seele nicht allein die Herrschaft über sich selbst, sondern auch das richtige Urtheil über die Aussenwelt verliert, und die Sinnesorgane können dann so in Mitleidenschaft gezogen werden, dass sie ihre Eindrücke entstellt und tumultuarisch weiter befördern. In diesem Zustande hat die Hallucination den Gipfel ihrer Macht erreicht und ihr Opfer sieht, hört und fühlt direct und indirect nichts als seltsame, Besorgniss oder Schrecken erregende Dinge, wilde Thiere, Feinde jeder Art, Martern, oder auch liebliche angenehme Trugbilder. Jedenfalls ist aber die krankhafte Veränderung der besondern Organe, welche die Sinneswahrnehmungen vermitteln, und die Störung ihrer Functionen nur etwas Nebensächliches, und das Charakteristische der Erscheinung ist für uns die Objectivirung der Erscheinungen und Bilder unsers Innern. Diese Objectivirung jener innern Wahrnehmungen, die wir in dem psychischen Acte, dem sie ihre anscheinende Realität verdanken, wiederfinden, geht auf dieselbe Ursache, wie alle andern derartigen Vorgänge zurück; es ist immer eine Entificirung der Erscheinung, hier ein im eigenen Innern entstandenes Zerrbild, das als äusseres und reales wahrgenommen wird.

Da nun ferner bei diesem krankhaften Zustande die natürliche Correctur der Vernunft ausbleibt (denn der Kranke ist ja für den Augenblick ihrer beraubt und wäre einem Träumenden zu vergleichen, wenn nicht die

anormale Erregung seinen Zustand viel schlimmer machte), muss diese Entfälschung der Vorstellungen um so directer und mächtiger eintreten: sie zeigt sich hier in ihrer ganzen ursprünglichen Nacktheit und erklärt auch die beständigen gesetzmässigen Wirkungen jenes Processes, dem unsere Vorstellungen bei ihrer psychischen Verwerthung unterliegen. Vom Delirium ist nur ein Schritt zum Wahnsinn, welcher sich nicht immer in Delirien äussert, sondern bisweilen unter dem Bilde der grössten Ruhe verläuft. Dennoch ist es im Grunde dieselbe Affection, denn beide beruhen auf einer Gleichgewichtsstörung des Bewusstseins und der sinnlichen Wahrnehmung, welche den beständigen Hallucinationszustand hervorrufen. Die bekanntesten und besten Beobachter unter den Irrenärzten finden in der That bei 80 Proc. der Fälle von Wahnsinn auch Hallucinationen. Diese krankhaften Veränderungen, welche die Hallucinationen erzeugen, finden auch einen geeigneten Boden bei Geistesschwäche, Blutleere oder Altersveränderungen des Gehirns, denn wir finden sie auch bei der erworbenen oder angeborenen Schwachsinnigkeit und im Greisenalter wieder, wobei die physiologischen und psychischen Ursachen in diesen letztern Fällen ganz dieselben sind, nämlich die Abnahme der Aufmerksamkeit und des Willenseinflusses auf die eigenen Gedankenverbindungen, wozu noch die wachsende Stumpfheit der Perceptionsapparate und die dadurch bedingte Abschwächung der Beziehungen zur Aussenwelt kommt. In diesen Fällen treten auch die Erinnerungen, welche fast niemals ganz fehlen, oft als Hallucinationen auf.

Die accidentellen Hallucinationen in den verschiedenen Formen des Wahnsinns, ferner die der Geistes- und Altersschwäche und des Idiotismus entstammen also alle, wenn wir von den krankhaften organischen Veränderungen absehen, derselben Quelle, aus welcher auch die ältesten Formen der Mythen, die Träume und normalen Hallucinationen ihren Ursprung ableiten; in dem Entfälschungsprocess, der bei allen aus Vorstellungen objective Rea-

litäten macht, erkennen wir den mit jeder Wahrnehmung unzertrennlich verbundenen gesetzmässigen Vorgang wieder, nämlich die unmittelbare Personification ihres Inhaltes. Wir haben ja auch, denke ich, mit überzeugenden Gründen nachgewiesen, dass, unmittelbar nachdem eine Wahrnehmung zum Bewusstsein gekommen ist (und der natürliche in unserer psychisch-organischen Disposition begründete Impuls zu diesem Verfahren ist ja durch den Einfluss der Erbllichkeit noch verstärkt worden); der unbestimmte Begriff eines causalen Subjectes gebildet wird; denn das beständig uns beherrschende Bewusstsein des eigenen Lebens wird bei Mensch und Thier auch in den Inhalt der Sinnesempfindungen übertragen.

Noch klarer aber zeigen uns die verschiedenen Formen des Wahnsinns jenen uralten gesetzlichen Bestandtheil der menschlichen und thierischen Wahrnehmung. In diesem Zustande sind die Perceptionen der Sinnesorgane gleichsam zum Spielball ihrer eigenen Launen geworden und die Entstehung dieses wichtigen psychischen Actes in der automatischen Gehirnthätigkeit kann wie bei den Träumen in ihrer vollen Reinheit beobachtet werden, ohne dass sie durch Reflexion, das gewohnheitsgemässe Streben nach vernünftiger Auslegung und den Einfluss eines hochentwickelten Denkens gestört und durch spätere und äusserliche Zuthaten modificirt würde. Hier spielt sich der Vorgang der Perception auf seinem eigensten Gebiete und an seinen eigensten Factoren ab und enthüllt uns freiwillig sein innerstes Wesen, unbeirrt von jeder andern psychischen Thätigkeit. Die Hallucinationen des Wahnsinns und ihr Ursprung aus der ursprünglichen Realisation von Vorstellungen, die frei auftreten oder nach den Gesetzen der Association oder nach „äussern Anstössen“ sich aneinanderreihen, zeigen deutlich, wie jede Vorstellung, jede Idee in uns sich selbst überlassen, ihrer Natur nach immer dahin strebt, als reales Object zum Bewusstsein zu kommen, nur dass der Mensch jene innern „Entificationen“ an

ihrer Beweglichkeit und ihren unablässigen Veränderungen von den unbeweglichen und beständigen der Aussenwelt wohl zu unterscheiden weiss.

Die Richtigkeit dieser Behauptungen glaube ich auch mit folgenden Erörterungen noch besser bestätigen zu können. Uns, die wir in der Civilisation schon so weit fortgeschritten und eine viele Jahrhunderte alte geistige Entwicklung hinter uns haben, welche durch die nicht zu leugnende Macht der Vererbung mit unserm Organismus schon wie verwachsen ist, uns kostet es wenig Mühe, in der Erinnerung wieder zu Ereignissen zurückzukehren, die verflossen, oder zu Oertlichkeiten, die fern sind, und nicht nur das Wesen dieses Vorganges dünkt uns leicht verständlich, sondern wir täuschen uns auch in unserm Urtheil darüber fast nie und auch dann nur unter anormalen Bedingungen. Menschen aber, deren Denken sich noch wenig von der ursprünglichsten, durch nichts beeinflussten Form entfernt hatte, wie unsere ältesten Vorfahren oder die modernen Wilden, konnten nicht so leicht und sicher urtheilen. Eine rationelle Unterscheidung der verschiedenen Zustände war weder vorhanden noch je versucht worden und die Abgrenzung der einzelnen Gebiete mit ihren besondern und allgemeinen Kennzeichen war schwer oder fast unmöglich. Wie gross musste nun naturgemäss nicht zuerst die Ueberraschung des Menschen sein, wenn erst bei Tage und dann in der Stille und Einsamkeit der Nacht vor seinem geistigen Auge ferne Personen und Oertlichkeiten, oder vergangene Handlungen erschienen und er sie wieder betrachten konnte, als wenn er sie leibhaftig vor sich hätte? War es wol möglich, dass er durch Nachdenken zu einer rationellen Erklärung dieser wunderbaren Erscheinung kommen konnte, wie wir es heute können und wie zuerst gebildete und mit den psychologischen Erscheinungen vertraute Menschen es versucht haben? Für den Urmenschen war jenes Schauspiel, jene Auferweckung der Vergangenheit eine Thatsache; als solche erschien sie ihm in der nackten

und spontanen Realität ihres Auftretens, es kam ihm gar nicht bei, sie erklären zu wollen, so unmittelbar wie sie sich gleich allen übrigen von ihm wahrgenommenen Naturerscheinungen seinen Sinnen darbot. Die einzige naturgemässe Erklärung, welche sich ihm für diese Erscheinung bieten konnte, war die, dass diese Vorstellungen nicht einem psychisch-physiologischen Mechanismus des Gehirns zufolge im Geiste wiederkehrten und in seiner Organisation ihre natürlichen Bedingungen fänden, sondern dass sie allein vermittelt einer ihnen eigenthümlichen spontan wirkenden Kraft ihr Wiederauftreten und ihre Bewegungen vollführten: für ihn war die Erscheinung keine objective, sondern eine subjective. So ist ja oftmals z. B. die Prophezeiung als eine Erinnerung aufgefasst worden, und einige alte Mythen über die Entstehung der Welt, in denen sich wirkliche Erinnerungen widerspiegeln, wurden als höhere Eingebungen und als objective Mittheilungen, die dem Geist gemacht worden wären, gedeutet. Auf dieser Auffassung beruht selbst die Theorie des Gedächtnisses bei Plato. Die Macht, welche die Erinnerungsvorstellungen erweckte, galt für etwas Aeusserliches und wurde für dieselbe gehalten, welche die Traumbilder heraufbeschwor; denn die ersten Menschen nahmen in der Erscheinung des Gedächtnisses eine seltsame Aehnlichkeit mit der des Traumes wahr und die Verschiedenheit beider lag für sie nicht in einer Besonderheit der Vorstellungen, sondern in den Umständen, unter welchen sie auftraten, also dem Wachen und Schlafen. Die Erinnerungsvorstellungen nahmen daher für ihn eine gewisse Realität an, sie hatten etwas an sich, worin sie den Traumvorstellungen ähnelten. In der That unterscheiden einige wilde Völker nur unvollkommen zwischen den Bildern dieser beiden Seelenzustände und erkennen auch nur schwer den Unterschied zwischen der blossen spontanen Erinnerung, der freien Thätigkeit der Phantasie und dem Traume. Dasselbe ist auch bei Kindern der Fall,

welche oft in den ersten Lebensjahren Personen und Dinge mit Namen nennen, die zwar nicht wirklich anwesend, ihnen augenblicklich aber in der Erinnerung gegenwärtig sind, und welche andererseits wirkliche Erlebnisse von nur geträumten nicht zu unterscheiden wissen. Von der Richtigkeit dieser Behauptungen habe ich mich selbst bei einigen Kindern überzeugt.

Bei geistig tief stehenden Völkern kommt es auch häufig vor, dass ein ihnen anfangs unbekannter Gegenstand, der aber Analogien mit einem andern ihnen aus Erfahrung bekannten zeigt, in der Erinnerung mit diesem verschmilzt, woraus dann ein gewöhnlich lebendig und real gedachtes Compositum hervorgeht. Die Eskimos hielten die Schiffe von Ross für lebendig, weil sie sich ohne Ruder bewegten. Als Cook in Neuseeland landete, hielten die Eingeborenen sein Schiff für einen Walfisch mit Segeln. Die Buschmänner hielten einen Wagen für lebendig und meinten, er müsste Gras fressen, um leben zu können. Ein Arrauak, der einen Compass sah, hielt denselben für ein Thier, und die gleiche Meinung haben viele Wilde von Musikinstrumenten, welche durch eine mechanische Vorrichtung von selbst Musikstücke spielen, wie z. B. Spieldosen, Drehorgeln. Herbert Spencer führt auch folgendes Beispiel von einigen Indianern der Gebirgsstämme an. Als sie Doctor Hooker aus dem federnden Behälter einer Messschnur das Band hervorziehen und auf dem Boden ausstrecken sahen, um eine Messung anzustellen, flohen sie vor Schreck, als dasselbe von selbst wieder in das Behältniss zurückrollte, denn sie glaubten bestimmt eine Schlange vor sich zu haben. Aus diesen Thatsachen, welche sich beliebig vermehren liessen, wird man begreifen, wie der Mensch nicht nur spontan alles personificirt, sondern wie auch die schon in der Erinnerung lebendige Vorstellung mit jener augenblicklich gegenwärtigen zu einem Ganzen verschmilzt, das für real gilt, weil die beiden es zusammensetzenden Factoren

dafür gelten. Alle Völker glauben ja, wie wir schon sahen, an die Wirklichkeit der Traumbilder.

Die nordamerikanischen Indianer nehmen zwei Seelen an; im Traum bleibt die eine im Körper und die andere schweift nach Belieben umher. Nach dem Glauben der Neuseeländer verlässt die Seele beim Traum den Körper und die Träume sind die Dinge, welche sie auf ihren Wanderungen entdeckt. Die Dayak lassen die Seele im Schlaf wandern und die Dinge, welche sie träumen, hat die Seele sich wirklich zutragen sehen. Dasselbe glauben auch die Peruvianer nach Garcilaso. Die Tagalen von Luzon hüten sich einen Schlafenden zu wecken, weil seine Seele im Traum abwesend ist. Die Karen behaupten, dass die Träume das sind, was ihr „Dort“, die Seele, im Schlaf sieht. Eine ähnliche Lehre findet sich bei den civilisirtesten Nationen, so z. B. in der Philosophie der Veden und der Kabbala und lässt sich unter dem gemeinen Volk, aber auch in den gebildeten Kreisen bis auf unsere Tage verfolgen. Ein auch mit dem Traumglauben verwandter Aberglauben, welcher weit verbreitet und sozusagen allen wilden und civilisirten Nationen eigenthümlich ist, ist der an die Erscheinung von Verstorbenen oder ihrer Schatten. Alle Volkstraditionen, alle Mythen der Welt sind voll davon. Wenn die Erscheinung eines Verstorbenen im Traum schon einen solchen Glauben erweckt, so entsteht er in der Seele eines wilden uncultivirten Menschen auch leicht, wenn er wachend allein, besonders aber bei Nacht das Bild eines theuern Verstorbenen betrachtet. Die Gemüthsbewegung, die heftige Aufregung vor Schmerz und Sehnsucht beleben jene Züge so, dass der Trauernde glaubt, die Erscheinung objectiv vor sich zu haben und der Mörder in ihrem Gesicht Trost und Vergebung oder das Verlangen nach Rache liest. Mehr als einmal habe ich Leute aus den niedern Schichten der Land- und Stadtbevölkerung, aber auch Gebildete, die Kinder oder Gatten verloren oder einen

Verstorbenen wirklich oder vermeintlich beleidigt hatten, sei es im Leben, sei es durch ein Versäumniss in der Ausführung seines letzten Willens, in gutem Glauben und mit voller Ueberzeugung wiederholen hören, dass diese Todten oft in ihrer Erinnerung sich zeigten und dass sie ihr Bild auch wachend sähen; und für solche Leute war das ein Beweis, dass die Verblichenen zu ihnen niedergestiegen wären, um sie in ihrem Kummer voller Mitleid zu trösten oder sie an die Erfüllung ihrer Versprechungen zu mahnen. Mit Einem Wort, diese Bilder waren für sie auch beim Wachen nicht subjectiv und keine gewöhnlichen Gedächtnissphänomene, sondern Erscheinungen und Besuche, die ihre Seele empfing, die ihnen aber doch objectiv und persönlich vorkamen. Auch sind ja die Fälle nicht selten, in welchen die allmähliche Objectivirung einiger Erinnerungsvorstellungen unter geeigneten psychischen Bedingungen den Ausbruch von Wahnsinn veranlasst hat. Man vergegenwärtige sich nur immer wieder, dass der Naturmensch für die psychischen Phänomene eine ganz andere Auffassung und Beurtheilung hat, als der gebildete, dem die Unterschiede auf diesem Gebiete und die Grenzen zwischen Wirklichkeit und Schein längst geläufig geworden sind. Es ist das eine Regel, deren Nichtbeobachtung jede Untersuchung über die Anfänge des Geisteslebens und die Urgeschichte der Menschheit in die schwersten Irrthümer verwickeln muss.

Um aber die Art der Entstehung und zugleich noch einige Gelegenheitsursachen aller dieser normalen und anormalen Hallucinationen und Illusionen von Grund aus kennen zu lernen, müssen wir jetzt eine andere Erscheinung etwas näher betrachten, welche nicht selten ist und welche ich auch an mir zu Zeiten zu beobachten Gelegenheit hatte. Ich meine jene Illusion oder Hallucination, welche keine wirkliche innere Objectivirung eines innern Bildes ist, das als real nach aussen projectirt wird, sondern die, welche entsteht, wenn man einen Körper von unbestimmten Umrissen bei schwachem

und unsicherm Lichte im Zimmer oder in der freien Natur aufmerksam betrachtet. Oft kommt es vor, und ich kenne das, wie viele andere, aus Erfahrung von Kind an, dass irgendwelche Kleidungsstücke oder andere Dinge, wie sie zufällig auf einen Stuhl oder auf die Erde geworfen, oder an einem Geräth oder Kleiderhaken aufgehängt wurden, sich mit der unmittelbaren Umgebung, in welcher sie sich befinden, in Personen oder Thiere verwandeln, die sitzen oder stehen oder in verschiedenen Stellungen ausgestreckt daliegen, wie Gespenster oder Erscheinungen, und bisweilen jenen Figuren ähneln, als welche wir alle die seltsamen veränderlichen Formen der Wolken zum Spass zu deuten lieben. Manchmal ist die phantastische Figur das Werk eines Moments und wird auf den ersten Blick entdeckt, während sie in anderen Fällen erst allmählich deutlich wird; trotzdem ist es beide mal derselbe Vorgang, welcher ihrer Bildung zu Grunde liegt. Was einmal allmählich entsteht, scheint ein anderes mal auf einen Wurf zu gelingen; und doch müssen in Wirklichkeit immer dieselben Stadien durchlaufen werden.

Besprechen wir zunächst den zweiten Bildungsmodus. Um mich besser zu verständigen, möchte ich eine jener Erscheinungen beschreiben, eine der letzten von den vielen, auf welche ich mich besinne, deren langsame Bildung mir noch in allen ihren Einzelheiten klar gegenwärtig ist. Zur Seite meines Bettes befand sich ein Lehnstuhl, auf welchen ich beim Zubettegehen mein Hemd werfe, während vor ihm auf dem Fussboden gewöhnlich meine Schuhe stehen. In einiger Entfernung von diesem Stuhl stand ein kleiner Tisch, auf welchem auf einem dreibeinigen Gestell ein kleiner ovaler Spiegel sich befand, und an diesem Spiegel hing eine Frauenhaube so, dass sie sein Glas theilweise verdeckte. Als ich gegen Morgen vollständig erwachte und bei dem ungewissen Licht eines Nachtlämpchens, welches dem Verlöschen nahe war, mich ohne bestimmte Absicht in dem weiten Zimmer umschaute, fiel mein Blick auch auf den Lehn-

sessel. Sofort glaubte ich — dem Spiegel entsprechend — einen Kopf über ihm zu sehen und weiter das unbestimmte und unförmliche Bild einer auf dem Sessel sitzenden Person. Wie ich in ähnlichen Fällen zu thun gewohnt bin, schloss ich eine kleine Weile die Augen, öffnete sie dann wieder und blickte mit unverwandter Aufmerksamkeit jene Erscheinung an, und diesmal war die Person oder Phantasiegestalt schon weniger unbestimmt, obgleich ich die einzelnen Umrisse ihres Körpers, die Züge ihres Gesichts und die Einzelheiten ihrer Stellung auf dem Sessel noch nicht herausfinden konnte. Aber nichtsdestoweniger machte ich mir bei dieser zweiten Beobachtung schon eine Vorstellung von dem Gesamtbild, wie von den Einzelheiten der Erscheinung.

Ich fuhr mit meiner Betrachtung fort; Gesicht und Körper traten immer mehr hervor und die Züge wurden allmählich immer deutlicher, je länger ich sie betrachtete. Jede Falte, jede irgendwie hervortretende Stelle, jeder Schatten an der Haube verwandelte sich (es waren die Motive dazu) hier in ein paar lebhafte Augen, dort in stark markirte Augenbrauen, dort in die Nase, den Mund, die Haare, den Bart und den Hals, sodass ich auf diese Weise ein vollkommen plastisches Gesicht vor mir entstehen sah, aber nach einem Typus, der in meiner Seele aufblitzte, als mir Haube und Spiegel zum ersten mal ganz unbestimmt wie ein Gesicht vorkamen. Derselbe Entwicklungsprocess von Formen und Gliedern wiederholte sich dann für die Brust, die Arme und Beine bis zu den Füßen herab; auch diese Körpertheile, welche zuerst nur in rohem Umriss vorhanden gewesen waren, traten allmählich mit Hülfe jeder Falte, jedes Theiles des Hemdes, jedes Schattens, aller Winkel und Linien deutlich hervor, gerade wie hingezaubert, und liessen so eine anscheinend vollkommen reale Persönlichkeit vor mir entstehen. Schliesslich sah ich einen weissgekleideten Mann von athletischen Formen vor mir

auf dem Lehnssessel, der mich fest ansah, und dessen ganzer Körper mit dem Kopf harmonirte, welcher aus dem ersten unmittelbaren Entwurf eines Gesichtes sich gebildet hatte. Dieses Bild erschien dermaassen bestimmt und real, dass, als ich mich vom Bett erhob und langsam näher trat, seine Form nicht eher verschwand, als bis ich so nahe war, dass ich die Gegenstände, welche die Veranlassung gegeben hatten, fast berühren konnte. Dann analysirte ich die Erscheinung und sah, wie alles, Gesichtszüge, Glieder, Haltung Punkt für Punkt zufälligen Eigenthümlichkeiten in der gegenseitigen Lage der einzelnen Theile der Kleidungsstücke entsprachen, welche die Erscheinung zusammensetzten. Ich habe viel Aehnliches erlebt und überall den gleichen Bildungsmodus und das gleiche Resultat constatiren können, weshalb ich glaube, dass solche Illusionen bei leichtgläubigen, abergläubischen oder ungebildeten Personen den Glauben an die Erscheinung von Gespenstern unerschütterlich befestigen können; wie es auch sicher nicht nur in den ältesten Zeiten, sondern auch noch bei Culturvölkern vorgekommen ist und zu Legenden, Mythen, Götter- und Heiligendienst Veranlassung gegeben hat.

Wir müssen uns jetzt Rechenschaft über die Ursachen einer solchen Erscheinung geben und nach geschehener Auflösung in ihre Elemente ihre psychischen Motive zu finden suchen: dieselben, so hoffen wir wenigstens, werden viel Licht über die Entstehung gewisser normaler und anormaler Hallucinationen zu verbreiten im Stande sein.

Hier ist nun in erster Linie Folgendes hervorzuheben. Wir haben ein lebhaftes Gefühl für Analogien, dessen Ursprung auf dasselbe organische Gesetz zurückzuführen ist, nach welchem wir den Inhalt der Sinnesempfindung für subjectiv und causal halten und unser thierisches Leben in den Gegenstand der Wahrnehmung übertragen; und dieses Gefühl wird durch Erziehung und den Brauch des täglichen Lebens nur noch verstärkt. Ein solches Gefühl für Analogien, das sich in

Vergleichen äussert, ist beim Volk und bei Personen, welche etwas von der ursprünglichen Naivetät des Denkens bewahrt haben, stark ausgebildet und beständig wirksam. Die beliebtesten Analogien sind die zwischen leblosen Naturobjecten und thierischen Gestalten. Wenn man auch Analogien zwischen verschiedenen Formen lebloser Gegenstände in der Natur findet, so sind doch die erstern weit häufiger, und unter ihnen wieder die, welche sich auf die menschliche Gestalt beziehen. Jeder von uns kennt die zahlreichen Männer- und Frauennamen, mit welchen Berge, Felsen und Steine bedacht sind, weil sie eine entfernte Aehnlichkeit mit einem menschlichen Gesicht oder Glied des menschlichen Körpers darbieten; täglich kann man die Erfahrung machen, dass jemand auf irgendein Ding deutet und dabei sagt: Sieh, jener Berg, jener Fels, jener Baumstamm, jene zufällige Vereinigung von Linien in der Landschaft, von Klippen, Nebeln, Wolken, sehen sie nicht wie ein Gesicht aus? Da sieh die Nase, den Mund, die Arme, die Beine u. s. w.* Es gibt gewiss niemand, der sich nicht auf ähnliche Aeusserungen und Vergleiche besinnen könnte oder sie nicht selbst schon gemacht hätte. Darum ist dies nach allen den erwähnten Thatsachen und Verhältnissen der vornehmste Grund, warum wir, wenn uns plötzlich bei ungewisser Beleuchtung eine unbestimmte Gestalt entgegentritt, welche aber doch ganz im allgemeinen an einen Theil unsers Körpers erinnert, wir menschliche Aehnlichkeiten viel eher

* Wenn Naturkörper den Namen von Personen oder auch den eines Gliedes des menschlichen Körpers tragen, so haben diese Namen bisweilen mit der analogen Form dieser Dinge ursprünglich nichts zu thun, sondern sind auf ein besonderes locales oder historisches Verhältniss zurückzuführen! Eine solche Benennung bewirkt dann aber umgekehrt, dass man die menschlichen Züge oder Körpertheile in jenen Objecten wiederzufinden glaubt, was für die Untersuchung, welche uns jetzt beschäftigt, auf dasselbe herauskommt.

als andere in ihr zu finden geneigt sind. Nun beachte man, dass, wie auch die angeführte Erfahrung bezeugte, in dem Augenblicke, wo die Erscheinung zuerst Aehnlichkeit mit menschlichen Formen zu bieten schien, spontan schon ein allgemeiner, wenn auch unbestimmter Typus der ganzen Gestalt da war, welche wir nachher herausdeuten sollten. Das ist aber der Schlüssel zu dem nähern Verständniss des ganzen Phänomens. Dieser gleichsam prophetische Typus einer Figur, welche uns nachher bis ins Einzelne vollendet entgegentreten soll, scheint uns vollkommen in äussern Aehnlichkeiten zu wurzeln; er ist aber umgekehrt ganz und gar ein Product unsers Geistes, obschon wir uns dieses Umstandes fast nicht bewusst werden.

Es bleibt nun in der That von den Gesichtern und der Gesammterscheinung der vielen Personen, die uns begegnen, ihrer Haltung, ihrer Kleidung, ihrer Art, sich im Gehen und Stehen zu bewegen, eine Reihe von Eindrücken unauslöschlich im Gedächtniss zurück und jeder bildet sich daraus allgemeine Typen, welche bei den beständigen Vergleichen zum Vorschein kommen, die wir alle fast täglich im Munde zu führen pflegen. Im Gedächtniss werden daher sowol die vielfachen individuellen Aehnlichkeiten, wie auch gewisse ideale Abstractionstypen bewahrt, in welchen wir aus der Vergleichung der zahlreichen verschiedenen Einzelformen die Resultate ziehen. Nun wissen wir, dass wenn unser Gedächtniss schlummert — und alle Erinnerungen können eine unbegrenzte Zeit über schlummern — es nur des Anstosses einer Associationsvorstellung, einer Analogie oder einer Willensäusserung bedarf, um die vergessenen Ideen und Wahrnehmungen wieder zu reproduciren und unserm Bewusstsein wieder zu vergegenwärtigen. Wenn also ein oder mehrere Körper im Halbdunkel unserm Blick wie die verworrenen Umrisse einer menschlichen Gestalt erscheinen, so rufen die allgemeinen Verhältnisse dieser wenn auch unbestimmten Gestalt, ohne dass wir von diesem Vor-

gang etwas gewahr werden, einen allgemeinen menschlichen Typus in unser Gedächtniss zurück, der als Product unserer eigenen frühern Erfahrung dort schon existirte; und ein solcher Typus ist es dann, der dem reproducirenden Künstler, welcher die Erscheinung betrachtet, bei seinen weitem Ausführungen und Ergänzungen die Hand führt. Die uns vollkommen unbewusste Thätigkeit derjenigen Ganglienzellen unsers Gehirns, deren Amt es ist, verflossene Eindrücke und Vorstellungen zu reproduciren, schickt sich bei der momentanen Erregung durch die Erinnerung an einen Typus an, die entsprechenden Mienen und Züge, welche die frühere Erfahrung in uns aufgehäuft hatte, in demselben wieder lebendig werden zu lassen. Dieser Wiedergeburt der einzelnen Züge des Typus in unserer Erinnerung scheinen die Zufälligkeiten und unbestimmten Modalitäten der äussern Objecte Zug für Zug zu entsprechen, denn der befördernde Einfluss des Objects und der typischen Vorstellung ist ein wechselseitiger. Wenn es scheint, als ob sich für jeden Zug des Erinnerungstypus am Object passende Falten, Schatten oder Linien fänden, bereichern umgekehrt die einzelnen Falten, Schatten oder Linien eine jede unser Phantasiebild um einen neuen Zug, welchen sie aus unserer eigenen Erinnerung hinzufügen.

Auf diese Art dienen also die Einzelheiten, über welche unsere Erinnerung verfügt, wenn sie von dem präexistirenden Typus (zuweilen aber auch von bestimmten Gesichtern oder Gestalten, die wir das erste mal im Geist vor uns sehen) zum Leben erweckt werden, den zufälligen Eigenschaften der äussern Objecte als Modell, um sich danach umzuformen; eben diese Eigenschaften des Körpers werden aber wieder zum Anlass für die Vergegenwärtigung der im Gedächtniss bewahrten Züge, und so tritt das äussere Abbild jener bestimmten Phantasiegestalt Zug für Zug plastisch hervor. Je aufmerksamer man daher das Object betrachtet, desto vollkommener wird die Uebereinstimmung beider

und desto schärfer und lebhafter hebt sich die Erscheinung ab. Jeder kann vorkommendenfalls dieses Experiment an sich machen, und wenn er alle Phasen dieses Vorganges von Anfang bis zu Ende kaltblütig und kritisch auseinanderzuhalten weiss, wird er unserm Erklärungsversuch wol ganz sicher beistimmen.

Diese Erscheinung, welche mittelbar nur eine Consequenz des allgemeinen von uns aufgestellten Entwicklungsgesetzes aller Mythen ist, dürfte, wie ich wenigstens zu hoffen wage, auch über die Entstehung vieler Hallucinationen sowol bei normalem Geisteszustand, wie bei krankhaften Geistesstörungen, neues Licht verbreiten können. Die verschiedenen Gestalten von Menschen, Thieren oder leblosen Körpern, oder die vermeintlichen Wahrnehmungen von Lauten, Worten, Gesängen und Reden, welche den Inhalt solcher Hallucinationen bilden, haben sowol innere Motive, wie auch äussere begünstigende Momente; innere in den Vorstellungen und Wahrnehmungen, welche die unbewusste Thätigkeit des Gedächtnisses in den lichten Intervallen plastisch herausbildet, äussere in einigen Zufälligkeiten und Modalitäten der Form, welche sich bei äussern Objecten finden können; und so wirkt immer das eine Moment begünstigend auf das andere ein.

Wenn bei den normalen Hallucinationen die Lebhaftigkeit des innern Bildes oder die der physiologischen Thätigkeit eine Projection nach aussen zu Stande bringt, helfen die Umrisse und die Besonderheiten in der Gestalt der äussern Objecte die Vision je nach ihrer Natur und der Beschaffenheit des innerlich vorschwebenden Bildes noch vervollständigen; und zuweilen, wenn die physiologische Bedingung zu einer Hallucination potentiell vorhanden oder auch schon ein virtueller Anstoss zu ihrer Erscheinung gegeben ist, wird gerade durch die gesammte äussere Erscheinung oder durch einige specielle Einzelheiten eines Körpers, der zu dem innerlich in Entstehung begriffenen Bilde eine Analogie darbietet, das letzte Hinderniss hinweggeräumt werden.

Und wie auch die Entstehung oder die ursprüngliche Art der Raumvorstellung und die psychischen und physiologischen Beziehungen zu dem wirklichen Raum — eine Frage, welche gerade neuerdings eifrig ventilirt wird — sein mögen, das wenigstens ist sicher, dass Gewohnheit und Einfluss der Erbllichkeit in uns die Anschauung eines angeborenen psychischen, sozusagen künstlichen Raumes in uns unterhalten, in welchen die verschiedenen Sinneseindrücke spontan in gehöriger Entfernung projecirt werden. Ein klarer Beweis dafür ist folgender. Betrachten wir die Sonne oder irgendeinen andern glänzenden Körper, z. B. die Fenster eines Zimmers am Tage, schliessen wir dann die Augen und sorgen durch weitere Bedeckung derselben dafür, dass es vollkommen ein Ding der Unmöglichkeit ist, den äussern Raum wahrzunehmen, so wird sich doch das Bild der Sonne, nebenbei in verschiedenen Farben, oder das des Fensters in gehöriger Entfernung in den dunkeln Raum vor uns projeciren und sich in diesem psychischen Raume bewegen. Auch für die subjectiven Gehörsempfindungen trifft diese Erscheinung zu, denn sie werden wahrgenommen, nicht im oder unmittelbar am Ohr, sondern scheinen aus der Ferne zu kommen. Was es daher auch für Ursachen sein mögen — es ist hier nicht der Ort, näher darauf einzugehen — welche diese Trugvorstellung des psychischen Raumes erwecken, die Thatsache selbst ist unbestreitbar, und man lernt aus ihr im Gegentheil verstehen, wie bei den Hallucinationen das innere Bild nach aussen projecirt werden kann, oder wenigstens projecirt zu werden scheint. Wie man sieht, ist diese überraschende Erscheinung doch nur ein anderer Modus eines regulären Vorganges im Gebiete der psychisch-physiologischen Function der Projection von Sinnesvorstellungen, an deren Ausbildung Gewohnheit und Erziehung, nachdem einmal aus den frühesten Erfahrungen eine Raumvorstellung sich entwickelt hat, sicher den vornehmsten Antheil besitzen.

Es gibt also auch Fälle, wie wir vorhin sahen, wo die Hallucinationen aus einer äussern Veranlassung hervorgehen; noch viel leichter ereignet sich das aber beim Wahnsinn und andern Geistesstörungen. Es braucht bei diesen nur die kritische Aufmerksamkeit oder das klare Unterscheidungsvermögen für die Aussendinge gelähmt zu werden, damit diese als Gesichtseindrücke oder durch die Laute, Reden und Geräusche, welche von ihnen ausgehen, den Anstoss zu einem ausgedehnten Cyklus von Gesichtshallucinationen oder eine lange Reihe von Sätzen und Reden geben können. Es hat dann nichts Befremdendes, wenn in der Verzückerung zum Beispiel, wo alle Spannkkräfte des Organismus im Dienst weniger Ideen und Vorstellungen oder auch nur einer einzigen aufs höchste in Anspruch genommen sind, jedes Zeichen, das die Aussenwelt auf den Bahnen des Gesichts oder Gehörs oder sonst wie sendet, gemeinschaftlich mit der schon erörterten Reproduction adäquater Gedächtnissvorstellungen sich nach der Beschaffenheit jener Bilder einer lebhaften und exaltirten Phantasie umformt und sie noch verstärken hilft; was dann alles zusammen jenen wunderbaren Zustand der Ekstase ausmacht. In vielen Fällen dieser Art haben gewiss noch subjective Licht- und Farbenempfindungen, welche die Visionen begleiteten, bei Personen, die zu dergleichen Geisteserkrankungen neigen, viel dazu beigetragen, das Wunderbare der in der Verzückerung gesehenen Dinge noch zu erhöhen; denn diese Empfindungen fehlen zwar auch bei körperlich und geistig gesunden Menschen keineswegs, finden sich aber doch ohne Zweifel häufiger bei denen, deren psychischer und physiologischer Zustand kein ganz normaler mehr ist. Darum wissen solche Leute nach einer Verzückerung nicht selten von göttlichen Erscheinungen zu berichten, die von hellem Glanze umflossen waren.

Um nun zu den Nachforschungen anderer auch einen kleinen Beitrag zur nähern Kenntniss dieser Erscheinung zu liefern, sei es mir gestattet, (nicht als ob ich per-

sönlich Werth darauf legte, sondern nur weil ich wünsche, auch mit meinen Unvollkommenheiten der Wissenschaft einen wenn auch noch so geringfügigen Dienst leisten zu können) einige dahin gehörige That-
sachen anzuführen, welche mich persönlich angehen, obgleich viele andere sicher Gleiches beobachtet haben werden. Von Kindheit an habe ich bei Tage und bei Nacht verschiedene subjective Lichtempfindungen gehabt und konnte sie, da ich, Gott sei Dank, vollkommen gesund bin, mit der grössten Bequemlichkeit beobachten. Bei andauernder Lektüre, körperlicher Ermüdung, Schlaflosigkeit, psychischen Affecten und auch bei vorübergehenden gastrischen Indispositionen sehe ich helle Flämmchen, die in einiger Entfernung von mir rotirende Bewegungen ausführen. Sie sind sehr klein, von oblonger Gestalt, in mehreren concentrischen Schichten mit kurzen Abständen angeordnet und ziehen längere oder kürzere Zeit hindurch, wie objective äussere Erscheinungen, ihre beweglichen Kreise, wobei sie ein höchst lebhaftes bläulichgelbes Licht ausstrahlen. Ein anderes mal glaube ich anstatt der gewohnten Figur Sterne zu sehen, welche in einem unermesslich sich dehrenden Raume, wie an einem Firmament unsterblich funkeln. Ausser dieser Erscheinung aber habe ich wol zwanzigmal in meinem Leben Gelegenheit gehabt, andere hervorragendere subjective Lichterscheinungen zu schauen, die übrigens auch sonst nicht unbekannt sind. Eine solche Erscheinung, welche nur bei vollständigem allgemeinen Wohlbefinden eintritt, beginnt immer mit einer Trübung des Blicks; ich sehe wol noch meine Umgebung und erkenne die Gesichter von bekannten Personen und ihre Züge, aber ich unterscheide nichts mehr deutlich, denn das ganze Gesichtsfeld ist in zitternde Bewegung gerathen. Dieses Stadium dauert ungefähr zehn Minuten, dann kehrt wieder die vollkommene Sicherheit des Blickes zurück. Dafür erscheint jetzt aber um das eine Auge, bald das rechte, bald das linke, aber ohne den Blick zu behindern, eine leuchtende, zickzackartig

geschwungene Kreislinie mit sehr spitzen Winkeln. Dieselbe führt eine etwas geschlängelte und im untern und mittlern Theil unterbrochene Drehung aus und weicht dabei immer mehr vom Auge in den subjectiven Sehraum zurück; das leuchtende Band, woraus der Kreis besteht und welches zuerst winkelig gebogen war, flacht sich allmählich ab, seine Winkel verstreichen (und es wird ganz sanft geschwungen, bewegt sich aber immerwährend.

Dann beginnt ein anderes wunderbares Schauspiel. Dieses aus mehrern Schichten bestehende Band, welches sich so verbreiterte und sich so weit vom Auge entfernte, dass ich es bei offenen und bei geschlossenen Augen für mehrere Meter entfernt halten würde, erglänzt jetzt in allen Farben des Regenbogens und zwar sind die Farben so lebhaft, besonders im Dunkeln, und so glänzend, dass ich in der Natur niemals etwas Aehnliches gesehen habe. Die Schönheit des Phänomens setzt wirklich in Erstaunen. Denn das farbenglänzende Band dehnt sich jetzt so aus, dass es das ganze Zimmer einnimmt, hält sich bei geschlossenen Augen in gleicher Entfernung und bewegt sich dabei immer in gleichmässigen rhythmischen Schwingungen, aber nur nach einer Seite meines Körpers hin, wobei es dann allmählich an Glanz verliert. Während dieser glänzende Kreis immer mehr sich verbreitert, entfärbt er sich, verblasst und verschwindet schliesslich ganz. Eine solche Vision dauert von Anfang bis zum Ende nicht weniger als 20—25 Minuten.

Wohlgemerkt war ich aber, so oft ich diese Erscheinung hatte, immer vorher wie während derselben bei vollkommen gesunden Sinnen, weshalb ich sie in allen Einzelheiten mit vollkommener Ruhe beobachten und studiren kann und meine Beobachtungen auch den Personen mittheile, in deren Gesellschaft ich mich befinde. Nur verspüre ich nach Ablauf dieser subjectiven Wahrnehmung einen dumpfen Schmerz über der Augenbraue des andern Auges, welches nicht die Erscheinung gehabt hat. Es erklärt sich das leicht aus der bekann-

ten Kreuzung aller Leitungsbahnen und der Art der Thätigkeit der Grosshirnhemisphären.

Nun setze man den Fall, dass dergleichen Erscheinungen — und sicher dort noch leichter — bei Personen auftreten, die zu Geistesstörung neigen und sich, ohne wahnsinnig zu sein, in einer unnatürlichen Erregung befinden; und dass dies noch zu einer Zeit oder in einer Umgebung stattfindet, in welchen religiöse Exaltation schon Platz gegriffen hat, oder bei Personen, die gewohnheitsmässig ihre Phantasie mit glühenden Bildern und Vorstellungen vom Jenseits anzufüllen pflegen; dass also neben den Trugbildern, welche unter solchen Bedingungen gebildet und nach aussen projecirt werden, solche kreisende Flämmchen erscheinen — in ihrem Zustande etwas sehr Leichtes — oder die oben beschriebene bewegliche irisirende Aureole, würden sie nicht das als himmlische Vision in ihrem Geist preisen? Denn die Bewegung der leuchtenden Sterne und des glänzenden irisirenden Streifens nebst der einleitenden Verdunkelung des Gesichtsfeldes würden als Begleiterscheinungen der gewöhnlichen ekstatischen Hallucinationen, welche sich auf Heilige, Engel und dergleichen beziehen, dieselben nicht nur übernatürlicher und den Anschauungen des Gläubigen vom Elysium conformer erscheinen lassen, sondern diese subjectiven Lichterscheinungen würden an und für sich schon die ekstatische Vision hervorrufen, wo dieselbe, wie bei dem krankhaften Zustande, in welchen sich das Opfer der Hallucinationen befindet, nur auf eine Gelegenheit zum Hervortreten wartet.

Erinnern wir uns nun, was wir vor kurzem über den Antheil gesagt haben, den äussere Einflüsse an der Zusammensetzung des Inhaltes von normalen Hallucinationen nehmen, so werden auch diese Lichterscheinungen, insofern sie die Erinnerung an die Engelsgestalten und himmlischen Erscheinungen wachrufen, welche in jenen Zeiten religiöser Begeisterung so lebenswahr gesehen wurden, ihnen gegenüber die

Rolle äusserer Einflüsse spielen und das Auftreten der Erscheinung selbst bewirken können. So entsteht schliesslich ein umfassendes weitverzweigtes Drama religiöser Hallucinationen, wie es sich so genau in den Berichten über die Visionen vieler Ekstatiker beschrieben findet. Dergleichen Erscheinungen sind aber nicht nur den modernen Religionen eigenthümlich, sondern auch den heidnischen des Alterthums und selbst den rohern Culten vieler wilden Völker. Die allgemeine Ethnographie lehrt uns, dass zahlreiche Mythen der modernen wilden Völker realen und abnormen Hallucinationen und auch subjectiven Lichterscheinungen, die dem Begriffsvermögen dieser Menschen angemessen sind, ihren Ursprung verdanken; weshalb auch alle Geisteskranke von dem einfachen Epileptiker bis zu dem Wahnsinnigen und Idioten für von oben inspirirte Propheten und Wunderthäter gelten, deren Verehrung durch den Bericht über die wundersamen Visionen, welche sie bei ihren Anfällen haben, noch gefördert wird. In Afrika, den barbarischen Theilen Asiens, Amerikas, Australiens, ja selbst unter den unwissenden und abergläubischen Bevölkerungsschichten unseres Erdtheils findet man genug Beispiele dafür, und auch die civilisirten Völker aller Zeiten haben sich ebenso wenig davon freigehalten, als wir modernen Menschen, wie wir alle nur zu gut wissen.

Es gelang uns also, auf diesem Wege den ersten Ursprung des Mythos, der Träume, aller Illusionen, der normalen und anormalen Hallucinationen auf eine einheitliche Thatsache, einen Urquell und ein Grundprincip zurückzuführen: nämlich auf den uns von jeher angeborenen Zug, den Inhalt einer jeden Erscheinung, auf was für eine Sinneswahrnehmung sie sich auch beziehen möge, als causales Wesen zu entificiren. Diese Erscheinung gehört in ihrer einfachsten Form und auf ihrer untersten Entwicklungsstufe nicht ausschliesslich dem Menschen, sondern auch tiefer stehenden Geschöpfen, den Thieren an, wobei sie an den uns zunächst stehen-

den sich direct beobachten lässt, für die andern inductiv geschlossen wird, immer aber sich nach der Quantität und Qualität ihrer Sinnesempfindungen richtet. Jenes gewaltige Drama also, welches in abergläubischen Handlungen und Gebräuchen, in Religionen, mythischen und mythisch-wissenschaftlichen Systemen, in der Geschichte der Völker vor unsern Augen sich abspielt, wie andererseits die mannichfach belebten dramatischen Vorgänge der Träume, Illusionen, mystischen und krankhaften Hallucinationen, alle beruhen auf diesem einen auch das ganze Thierreich beherrschenden Grundprincip und sind in letzter Instanz alle identisch; dieses Grundprincip wird aber beim Menschen zugleich auch der Ausgangspunkt für Wissenschaft und Wissen. Dieses Ergebniss dürfte, wie ich mir zu schmeicheln wage, der Beachtung der Gelehrten und wohlmeinender Kritiker wol nicht unwürdig sein und seinerseits sowol durch die breite, auf dem gesammten Thierreich ruhende Grundlage, welche die allgemeine Psychologie dadurch erhält, als auch die neue Betrachtungsweise vom entwicklungsgeschichtlichen Standpunkte aus, zur Herstellung der definitiven Einheit in dieser Wissenschaft etwas mit beitragen helfen.

Aber diese primäre Eigenthümlichkeit unserer Sinnesempfindung, der Urquell aller mythischen Anschauungen und die physisch-intellectuelle Grundlage der Wissenschaft, ist auch einer der Factoren für die Entstehung aller Künste im allgemeinen, speciell aber ihrer ästhetischen Wirksamkeit. Jenes Gesetz, welches jeder Naturerscheinung ein zweckmässig handelndes Subject zu Grunde legt, und aus allen Vorstellungen, Ideen und den vielen normalen und anormalen Erscheinungen Entificationen macht, treibt auch den Menschen dahin, das Bild seines Innern in einer Zeichnung, einer Sculptur, einem Bauwerk zu objectiviren. Wie die Vorstellungen und Gemüthsbewegungen nach unsern Untersuchungen danach streben, sich in Lauten, Worten, Gesten oder irgendwelchen andern äussern Handlungen zu verkörpern,

so drängen sie nicht weniger dazu, sich auf verschiedene Weise auch materiell an einem äussern Object bleibend zu verewigen. Es ist eine angeborene Incarnations-tendenz, wie bei den Fetischen, wo wir sie in den vorhergehenden Kapiteln beschrieben haben. So versuchen alle Kinder und Wilden, aus dieser angeborenen Naturnothwendigkeit und dem daraus entspringenden Nachahmungstrieb die Naturkörper oder die phantastischen Vorstellungen, welche sie sich gebildet haben, unbekümmert um das Gelingen, in rohen bildlichen Darstellungen wiederzugeben. So wurden Zeichnungen von Thieren und andern Dingen selbst bei den Tasmaniern und Australiern gefunden, um einige der am tiefsten stehenden Rassen anzuführen. Diese Erscheinung ist aber keineswegs nur den uncultivirten Völkern unter den lebenden, oder denen, bis zu welchen unsere historische Erinnerung reicht, eigenthümlich, sondern Zeichnungen, Sculpturen von Thieren, Menschen und andern Dingen sind auch in den Wohnungen und unter den Resten der prähistorischen Menschen gefunden worden; selbst bei den ältesten Menschen aus dem Zeitalter der behauenen Steine, welche Zeitgenossen seitdem ausgestorbener Thiere waren, nach welchen noch Floren und Faunen in der Welt gewechselt haben und noch Veränderungen in der Gestalt der Continente vor sich gegangen sind. Der Metatarsus eines Hirsches, auf dem zwei Wiederkäuer geschnitzt waren, in der Grotte von Savigné, zwei Bruchstücke von Thierzeichnungen auf zwei Schieferplatten in der Grotte von Eyzies, die sogenannten Commandostäbe in der Madeleine mit Darstellungen von Pferden, Rennthieren, Fischen, Rindern und andern Thieren; zwei den Menschen betreffende Darstellungen, nämlich ein einzelner Vorderarm und ein gebückter ganz nackter Mann, welcher auf der Schulter einen kurzen Stock trägt; die Zeichnung eines Mammuths auf einer Elfenbeinplatte, die Statuette einer schwangern Frau ohne Arm, die von Herrn Vibraye auf der Fundstelle von Laugerie-Basse gefunden wurde, bekannt unter dem Namen der *Venus impudica*;

eine Zeichnung — der sogenannte Jäger — welche einen Mann darstellt, wie er mit einem Bogen bewaffnet einen Auerochsen verfolgt, der mit gesenktem Haupte drohend einherstürmt; der Mann vollkommen nackt und mit einem spitzen Kinnbarte; und noch andere Zeichnungen, welche Jagdscenen und Thiere aus jenen entlegenen Zeiten darstellen, sind klare Zeugnisse für das frühe Auftreten des Nachahmungstriebes und seiner angeborenen Begründung in der menschlichen Natur.

Die Nachbildung von Thieren oder leblosen Dingen und die Errichtung von Monumenten aus abergläubischen Motiven, oder um sich und sein Volk zu verherrlichen, ist ausschliesslich dem Menschen eigen: man müsste denn etwa die Lauben ausnehmen wollen, welche die Chlamyderen und andere verwandte Arten ausser ihren Nestern zur Paarung bauen und welche der Ausfluss eines gewissen Schönheitssinnes, eines Gefühles für lebhaftre Freude und eines Verlangens sind, dieselbe auch äusserlich zu bethätigen; Eigenschaften, die auch bei vielen andern Thieren zu Tage liegen. Im Ganzen aber ist die Kunst und ihr wesentliches Princip ein rein menschliches Product, und ich selbst habe an einem andern Orte die Gründe für diese Erscheinung an den Verschiedenheiten des menschlichen und thierischen Geisteslebens nachgewiesen, weshalb ich hier nicht noch einmal darauf zurückkommen will. Jene wenigen Fälle von Kunstleistungen, welche nicht zur Befriedigung thierischer Bedürfnisse dienen, und der Sinn für Formen- und Farbenschönheit, wie er hier und da bei einigen und sehr verschieden hochstehenden Thieren auftaucht, beweisen uns, dass die Anfänge des menschlichen Kunstsinnes und der menschlichen Kunstfertigkeit sich schon im Thierreiche finden und dass diese Eigenschaften ausschliesslich von ihm durch Reflexion nur vervollkommenet wurden, folglich also nur die Richtigkeit der Descendenz- und allgemeinen Entwicklungstheorie.

Doch folgte der älteste Mensch bei dem Versuche, Gegenstände graphisch oder plastisch nachzubilden,

nicht nur jenem angeborenen Drange, in welchem das innerlich schon fertige Bild zu einer äusserlichen Kundgebung treibt, sondern er schrieb diesen Zeichnungen und Sculpturen, welche sein ästhetisches Bedürfniss befriedigten, zugleich eine geheime Macht und einen übernatürlichen Einfluss zu. Ein solcher Glaube ist nicht nur bei unsern eigenen Kindern, sondern auch bei allen Wilden zu erkennen, wovon wir so zahlreiche Beispiele haben; gibt es doch Wilde, welche beim Anblick eines Porträts Furcht äussern und vor ihm, wie vor einer lebenden Person zurückfliehen.

Nachdem aus den angegebenen Gründen sich allmählich der Glaube an Geister entwickelt hatte und in seinem Gefolge eine rohe Incarnationstheorie, musste dieses Gefühl durch eingegrabene oder gemeisselte Bilder nur noch verstärkt werden; denn wenn man in jedem Körper, ganz gleich von welcher Art, die Gegenwart eines Geistes zu fühlen glaubte, um wie viel mehr musste das nicht bei graphisch oder plastisch dargestellten Thier- und Menschengestalten der Fall sein. Sie bildeten das Amulet, den Talisman, das Gris-gris der Wilden im engern Sinne und stellten dazu auch unförmliche Thiergestalten, Ungeheuer, Menschen und Theile des menschlichen Körpers vor; man erinnere sich an den Phallusdienst, der von jeher in der Welt allgemein verbreitet war. Der Geisterglaube, ein Effect der Personification der Schatten und des Glaubens an das Weiterleben der eigenen Persönlichkeit nach dem Tode, wirkte durch mythische Gebräuche auf die Art und das Ceremoniell des Begräbnisses, die Stellung der Leichen und die Anlage und Form der Grabhügel zurück. In der That sind es nur die mit dem Geisterglauben zusammenhängenden mythischen Anschauungen und die auf sie gegründete phantastische Weltanschauung, auf welche die Gewohnheit der geraden oder zusammengekauerten oder sitzenden Stellungen der Leichname und ihre bestimmte Orientirung zu einer der vier Himmelsgegenden zurückzuführen sind; und die ur-

alten Kreuze, welche nur auf Gräbern in Amerika erhalten sind, wurden von Brinton richtig als Symbol der vier Weltgegenden mit Bezug auf den Grabhügel und die menschlichen Reste, welche er umschloss, gedeutet. Manche australischen Stämme begraben den Todten mit dem Gesicht nach Osten gewendet, die Fidschiinsulaner mit Kopf und Füssen nach Westen, worin sich viele nordamerikanische Völker ihnen anschliessen. Andere südamerikanische beugen den Körper in der Mitte und richten das Gesicht nach Osten. Die Peruvianer gaben ihren Mumien eine sitzende Stellung und liessen sie nach Westen sehen. In Asien richten die Ainos von Yesso den Kopf nach Westen; die heutigen Siamesen schlafen niemals mit dem Gesicht nach Westen, weil sie ihren Todten beim Verbrennen auf dem Scheiterhaufen diese Stellung geben. Auch die Griechen trugen in ähnlicher Weise Sorge für ihre Todten, wie schliesslich sämtliche barbarischen und civilisirten Völker aller Zeiten.

Diese abergläubischen Gebräuche und spiritistischen Anschauungen dienten zur Richtschnur bei den ersten Anfängen aller künstlerischen Bestrebungen, was die Nachbildung der menschlichen Gestalt und die Form und Lage von Tempeln und Grabhügeln betraf; denn in ihnen waltete ein Symbolismus, welcher aus den mythischen Ideen über die Zusammensetzung, die Organisation und die Bestandtheile der Welt und den gangbaren kosmischen Fabeln entsprang. Wir können das an den religiösen und nicht religiösen Leichenmonumenten aller Völker des Erdballs, von ihren einfachsten Anfängen bis zu unserer Zeit nachweisen: überall, in Indien, China, Centralasien, in Afrika, speciell Aegypten, in Amerika und in Europa von den Griechen an durch die Römer und das Christenthum hindurch bis auf unsere Tage; und auch die australischen Stämme und die Bewohner beider Polarzonen machen davon keine Ausnahme.

Wenn auch durch die Schöpfungen der plastischen Künste und der Malerei auf den Höhepunkten un-

serer Civilisation, in der Blüte des menschlichen Schaffens und bei den psychisch am meisten dazu beanlagten Völkern im allgemeinen nur das reinste ästhetische Gefühl befriedigt wurde, so fühlte die grosse Mehrzahl der Völker doch auch schon in jener frühesten Epoche in der Statue und dem Bilde daneben das, was späteren Zeitaltern bis auf die Gegenwart herab noch deutlicher zum Bewusstsein kam: nämlich die Gegenwart eines Numen in der eigenthümlichen Bedeutung dieses Wortes; die Bilder wurden unbewusst nach demselben Gesetze beseelt und personificirt, nach welchem man die Naturerscheinungen personificirte; der Tempel veranschaulichte und bezeugte als ein künstlerisches Symbol des lebendigen Weltorganismus das hehre Dasein der Götter. Wenn ein derartiges Gefühl durch die wachsende künstlerische und intellectuelle Ausbildung von jedem mythischen Beigeschmack allmählich frei wurde, erlosch es doch vor den Kunstwerken selbst niemals; und viele würden noch heute es ebenso machen, so handeln, wie einstmals, aber auch noch jetzt, einige wilde Völker verfahren, die die Götterbilder bedeckten und verhüllten, wenn sie etwas thun wollten, dessen Anblick diesen Bildern von Göttern und Heiligen misfallen müsste. Geht man den Gefühlen auf den Grund, welche wirklich einen Mann aus dem Volke bewegen, wenn er die Statue eines grossen Mannes betrachtet, so würde man ausser dem ästhetischen Genuss in ihm fast unbewusst den Gedanken lebendig finden, dass der Geist des Todten in das Bildwerk übergegangen ist und an der Bewunderung der Beschauer gleichsam Antheil nehmen kann.

Der Bilderdienst gründet sich immer und überall im Wesentlichen auf jenen alten Glauben an die Incarnation von Geistern und die Numen von Fetischen. Welchen Unterschied kann man in Wirklichkeit zwischen der abergläubischen Anbetung machen, welche der Wilde seinem Fetisch zollt, in dem er die Anwesenheit eines geheimnissvollen Wesens ahnt, oder zwischen der Anbetung von Bildern bei vielen Culturreligionen der

Gegenwart? Allerdings unterscheiden die Gebildeten und die Dogmatik der Religionen die ehrfurchtsvolle indirecte Verehrung von der unmittelbaren Anbetung, aber betet die grosse Mehrzahl der Gläubigen das Heiligenbild nicht etwa unmittelbar an? Wer kann das leugnen? Und der so allgemein in allen Kreisen und Ständen noch blühende Glaube an die Wirksamkeit der Reliquien, die doch aus allen möglichen Dingen, Knochen, Haaren, Kleidern oder beliebigem anderm Zeug bestehen, ist er nicht eine einfache Weiterentwicklung des Glaubens der Wilden an ihre Amulete und Gris-gris? Kam dieser Glaube an Fetische und Götterbilder nicht durch schrittweise natürliche Umformung sogar dahin, sich selbst an Wort und Schrift zu heften? Hing man doch Fetische und Götterbilder an Pflanzen oder auch im Innern von Tempeln, als Symbol eines permanenten Gebetes auf, und ging man doch bei den Buddhisten sogar bis zur Construction von Gebeträdern. Haben wir nicht auch bei uns analoge Beispiele in den Versen aus der heiligen Schrift, oder den Evangelien oder einer Heiligenlegende, welche in eine Art von Amuleten eingewickelt Personen um den Hals gehängt werden? Und die reichen Spenden ewiger Lampen, welche vor den Heiligenbildern zum ewigen Andenken an eine Gunstbezeigung oder Hülfeleistung aufgehängt werden; der Besuch einer bestimmten Anzahl von Gotteshäusern, wobei jene Zahl so in eine persönlich wirksame geheimnissvolle Macht sich verwandelt, in derselben Weise, wie alle civilisirten und barbarischen Völker des Alterthums einigen Zahlen eine mythisch-göttliche Macht beilegen? wovon wir auch bei den Peruvianern und andern amerikanischen Völkern Beispiele für die Zahl 4 haben.

Allein ausser der uns werthen Erinnerung, welche der Anblick von Porträts immer erweckt, schleicht sich nicht in dem Augenblicke, wo wir sie betrachten, durch ein unbewusst spontan in uns aufsteigendes Gefühl, gleichsam der Todte oder Abwesende mit ein und verkehrt im Geiste mit uns? Es sind das flüchtige und

kaum beachtete Phasen des Bewusstseins, welche aber dem Auge keines Beobachters entgehen werden, der bei sich und andern einen Blick dafür hat. Erregen nicht Schändungen und Beschädigungen heiliger oder profaner Bilder Gebildete und Ungebildete, Barbaren und civilisirte Menschen tief, und nicht allein wegen des rohen Verbrechens gegen die dargestellte Person, sondern auch, weil ein spontan in uns aufsteigendes Gefühl das Verbrechen in jenem Augenblick gleichsam gegen die wirkliche Person gerichtet erscheinen lässt, welche uns durch eine ebenso unmittelbare Voraussetzung in dem Bilde gegenwärtig zu sein scheint? Es ist bei aufmerksamer Selbstprüfung nicht möglich, in jenem Moment beide Gefühle voneinander zu sondern; denn auch die widrigen und blutigen Szenen, die auf dergleichen Motive sich gründeten, ja nur zu wohl auch die Galgen und Scheiterhaufen düstern Andenkens, welche solchen Zwecken dienten, hatten in letzter Instanz keinen andern Anlass, als die gegenseitige Durchdringung des Bildes mit der dargestellten Sache.

Wer würde also, mag er sich einer auch noch so feinen Bildung, eines noch so gewählten künstlerischen Geschmacks erfreuen, vor den Gemälden oder Sculpturen der grossen Meister älterer und neuerer Zeit, während er geistig und ästhetisch jene Wunderwerke geniesst (wenn er anders dem Gefühl, welches ihn beherrscht, auf den Grund gehen will), jene Sinnesindrücke nicht beleben, beseelen, personificiren? wer lässt sich nicht von der Schönheit und Wahrheit des Ausdrucks und der Darstellung so hinreissen, dass er, ohne es zu wollen, in höhere Erregung geräth und von den dargestellten Leidenschaften mit ergriffen wird, als ob Menschen und Dinge dort vor ihm wirklich da wären? Und gerade bei einem Kunstwerk, welches in der Zeichnung, in der Vertheilung von Licht und Schatten, in der Haltung und dem Ausdruck der Personen, in der Harmonie aller Einzelheiten mit dem Hintergrunde, von welchem sie sich abheben, vollendet erscheint, werden wir nicht auf alle

diese Vorzüge ganz evident erst von jener verborgenen Personificationsfähigkeit für Sinneseindrücke aufmerksam gemacht und in unserm Genusse derselben durch sie noch bestärkt? Ist nicht auch in diesem Falle nebenbei, wenn auch in feinerer Art und mit geringerer Anstrengung des Gedächtnisses, das Wirken jenes oben beschriebenen Processes zu erkennen, nach welchem Objecte von geeigneter unregelmässiger Lagerung oder annähernder Configuration den Gedanken an eine gespenstige menschliche Erscheinung in uns wach rufen? Und woher kommt schliesslich das alles, wenn nicht immer wieder aus jenem primären angeborenen Gesetz der thierischen Perception? Treten vielleicht nicht in unserer innern Anschauung Züge, Glieder, Farbe, Zeichnung zu einer Darstellung, welche ein Gesicht, eine Person, einen Ort nur in leichten Umrissen darstellt, oder zu einer unfertigen Statue ergänzend hinzu? — Hören wir nicht oft die Klage, dass die zu sehr ausgeführten Kunstwerke ermüden und weniger gefallen, weil sie unserm Geiste nichts zu thun übriglassen? Zeigt uns dieser Ausspruch nicht klar, was wir dunkel alle fühlen, nämlich dass wir selbst aus unserm Innern an jedem äussern Eindruck etwas zu vervollkommen und hinzuzufügen haben?

Wir brauchen nicht weitläufig zu beweisen, was jetzt allgemein anerkannte Wahrheit ist, dass nämlich bei den architektonischen Monumenten jeder Gattung immer und überall ein Symbolismus zum Ausdruck kam, welcher aus uralten, jedem Volke eigenthümlichen Anschauungen floss. Wer kennt nicht ihre Bedeutung in Indien, Mesopotamien, Aegypten, Phönizien, Judäa, Griechenland, dem antiken und christlichen Rom, und die Bedeutung der Reste aus dem Alterthum barbarischer Völker und in Amerika? Entstanden nicht selbst noch im Mittelalter die Freimaurerorden, welche mit den christlichen Symbolen eine Reihe von den verschiedensten alten Traditionen vereinigten? Haben wir nicht noch heute unbewusst jene Traditionen bewahrt und die äussern Formen zum Theil wenigstens beibe-

halten, obgleich niemand mehr an das Symbol denkt? Die Grabhügel, welche einen Geist einschlossen und um welche die Schatten schwebten, wären die ersten Monumente unter freiem Himmel, und aus ihnen gingen dann nach einer leichtverständlichen Ideenverbindung die Tempel mit ihren ganz ähnlichen Anlagen und die andern religiösen und bürgerlichen Architekturwerke hervor. Wollten wir die stufenweise Entwicklung des Grabhügels zum Tempel, zur Königsburg, zum Siegeszeichen verfolgen, so würden wir sehen, wie ihre äussere Form und der menschliche und kosmische Mythos sich wechselseitig förderten. Ethnographie, Archäologie und die Geschichte aller Völker lassen deutlich die verschiedenen Grade einer solchen Entwicklung erkennen. Wir müssen uns daher mit diesem Hinweis begnügen; dem gelehrten Leser werden ohnehin genug Zeugnisse einfallen. Bei allen und selbst den modernen Bauwerken sind die symbolischen Bedeutungen, welche mit der Anordnung der einzelnen Theile, dem allgemeinen Umriss, der Ausschmückung verknüpft waren, und welche ihrerseits wieder auf mythische Anschauungen zurückgehen, bestehen geblieben, während ihre Bedeutung nicht mehr beachtet wird; ebenso wie das Wort, welches jetzt als einfaches phonetisches Merkmal und gleichsam als algebraisches Zeichen gebraucht wird, dem Philologen doch die Spuren des ältesten und concreten Bildes, aus dem es hervorging, verräth. Denn auch die Künste schlagen gleich jedem menschlichen Product in ihrer historischen Entwicklung denselben Weg ein, welchen wir beim Mythos verfolgt haben; was zuerst reiner Fetisch war, bildete sich später in Berührung mit höher entwickeltem religiösen Aberglauben und kosmischen Mythen weiter und wandelt sich langsam in mythische Vorstellungen um, welche ihrerseits wieder vor der Trägerin der Wahrheit, der Wissenschaft, und denjenigen Formen zurückweichen und verschwinden, welche als solche den natürlichen Schönheitssinn und seine Bethätigung im einzelnen am meisten befriedigen.

Die Kunst des Gesanges und der Instrumentalmusik stimmt in Ursprung und Entwicklung mit den bildenden Künsten vollkommen überein. Vico, Strabo und andere haben behauptet, dass die ersten Menschen singend redeten, und damit eine grosse Wahrheit ausgesprochen. Wie die Geberde und die Pantomime im allgemeinen Factors sind, welche die Bedeutung und den Inhalt des ersten unvollkommenen Wortes ergänzten, welches — bei verschiedenen Völkern ja bis auf den heutigen Tag — noch arm an Beziehungen und Ausdrucksweisen für dieselben war, so verhielt sich auch der Gesang oder die Modulation der Vocale und der Tonfall bei der Aussprache eines Wortes zu der Erregung der Gefühle. Die psychisch-physiologischen Bestrebungen, welche darauf ausgehen, Vorstellungen oder Gemüthsbewegungen in dem Klange eines Vocales, welcher noch keine bestimmte individuelle Bedeutung hat, auch äusserlich darzustellen, und andererseits auch die grössere oder geringere Intensivität jener geistigen Vorgänge mussten bei den ersten Sprachen ebenso nothwendig eine entsprechend reiche phonetische Modulation ausbilden, wie sie unbedingt die Ergänzung durch Gesten und Mimik forderten. Wort, Geste und Gesang entstanden daher in dem weiten und dehnbaren Rahmen des Wortes gleichzeitig. Das lässt sich nicht nur aus den Sprachen vieler modernen Wilden erschen, sondern auch noch aus denen höher civilisirter Völker, welche es, wie das Chinesische, noch nicht bis zur Flexion gebracht haben; denn hier unterscheiden sich die verschiedenen Bedeutungen der häufig wiederkehrenden gleichen monosyllabischen Wurzel nicht nach dem grammatischen Verhältniss zu andern Wörtern, ausser vielleicht in ihrer Stellung zu den übrigen Satzgliedern, sondern in der Modulation und Betonung, mit welcher sie ausgesprochen werden. Wer Kinder in den ersten Lebensjahren beobachtet hat, wenn sie zu sprechen anfangen, hat sicher das nämliche Verfahren bei ihnen nachweisen können.

Das Universalgesetz, welches jede Bewegungerscheinung in der Natur bis zu ihren verborgensten Aeusserungen beherrscht, ist der Rhythmus, oder die regelmässige Abwechselung von Action und Reaction, mit welcher eine Schwingung anfängt und endigt; es ist dasselbe Gesetz, das uns — nur im grossen Maassstabe — in allen periodischen Bewegungen der Himmelskörper wie des Erdballs entgegentritt; und auch in dem Formenreichthum der organischen Welt ist sein Wirken zu spüren. Nun zeigt sich dieses Universalgesetz auch in dem innern organisch-psychischen System der Menschen und der Thiere und kommt hier erst sich selbst zum Bewusstsein. Dieser Universalrhythmus bildet ferner die Grundform des Klanges in den Schwingungen von Metallstäbchen und Saiten, welche von einem passend organisirten Ohre äusserlich wahrgenommen wird; und wie unser Gehörorgan, das sie jetzt durch lange Anpassung vernimmt, das Endresultat einer Summe äusserer und innerer Naturnothwendigkeiten ist, so sind die Klänge die äussern Ursachen, um mich genauer auszudrücken, seiner organischen Entwicklung und Zusammensetzung.

Zufolge dieser organischen Gesetze und schon besprochenen Impulse zu phonetischen Modulationen entrang sich das erste Wort der menschlichen Brust unter gesanglichen Accenten und rhythmischen Formen, welche ihrerseits die Entwicklung von Versbau und Metrik bedingten und ermöglichten. Nach den classischen Untersuchungen von Helmholtz ist ja jede Note wegen der Obertöne, welche während ihrer ganzen Dauer mitklingen, gleichsam ein ganzer Accord. Aber auch wenn wir uns auf unsere Rasse beschränken, so beweist uns ausser den Untersuchungen von Westphal und andern über die Metrik der vedischen Arier, Iranier und Griechen auch die Entwicklung des Versbaues und die historische Aufeinanderfolge der Metra die Identität und damit auch den gemeinschaftlichen Ursprung der Versmaasse dieser Völker. Nach einem Vergleich der alten

griechischen Metrik in den Iamben des Archilochus mit denen der vedischen Hymnen ist kein Zweifel mehr daran gestattet. Hier wie dort findet man drei iambische Versmaasse, den Dimeter, den katalektischen und den akatalektischen Trimeter*.

* Während der Correctur dieser Zeilen kam mir die Schrift von Berg: „Die Lust an der Musik“ (Berlin 1879), zu Gesicht. Berg, ein Realist, stellt Betrachtungen über den Ursprung der Lust an, welche wir beim Anhören einer Reihe von Klängen empfinden, die mit einer gewissen Regelmässigkeit aufeinanderfolgen — was für ihn das wahre Wesen der Musik ausmacht. Die Lösung findet er in einigen Aussprüchen und Untersuchungen Darwin's. Letzterer bemerkt nämlich, dass bei den Sängern unter den Thieren, Vögeln, Insekten, einigen Säugethieren die Zeit des Gesanges mit der Brunst zusammenfällt; Berg schliesst daraus, dass die ersten Menschen und vorzüglich die Anthropoiden ihre Stimme gebrauchten, um die Aufmerksamkeit der Weibchen auf sich zu lenken. Auf diese Weise hätte sich ein Causalnexus zwischen dem Gesange und den Aeusserungen der Liebe, Nebenbuhlerschaft und Freude hergestellt, welcher durch den Einfluss der Vererbung untrennbar befestigt worden wäre und auch noch weiter bestand, als der Gesang schon längst aufgehört hatte, nur ein Mittel zur Erreichung des ursprünglich mit ihm verbundenen Zweckes zu sein. So viel über die Lust an der Musik im allgemeinen. Nun bleibt noch zu erledigen, warum das Ohr gewisse Klänge, Tonverbindungen u. s. w. andern vorzieht. Die Gründe dafür sind nach Berg negativer Art; das Ohr wählt nicht die Klänge, welche ihm grösseres Vergnügen bereiten, sondern die, welche es weniger peinlich berühren. Er stützt sich hier auf die Helmholtz'sche Fundamentaltheorie der Klänge. Die Helmholtz'sche Theorie ist richtig, aber die Berg'sche scheint mir verfehlt, da die positive Wirkung eines musikalischen Accordes aus seiner Behauptung, dass die Lust an der Musik nur negativer Natur ist, sich in keiner Weise erklären lässt. Was nebenbei den Ursprung der Lust an der Musik und den Berg'schen Versuch, dieselbe aus Darwin'schen Beobachtungen zu erklären, betrifft, so vermag Berg, abgesehen davon, dass seine Behauptung eine ganz willkürliche Hypothese ist, nicht zu erklären, warum die Männchen ihre Stimme wie einen persönlichen Vorzug verwerthen und

Dies Wenige möge für die physischen und physiologischen Bedingungen der in Rede stehenden Er-

warum die Weibchen sich dadurch geschmeichelt und befriedigt fühlen. Das ist aber, wie Reinach in der „Revue philosophique“ richtig bemerkt, der Kern des Problems.

Eine andere recht beachtenswerthe Theorie ist die, welche Clark jüngst in dem „American Naturalist“ veröffentlicht hat. Ein musikalischer Klang ist niemals einfach, sondern zusammengesetzt, und zwar setzt er sich aus einem Grundton und mehreren Obertönen zusammen, deren Intervalle von Ton zu Ton enger werden; die ersten und am leichtesten wahrnehmbaren Intervalle sind die Octave, die Quinte, die Quarte und die grosse Terz. Jeder der einfachen Töne, deren Gesammtheit den Klang ausmacht, erregt eine besondere Fasergruppe der Gehörnerven. Die häufige Wiederholung dieses Vorganges bringt eine Art organischer Prädisposition zu Wege, welche noch erblich befestigt wird. Wenn eine der Gruppen irgendwie erregt wird, trachten die andern, mit in Schwingungen zu gerathen. Ist daher ein Thier beim Singen es überdrüssig geworden, immer dieselbe Note zu wiederholen, und will es einmal mit der Höhe abwechseln, so ist es nur natürlich, dass es einen der harmonischen Obertöne wählt. Auf diese Weise gehen die musikalischen Gesetze bei den organisirten Geschöpfen schliesslich auf die gleichzeitige Harmonie der unorganischen Natur zurück, welche in den Klängen realisirt wird. Eine Stütze findet diese Lehre in den Analysen, welche viele Autoren von dem Gesang einiger Vögel gegeben haben: die Intervalle, welche diese anwenden, sind im allgemeinen dieselben, auf welche die Melodie bei den Menschen basirt ist: Octave, Quarte, Quinte und grosse Terz. Wie Reinach jedoch bemerkt, unterscheiden sich die Melodien der Nachtigall, des Kukuks und der Wachtel, wie sie Beethoven in der „Pastoralsymphonie“ nachgeahmt hat, von denen, welche sich bei dem amerikanischen Autor finden.

Wie man sieht, ist an der Methode der betreffenden Autoren nichts auszusetzen, aber ich glaube nicht, dass sie den wahren Ursprung des Gefallens an Musik und Tanz im allgemeinen wirklich herausgefunden haben. Die paar Andeutungen, welche ich über dieses Thema, das eine eingehendere Behandlung verlangte, im Text gegeben habe, scheinen mir, irre ich nicht, richtiger und zutreffender zu sein. Das bei uns mit einer angenehmen Empfindung ver-

scheinung genügen; man halte nur fest, dass die Menschen von Anfang an nicht sprechen konnten, ohne die Worte rhythmisch zu moduliren. Auch eine Untersuchung über die Entstehung der Blas- und Saiteninstrumente ist nicht hoffnungslos; sie dienten zuerst zur Begleitung der Gesänge, als die fortschreitende Vervollkommnung in den redenden Künsten so weit gediehen war, dass man den schon kunstmässig ausgebildeten Gesang von den täglich nothwendigen gesprochenen gegenseitigen Mittheilungen unterschied. Doch ist es unbedingt nöthig, bei dieser Untersuchung nur auf genauen Beobachtungen zu fussen und nur Schritt für Schritt vorwärts zu rücken, wenn man sich nicht in Hypothesen verlieren will, die schlecht mit der Nothwendigkeit stimmen dürften.

Nicht allein der Mensch, sondern auch einige Thiere, unter andern eine Mäuseart aus dem südlichen Afrika, glaube ich, kommen auf natürlichem Wege allmählich dazu, mit den Gliedern ihres eigenen Körpers beim Sehen das Licht abzuhalten oder zu verstärken. Bei dieser Maus z. B. beobachtete man, wie sie, um bei blendendem Sonnenlicht in die Ferne sehen zu können, die Vorderpfoten vor die Augen brachte, wie wir es bei ähnlichen Gelegenheiten machen. Und beim Menschen, dessen Hände und Arme sich noch ungleich besser zu solchen primitiven Kunstgriffen eignen, finden sich solche Fertigkeiten selbst bei den niedrigsten Wilden hoch entwickelt. Wenn wir das Gebiet des Sehens verlassen und uns wieder dem Gehör, dem Thema, welches uns gegenwärtig beschäftigt, zuwenden, so musste es bei den ersten Menschen, sei es aus Reflexion oder

bundene Bewusstsein des im Geheimen waltenden Gesetzes, welches sich unter einer harmonischen Aussenseite birgt, scheint mir die wahre Ursache des Lustgefühls zu sein, welches das Wesen aller Künste ausmacht. Doch davon ausführlicher an einem andern Orte.

durch Zufall oder langsame Erfahrung sicher einmal dahin kommen, dass sie, um die Stimme abzuschwächen, die Hände auf den Mund legten; oder um sie zu verstärken zur Vermehrung der Resonanz in der Mundhöhle aus den hohlen Händen eine Art von Schalltrichter machten. Auch ist es leicht denkbar, dass der Zufall ihnen Muscheln oder andere leere Körper, ja selbst ihre ersten rohen Thongeräthe in die Hände spielte, um aus Vergnügen oder zu einem andern Zweck darauf zu blasen, womit der erste Schritt zur Erfindung der Blasinstrumente gethan war. Und wenn sie über solche von selbst gemachte Erfahrungen nachdachten, mussten sie auch darauf kommen, Mittel zur Verlängerung und Nachahmung der Stimme zu ersinnen. Bei diesen ihren Versuchen liessen sie sich vielleicht auch von der Betrachtung des Gesanges der Vögel leiten, deren Schnabel das erste Modell für die Flöte und die Sackpfeife abgegeben haben mag. Pott gibt der Wurzel *svar* die Bedeutung von „tönen“, durch einige natürliche phonetische Aenderungen wird daraus das litauische *szwilpti*, „Gesang der Vögel“. Unter den Naturobjecten, welche durch ihre Form und den Hohlraum in ihrem Innern am ersten den Vogelschnabel nachahmen und beim Anblasen in tönende Schwingungen gerathen konnten, sind in erster Linie die verschiedenen Arten von Rohr und hohlen Pflanzenstengeln zu nennen. In der That sind nun in vielen Sprachen die Bezeichnungen für Flöte und Rohr dieselben. Sanskrit *vança* oder *vēnu*, Flöte und Bambusrohr, persisch *nā* und *nāy*, Flöte oder Rohr, das griechische *δῶναξ* und das lateinische *calamus* haben ebenfalls beide Bedeutungen, und so liessen sich noch viel Beispiele anführen.

Die Erfindung der Saiteninstrumente war vielleicht schwieriger. Ich vermuthe, dass die Schwingungen der Bogensehne dazu Veranlassung gegeben, welche beim Spannen und Zurückschnellen einen Ton von sich gab. Denn der Bogen ist im Besitz fast aller wilden Völker der Jetztzeit, findet sich in den Berichten über die aus-

gestorbenen oder jetzt zur Civilisation fortgeschrittenen und spielte auch bei den prähistorischen Menschen schon eine grosse Rolle. Und wirklich kommt das Sanskritwort „tata“ oder „vitata“, Saiteninstrument, von der Wurzel „tan“, spannen, ausspannen. Pictet bemerkt, dass einer der Namen der Laute „rudri“ ist, von „rud“ klagen, also ein sanft klingendes Instrument, persisch *rod* Gesang, Musik, Saite. Eine gleiche Etymologie hat auch *arcus* Bogen: die Wurzel „arc“ bedeutet ausser „schleudern“ auch „singen, tönen“. Auf den Klang des Bogens und seiner Sehne wird bei Homer und im Ramajana häufig angespielt. Homer sagt, indem er vom Bogen des Pandarus spricht — *stridit funis et nervus valde sonuit*. Und als Odysseus seinen rächenden Bogen spannte, gab die Sehne einen hellen Ton von sich, gleich dem Zwitschern einer Schwalbe. Eine andere Bezeichnung für Saite „lôcàka“ bedeutet auch die Sprecherin, „lôc, loqui“, und das persische „rûd, rôda“, „Bogensehne“, hat auch die Bedeutung von „Gesang“. In den Veden wird die Wurzel „arc“ von dem heulenden Winde, wie überhaupt von einem lange nachhallenden Geräusch gebraucht. So auch die Bogensehne „tâvara“ von *tan* spannen und ertönen. Auf dieselbe Wurzel geht das griechische *τονος*, „Bogensehne“, „Saite“, „Ton“, „Accent“ und „Donner“ zurück. Benfey vergleicht *rudra*, welche Wurzel dem Griechischen mangelt, mit „λύρα“ für „λύδρα“. Kuhn befürwortet diese Umbildung und stützt sie durch die Analogie zwischen dem vedischen Gott *Rudra* und dem griechischen *Apollo*. Alle beide sind mit dem Bogen bewaffnet, *Rudra* ist ein grosser Arzt, wie *Apoll*; der eine heisst, „kapardin“ nach der Art, seine Haare lang zu tragen, und „vanku“ *tortuose incedens*, als Sturmgott, der andere führte das Epitheton ἀκροσκόμης (mit ungeschorenem Haupthaar) und Δοξίας; die Maus war *Rudra* heilig, und *Apoll* hatte den Beinamen Σμινθεύς von σμινθος Maus, welche sein Symbol war.

Sicher werden diese Saiten- und Blasinstrumente in

ihrer primitivsten Form sobald noch nicht zur Gesangsbegleitung verwendet worden sein. Dazu musste die Ausbildung der Sprache noch weitere Fortschritte gemacht haben; es musste wirkliche Gesänge geben, die von dem gewöhnlichen Sprechen, welches zuerst ein unvollkommener Gesang war, sich individuell verschieden zeigten. Vielleicht wurden auch noch vor einer solchen Trennung einige rohe Instrumente erfunden und zum Vergnügen oder zu andern Zwecken gebraucht. Jedenfalls aber musste, bevor eine Begleitung des Gesanges mit verschiedenartigen Musikinstrumenten aufkommen konnte, eine solche mit Gesten oder rhythmischen Schlägen auf irgendwelche Körper vorhanden sein, eine Begleitung, welche sich beim erregten Sprechen und später auch bei den wirklichen Gesangscadenzen von selbst einfand.

Das rhythmische Gefühl, welches für den Menschen einen natürlichen Trieb zur Cadenzirung des Gesanges bildet, drängt ihn auch bald dazu, denselben mit Gesten und Körperbewegungen zu begleiten: und das ist der Ursprung des Tanzes. Der Tanz als allgemeine Körpergeste, neben den cadenzirten Phrasen der Stimmen war die erste Begleitung des Gesanges selbst. Alle historischen Erinnerungen, die Resultate der modernen Ethnographie und die ersten Gewohnheiten der Kinder bezeugen dies. Aber ausser der allgemeinen rhythmischen Bewegung der Glieder des Körpers kommt es auch wie von selbst, dass man gleichzeitig mit Händen und Füßen den Takt schlägt; in ihnen sehen wir ohne Zweifel das erste Instrument vor uns, das der Mensch zur Begleitung der Musik aus seinem Körper machte. Dieses Bedürfniss, den Rhythmus zu markiren und der Umstand, dass solche Instrumente überall bei der Hand und mit leichter Mühe zu beschaffen waren, musste die Entstehung der Schlaginstrumente, welche anfangs aus Steinen oder Holzstücken bestanden, begünstigen. Gesang, Tanz, Begleitung durch Körperbewegungen oder rohe Instrumente oder Zusammenschlagen der Hände

traten daher wol gleichzeitig auf, nachdem die fortschreitende Entwicklung des lautlichen Ausdrucks zur Trennung des Gesanges vom blossen Sprechen den Anstoss gegeben hatte. Dann kamen allmählich auch die andern Instrumente in ihrer ursprünglichen Einfachheit, wie wir sie eben schilderten, hinzu; aber diese thaten nichts weiter, als die Begleitung zu sanften und lärmenden Gesängen, Kriegstänzen und religiösen Ceremonien mehr hervorzuheben.

Als weitere Wirkung des Rhythmus und der Modulation der Laute brauchte das gesungene Wort sich nur einem bestimmten Tonfall anzupassen und der Vers war fertig, auch die Melodie als einfacher Ausdruck und individuelle Form des Gesanges, welcher wol nur aus dem Tonfall des Versmaasses, höchstens aus einer unartikulirten Cantilene bestand, entwickelte sich naturgemäss daraus. Um an der Wiederkehr des Rhythmus bei einer Folge von Klängen Vergnügen zu empfinden, braucht man nicht künstlerisch gebildet zu sein, es genügt unsere natürliche geistige Prädisposition dazu. Wilde, Kinder und selbst Thiere sind für den Rhythmus, welcher die Ordnung und die Symmetrie der Empfindungen ist, empfänglich. Der Tanz ist, wie sich Beauquier treffend ausdrückt, die Verwirklichung der rhythmischen Bewegung, es ist die Geberde der Musik. Die Bewegung, welche der Ton im Innern unsers Organismus hervorruft, strebt sich äusserlich durch die Geberde kundzugeben, und so haben beim Tanz Arme, Beine, ja der ganze Körper der Tanzenden Antheil an dem Rhythmus der Musik. Dieser seiner materiellen Grundlage wegen hat der Rhythmus daher auch nicht nöthig, von sehr musikalischen Klängen begleitet zu sein, weshalb die Schlaginstrumente ursprünglich keine andere Aufgabe hatten, als den Rhythmus stärker zu markiren und seine Intensität mit ihrem Schall zu vermehren.

Die Melodie ist ein Kunstproduct von regelmässiger und symmetrischer Form, welches gleichsam aus einer

Verschmelzung des Rhythmus mit Klängen von verschiedener Höhe, deren Zusammengehörigkeit durch das Zeitmaass gekennzeichnet wird, hervorgeht; die Melodie ist darum auch die gesammte Musik, da auch die Harmonie ohne sie nur etwas Haltloses und Unbestimmtes ist, wie schon andere bemerkt haben. Und doch ist die Melodie trotz der grossen Anzahl der einzelnen Bestandtheile, die sich in ihr unterscheiden lassen und trotz der Mühe, welche es kostet, dieselben von einander zu trennen, wenigstens in ihrer einfachen Gestalt, eine Gabe, welche dem Menschen wie von selbst in den Schos fällt; auch Leute, die gar nichts von Musik verstehen, können recht hübsche Melodien ersinnen, wie uns die Volksweisen zeigen; die musikalische Einbildungskraft bildet sich Melodien nach Gesetzen, von welchen sie kein Bewusstsein hat. Die Melodie genügt sich selbst, die Harmonie dagegen ist nur ein Mittel, die melodische Form besser hervorzuheben; auf der Vereinigung beider beruhen die weitem Fortschritte dieser Kunst, der Herrscherin im Gebiet des Schönen bei denjenigen Völkern, welche fähig waren, sie in ihrer ganzen Macht zu entwickeln.*

Weiter hat die Musik auch einen mächtigen Einfluss auf unser Gefühlsleben. Zu jeder Zeit bot sich in der Musik ein mächtiges Heilmittel dar; noch im Mittelalter glaubte man Epilepsie, Tollwuth, Krämpfe, Hysterie und Geistesstörungen im allgemeinen mittels der Musik heilen zu können, und auch noch gegenwärtig wird sie noch mit Nutzen bei Gehirnerkrankungen angewendet, da ihr je nachdem entweder eine aufregende oder eine beruhigende Wirkung eigen ist. Insbesondere sind Frauen, weil sie im allgemeinen nervöser und erregbarer als Männer sind, für die Musik im höchsten Grade empfänglich. Auch erstreckt sich ihr Einfluss nicht nur auf den Menschen, sondern auch

* Vgl. dazu die schöne Arbeit von Beauquier: Philosophie de la musique.

auf alle Thiere, wie zahlreiche genaue Beobachtungen beweisen. Wer weiss nicht, dass viele Arten von Vögeln singen lernen und sichtlich mit lebhaftem Vergnügen singen? Erregt das Dursystem zum Beispiel mit seinen regelmässigen Verhältnissen, seinen vollen und angenehmen Accorden im Menschen nicht etwas wie Gefühl von Freude und Lebenskraft? und dagegen das dunklere Moll, mit seinen trübern Dreiklängen, beschleicht uns bei ihm nicht unwiderstehlich das Gefühl der Traurigkeit und Sehnsucht? Alles Wirkungen, welche sich auch bei Thieren beobachten lassen.

Es ist klar, dass die Bildung des eigentlichen Fundamentes der Musik, der Tonleiter, nach Zeitalter, Klima, Gewohnheiten und physiologischen Verhältnissen der betreffenden Rassen sehr verschieden ausfallen musste und dass die diatonische Tonleiter und das Dur- und Mollsystem nur sehr allmählich entwickelt werden konnten. Die Chinesen haben eine von der unserigen verschiedene Musik, welche in ein scharfsinniges, wohldurchdachtes System gebracht ist, uns aber durchaus nicht gefällt, ebenso auch die Inder, die alten Aegypter u. s. w. Es ist unzweifelhaft, dass unsere Tonleiter, abgesehen von den physiologischen Verhältnissen unsers Stammes künstlerisch vollendeter ist, denn die Trennung und übersichtliche Anordnung der Töne nach regelmässigen Intervallen bildet ein geistig reineres und unabhängigeres, überhaupt künstlerischeres System.

Das ist in wenig Worten, wie es der Zweck dieser Schrift erheischt, die natürliche Entstehung des Gesanges und der Musik, dies sind die thatsächlichen Grundlagen, auf deren Boden sie erwachsen und solche Macht auf Menschen und Thiere ausüben konnten. Betrachten wir sie nun vom mythischen Standpunkte, wie wir es mit den andern Künsten gemacht haben. Vorstellungen und Gemüthsbewegungen werden, wie wir schon wissen, von uns mythisch personificirt; und diese nur in der Einbildung bestehende Realität wird dann weiter wie-

der auf die Worte und die Laute, welche sie ausdrücken, übertragen. Dieser Process ging so weit, dass nicht nur das Wort spontan und dem Redenden unbewusst personificirt wurde und so zu einer Art von wirklicher materieller Hülle für die in das Wort gekleideten Begriffe sich gestaltete, sondern ebenso auch die ganze Sprache, welche erst in unbestimmter Form, später auf einer höhern geistigen Entwicklungsstufe, unter bestimmten reflectiv gebildeten Anschauungen in dieser Umwandlung auftrat. Bei allen ausgestorbenen oder noch lebenden civilisirten Völkern wurde das Wort in seiner umfassenden Bedeutung als Sprache nicht allein personificirt, sondern sogar vergöttert. So bekanntlich schon vor dem Christenthum in allen orientalischen Religionen, später auch bei den christlichen Sekten, bei denen die griechisch-orientalische Schöpfung des Logos mit den daran anknüpfenden messianischen Ideen identificirt wurde. Wenn nun bei den prähistorischen Völkern, welche einen Vergleich mit den modernen Wilden zulassen, das Wort als nothwendige Wirkung des Perceptionsgesetzes personificirt wurde, so wurde ihm sicher ein „numen“, eine unbestimmte göttliche Macht zugestanden, und auch das einfache Murmeln oder Flüstern konnte vermeintlich denselben Einfluss auf Menschen, Thiere oder leblose Dinge ausüben, wie eine willkürlich handelnde Person. Die Zauberei, welche der älteste Ausdruck der in einem Menschen incarnirten fetistischen Macht ist, fand in Worten, Ausrufen, geflüsterten oder gesungenen Sätzen das wirksamste Mittel zur Abwehr schädlicher Naturereignisse, oder um sich die heilenden oder zerstörenden Kräfte dienstbar zu machen, um Stürme zu erregen oder zu beschwichtigen, Ernten zu zerstören oder zu begünstigen u. s. w.

Beginnen wir mit den Zeugnissen, welche von unserer Rasse vor der Zerstreuung existiren, so haben wir in ihnen vollgültige Beweise, dass Wort und Gesang ursprünglich als Beschwörungsmittel in verschiedenen Krankheiten und als Zauber gegen Menschen und leb-

lose Dinge gebraucht wurden. Von „kar“, „thun“ im Sinne von „hexen“, wie im Deutschen „einem etwas an-thun“; „*facturare*“ im Vulgärlatein, „*fattucchiere*“ italienisch u. s. w. kommt „*carmina*“, was einen Zaubergesang, einen Zauberspruch bedeutete. Die Göttin Carmenta, welche über der Geburt waltete, hatte ihren Namen von „*Carmen*“, einer Zauberformel, welche ausgesprochen wurde, um die Geburt zu erleichtern. Sie hatte auch die Geltung einer Prophetin, wie die Mutter des Evander, Carmenta. Nach Servius hiessen die Wahrsager *Carmentes*.* Das sanskritische *māya*, „Magie, Täuschung“, und in den Veden „Weisheit“, kommt von „*man*“, „denken, wissen“, von *man* kommt *mantra*, Zauberformel, Bezauberung, im Zend *manthra*, Zauber gegen Krankheiten, woher im Irländischen *manadh*, Zauber, Wunder, *mōniti* im Litauischen. Aus den sprachlichen Vergleichen, welche Pictet, Pott, Benfey, Kuhn und andere angestellt haben, geht klar hervor, dass ursprünglich „Gesang, Poesie, Hymnus“ und „feiern“ und „erzählen“ identische Begriffe waren und identische Ausdrücke dafür existirten, auch der Name der Nachtigall stammt daher. Ebenso wie „Dichter“, „Sänger“, „Weiser“, „Zauberer“ von derselben Wurzel stammen. Bei allen ältern und modernen wilden Völkern ist es allgemein, ohne Ausnahme üblich, Geisteraustreibungen durch Zauberformeln und Gesänge unter dem Lärm ihrer primitiven Instrumente zu vollziehen, denn diese Ceremonien bilden einen Theil der Dämonenpathologie, -Meteorologie und -Physiologie, welche zugleich mit der Sprache und den ersten rohen fetistischen Ideen entstanden sind und unter verschiedenen Formen sich bis auf unsere Tage erhalten haben. Das Buch eines Herrn Gaume über die Kraft des Weihwassers gegen die unzähligen bösen Mächte, welche nach ihm noch immer,

* Serv. ad Aeneid. — Ideo Carmentis appellata, quod divinatione fata caneret; nam antique Vates carmentes dicebantur, unde etiam libros qui eorum dicta perscriberent carmentarios nuncupatos.

und jetzt mehr als jemals, die himmlischen Räume bevölkern, eine Pius IX. gewidmete Schrift, ist ein klarer Beweis dafür ausser den Gebräuchen und den Liturgien fast aller modernen Religionen. Gerade dieser Glaube gründet sich auf die phantastische Personification und Incarnation einer Macht in dem Wort, dem Gesang und dem Tone. David selbst hatte in Bezug auf den Tanz und die begleitende Musik keine andere Meinung, und Jericho fiel unter dem Schall der Posaunen, als ob der Geist Gottes in sie gefahren wäre. Die Patagonier — um nur ein einziges Beispiel von allen wilden Völkern anzuführen — vertreiben die Geister der Krankheiten mit Zaubergesängen und unter dem Klange von Trommeln, die mit Dämonen bemalt sind. Verwandt mit diesen mythischen Anschauungen, deren Entstehung durch sie auch gefördert wurde, ist der Pflanzen-cultus, welcher den der Vögel nach sich zieht, insofern diese alle möglichen Töne vom Pfeifen bis zum Gesang von sich geben.

Der Cultus der Pflanzen und Büsche ist allgemein verbreitet: auf Tahiti, den Fidschi-Inseln, in ganz Polynesien, bei den barbarischen Stämmen Asiens, in Europa, Afrika werden einzelne Pflanzen, Büsche und Wälder göttlich verehrt. Cameron, Schweinfurth, Stanley und andere moderne Reisende bringen dafür aus Afrika viele Beispiele. Schweinfurth beschreibt einen solchen Cultus auch von den Niam-Niam, für welche der Wald die Wohnung unsichtbarer Wesen ist. Das Rascheln der Blätter, das Rauschen der vom Wind bewegten Zweige sind die Stimmen und die Unterredungen dieser Geister. An diesen Cultus schliesst sich auch von selbst der der Vögel an: sie sind die Vertrauten des Waldes, welcher die Geheimnisse der Mutter Erde wiedererzählt und für die Menschen bisweilen ihre Vermittler und Propheten.

Gewiss ist der Vogel als leichtbeweglicher Herrscher der Himmelsräume, durch die Kunst seines Nestbaues, die Schönheit seines Gefieders, seine verborgenen

Wohnungen in Wäldern und Felsspalten, sein beständiges Erscheinen bei Tag und Nacht und die Mannichfaltigkeit seines Gesanges wie dazu geschaffen, die fetischbildende Phantasie der ersten Menschen zu erregen. Der Vogelcultus ist darum auch allgemein verbreitet und schliesst sich naturgemäss an den der Pflanzen, der Himmelserscheinungen und des Wassers an. Die Vögel sind Vorboten des Sturmes, und der Adler, der Falke, der Specht und andere bringen das himmlische Feuer auf die Erde. Auch in Amerika ist der Vogelcultus verbreitet: in Mittelamerika ist der Vogel Voc der Bote des Hurakan, des Sturmgottes. Die Zauberdoctoren der Cri, der Arikari und der Antillen-Indianer trugen Feder und Bilder des Uhus, als Zeichen der göttlichen Inspiration, deren sie sich rühmten. Ein ähnlicher Aberglaube ist auch in Afrika und Polynisien zu Hause.* Wer kennt nicht den Cultus des Ibis, des Sperbers und anderer Vögel in Aegypten? und das griechische Heiligthum zu Dodona, wo der Pflanzen- und Vogelcultus sich auf ein berühmtes Orakel gründete? In Italien wurden Wiedehopf und Specht zu Pilumnus und Picus, welcher die Sabiner nach Picenum führte; ferner die heiligen Adler und Geier in Rom: auch die germanischen, slawischen und celtischen Traditionen sind voll von dergleichen Mythen.** Auch in der Bibel sind sie nicht selten: ich erinnere nur an den Baum der Erkenntniss und des Lebens in der Genesis (den iranischen Gaokereno), einige berühmte Bäume der Patriarchen, die Botendienste der Taube und des Raben und anderes mehr. Das Alte Testament erzählt uns von dem Cultus, der zu Ashera in Kanaan getrieben wurde,

* Siehe auch Girard de Rialle: *Mythologie comparée* (Bd. 1, Paris 1878). Ein gut geschriebenes Buch, das auf der Höhe der Wissenschaft steht.

** Wie in Italien der Cultus der Haine in Blüte stand, ist aus folgender Stelle des Quintilian ersichtlich, welcher von Ennius sagt: „Ennium sicut sacros vetustate lucos adoramus.“

von den Opfern unter den grünen Bäumen, und wir wissen, dass ein solcher Cultus auch bei allen semitischen Stämmen Numidiens und anderwärts gebräuchlich war.

Dieser ganze gleichzeitig entstandene Mythenkreis, in welchem Pflanzen und Vögel die Rolle von Cultusobjecten, bösen und guten Mythen und Trägern von Orakelsprüchen spielten, musste nothwendig zu einer noch stärkern und weiter ausgebreiteten Personification des Wortes und des menschlichen Gesanges führen, bis die vielen kleinen Ströme sich in ein grosses Bett ergossen, bis alles zu dem einen übernatürlichen Agens verschmolz, durch welches die Götter zu uns sprachen und von welchem alles Gute und Böse kam, dessen Geister und Götter nur fähig waren. Aus diesem ging dann schliesslich ein Universalbegriff der Macht des Schalles hervor, welcher als Kundgebung der dunkeln Weltmächte betrachtet wurde. In dieser mythischen Geisteratmosphäre, sozusagen, athmet noch bis heutigentags der grösste Theil aller Völker.

Wie wir nun einem natürlichen Triebe gehorchten, als wir die Stimme und den Gesang der Menschen und Thiere entficirten, so brachte uns dieser Trieb auch dahin, selbst den Tanz und den Klang des Instrumentes, in welchen beiden bei fast allen Völkern eine dämonische, frei handelnde Macht gefunden wurde, als mythisches Wesen zu personificiren. Deshalb begleiteten Tänze und der Lärm primitiver Instrumente überall die feierlichen religiösen oder bürgerlichen Ceremonien und die wichtigen Wendepunkte periodisch verlaufender Naturphänomene, und daraus entstanden dann in dem Zeitalter des Polytheismus durch eine Zusammenfassung und zugleich schärfere Trennung der bezüglichen Vorstellungen die Gottheiten der Dichtkunst, des Tanzes und der Musik.

Das Musikinstrument wurde als solches ein Fetisch und in ihm fand und dachte man sich eine geheime Macht, wie man sie in allen thierischen Lauten zu spüren glaubte. Das Musikinstrument wurde so hei-

lig und ist es heute noch bei den Wilden, wo es einen unentbehrlichen Bestandtheil des allgemeinen Cultus bildet, bei welchem jedes Instrument seine bestimmten Dienste und Verrichtungen zu erfüllen hat. Es darf das nicht wundernehmen, wenn man erfährt, dass für jene Menschen jedes Ding ein Fetisch war und eine Seele hatte. Bei den Karen hat genau jedes Ding seine Seele, oder seinen „Kelap“, Waffen, Messer, Hausgeräth u. s. w., wie bei den westafrikanischen Negeren seinen „Wong“. Dieselbe Lehre, aber höher entwickelt, findet sich bei den Algonkin, den Fidschi-Insulanern und den obenerwähnten Karen von Birma, welche in diesem Punkte ein anschauliches Bild von dem Aberglauben der Völker geben, die jene Entwicklungsstufe des Mythos erstiegen haben. Die Sitte, die zu den Todten gehörigen Objecte, seine Instrumente, Waffen, Hausgeräthe ihm mit ins Grab zu geben, oder zusammen mit dem Leichnam zu verbrennen, beruht gerade auf der Meinung, dass die Seelen dieser Objecte ihrem Besitzer in das Jenseits hinüberfolgen. Leider dehnte sich diese Sitte auch auf Menschen aus; und ausser den traurigen Beispielen, welche sich dafür bei allen Nationen bis in verhältnissmässig recht civilisirte Zeiten finden, haben die Gemetzel bei dem Tode eines Königs von Dahomey eine gewisse Berühmtheit erlangt, weil die Zahl und die Todesarten der Schlachtopfer bei ihnen geradezu grauerregend sind. — Man kann sich daher leicht denken, wie die Musikinstrumente und ihr Schall personificirt wurden, da sie ja Erscheinungen darboten, welche sie den Vögeln am meisten näherten.

Das Ansehen, in welchem Zauberformeln, Gesang und Musik als Fetische standen, wurde durch den natürlichen Einfluss noch erhöht, den, wie wir sahen, eine noch so rohe rhythmische Musik auf Menschen und Thiere in normalen und anormalen Seelenzuständen ausübt. Wie uns Theophrast erzählt, wurde, um Gicht zu heilen, eine auf die erkrankten Glieder aufgesetzte Flöte zum Tönen gebracht; die Römer hatten ihre „*carmina*“

gegen die Krankheiten und Dämonen; das altslawische *vraci*, Arzt, kommt von einer Wurzel, welche „murmeln“ bedeutet; serbisch „*vrac*“, Arzt, und „*balii*“, Zauberer und Arzt. Der Gebrauch von Zauberformeln als Heilmittel existirte auch bei den Griechen zu Homer's Zeiten. Die Atarva-Veda hat uns die alten Anrufungsformeln gegen die Krankheiten bewahrt, und das Avesta unterscheidet drei Klassen von Aerzten, die, welche mit dem Messer, mit Kräutern und mit Zauberformeln heilen. Kuhn glaubt, dass das lateinische „*mederi*“ sich auf dieses Verfahren bezieht, und vergleicht damit das sanskrit. *méth, médh, obviam venire, maledicere*; Pictet findet in einem andern Sanskritwort, dem Namen eines Arztes Bhisag von *sag, sang, obiurgare*, die Bedeutung von Beschwörer.

Aber mit den Fortschritten der Civilisation bei den Culturvölkern nahmen auch Poesie, Gesang und Instrumentalmusik einen höhern Aufschwung; sie grenzten sich schärfer voneinander ab und entwickelten aus sich heraus wohlgegliederte Systeme. Wenn damit aber auch für die auserwählten Geister, die alten fetistischen Anschauungen, welche in diesen Kräften noch immer spukten, zum grössten Theil verschwanden, wurde für die grosse Menge des Volkes der Fetischismus nur idealer, ohne darum an Lebenskraft etwas einzubüssen; er lebte vielmehr, wenn auch unter anderer Gestalt, bis auf unsere Tage fort. Der Polytheismus, welcher trotz der nach Ort, Zeit und Volkscharakter verschiedenen Aussenseite innerlich sich immer gleich bleibt, bietet uns diese Erscheinungsform der redenden Künste in weit idealerer Gestalt, denn nicht nur eine jede wurde einzeln in einem Gott personificirt, sondern alle zusammen bildeten einen Kreis von göttlichen Genossen, von denen jeder die Kunst selbst ausübte, in welcher er als König waltete. Die grössten Dichter und Philosophen fuhren, wie bemerkt, noch fort, aufrichtig an das Bestehen einer „Inspiration“ bei jeder productiven künstlerischen Thätigkeit zu glauben, obgleich eine solche

nichts weiter war als eine edlere und geistigere Form des ersten rohen Bildes, in welcher sich alle jene Künste bei ihrer Umwandlung zu materiellen Begriffen incarnirt hatten.

Die Griechen sind unter allen arischen Stämmen diejenigen, welche die glänzendsten künstlerischen Formen für jene Mythologie der vergötterten Künste geschaffen und sie in den Werken der redenden Künste am vollendetsten dargestellt haben. Der Mythenkreis, der sich um Apoll und die Musen, die Personificationen der Harmonie des Universums und der künstlerischen Harmonie im engern Sinne, wob, ist der vollkommenste, welcher auf der Grundlage des Polytheismus jemals von Menschen erdacht worden ist. Diese Anschauungen, für welche die Kunst der Rede, des Gesanges, der Vocal- und Instrumentalmusik sich mythisch verkörperten, verschwanden auch in spätern Zeiten noch nicht so bald, sondern bestanden unter anderer Form weiter; und die Musik blieb trotz ihrer unablässigen Weiterentwicklung und Vertiefung dabei immer noch eine überirdische Inspiration, ein Werk der Gottheit, eine Kunst, deren Wesen sich in Harmonie erschöpfte und die uns darum etwas von der Beschaffenheit der Himmelsbewohner, des ewigen Lebens und der Weltordnung ahnen liess. Eine Andeutung dieser Auffassung ist schon bei den pythagoräischen Schulen in der mythischen Harmonie der Sphären vorhanden; auch für sie war ja schon die Welt ein einziger Accord und ein harmonischer Tanz der Gestirne.

Der gleiche Ursprung aller Künste aus fetistisch-mythischen Anschauungen wird auch dadurch glänzend bezeugt, dass sie in einem verhältnissmässig schon fortgeschrittenen, aber doch noch sehr fernen Zeitalter ihren gemeinschaftlichen persönlichen Ausdruck im Tempel fanden, der symbolischen Darstellung des Theokosmos auch bei den rohesten und ungebildeten Völkern. Die Richtung der künstlerischen Entwicklung, welche rationellere und von den mythischen und reli-

giösen Einflüssen unabhängigere Begriffe anstrebte, fiel aber gerade mit dem allerorts verfolgten Ziele zusammen, sich von den Banden des Tempels zu befreien und den einzelnen Künsten eine gesonderte und freie Entwicklung auch auf weltlichem Gebiete zu sichern; welche Bahn von der Vocal- und Instrumentalmusik, wenn auch erst später und nach Beseitigung vieler Hindernisse ebenfalls eingeschlagen wurde. Und wenn auch die Musik bis zur Neuzeit sich einen ebenbürtigen Platz erobert hat, so klebt ihr doch noch immer die alte mythische Auffassung und die religiöse Herkunft an.

Zu der Glückseligkeit, welche in einem Elysium oder Paradiese jenseit des Grabes die Gläubigen und Tugendhaften je nach der religiösen und moralischen Reife der verschiedenen Völker als Belohnung erwartet, gehörten auch himmlische Chöre und Symphonien. Theils als eine natürliche Folge der eigenen Entwicklung, theils als ein Vermächtniss des Orients, ist diese Vorstellung auch von dem Paradies des Christenthums zur Geltung gekommen, und für die ungeheuere Zahl der Gläubigen ist daher die irdische Musik noch heute nichts weiter, als ein Abglanz der himmlischen und wird ebenfalls der göttlichen Kraft theilhaftig, welche die erstere erfüllt. Instrumente, Gesang und Musik hatten im christlichen Paradiese ihre Götter in bestimmten Heiligen, und die Visionen und Hallucinationen religiöser Ekstater, die in der Erinnerung auftauchenden Bilder lieber Todten sind oft von den Klängen seeliger Harmonien getragen, welche das innere Bild vervollständigen, zu dem der spiritistische Fetischismus ein jedes Phänomen, mit welchem der Mensch in Berührung kommt, zu verwerthen weiss. Wenn die leblosen Körper und die Musikinstrumente für den ersten Wilden eine Seele hatten, welche dem Schatten der Verstorbenen zu seinen mythischen Wohnungen über das Grab hinaus begleitete, so bevölkern in den modernen Religionen ebenfalls Gestalten, welche der Phantasie des Volkes und mystisch angelegter Gemüther entsprungen sind, die Räume des Himmels, und

es sind irdische Instrumente, welche in ihnen ertönen, aber sie werden jetzt von Engels- und Seraphinen-scharen gespielt.

Der mächtige und volle Schall der Glocken, der Orgel und der andern Musikinstrumente des Gotteshauses, die Gesänge, welche zu den weiten Gewölben aufsteigen, der Ernst der Umgebung, der Glanz der Kerzen, die Weihrauchwolken, alle diese Eindrücke sind sicher für die grosse Mehrzahl der Christen mit dem tiefen beseligenden Gefühl der Gottesnähe untrennbar verbunden und in der harmonischen Stimmung innig gläubiger Gemüther fliesst in diesen Augenblicken Himmel und Erde in Eins zusammen. Jene Klänge, jene Gesänge und Harmonien, welche durch die begleitenden, feierlichen Ceremonien und Handlungen nur noch eindringlicher zum Herzen sprechen, werden ohne unser Wissen gleichsam körperlich lebendig, durchschweben die Räume des Tempels und stehlen sich in unser Gemüth, wie die geheimnissvolle Sprache himmlischer Mächte, durch welche wir uns so gern in die alte Welt der Phantasie und des Mythos wieder versenken lassen; aber in eine gereinigte und geläuterte Welt, wie sie aus den Wandlungen einer aufs Ideale gerichteten Entwicklung hervorgegangen ist. Eine solche Stimmung und Steigerung der seelischen Erregung wird aber, wie man wohl sagen kann, allgemein auch beim Anhören weltlicher Musik empfunden oder auch von solchen Hörern von Kirchenmusik, welche eigentlich religiöser Gefühle ermangeln; denn die Modulationen, Harmonien und einzelnen musikalischen Phrasen, in welche die Klänge der verschiedenen Instrumente sich auflösen, bilden für die geistige Wahrnehmung sofort ein ganzes Individuum; die Reflexion verstummt und aus der vollendeten Durchführung des Themas erwächst eine substantielle Einheit, welche sichern Schrittes in einem Meere von Tönen ihren selbstgeschaffenen Entwicklungsweg verfolgt: mit Einem Wort die gehörten Harmonien werden unbewusst personificirt. Wer seine Bewusstseinszustände bei solchen

Gelegenheiten einmal genau prüfen will, wird diese Behauptung bestätigen können.

Ueberdies ist aber auch aus der Fassung und dem Inhalt der Urtheile, welche man über musikalische Genüsse nicht nur von unwissenden, sondern auch von unterrichteten und gebildeten Personen ganz gewöhnlich zu hören bekommt, nur zu klar zu ersehen, wie eingewurzelt noch der Glaube an den mythischen Inhalt dieser Kunst ist. Wie oft hat man selbst ausgerufen oder ausrufen hören: O über die göttliche Musik! was für engelhafte Harmonien! ein wirklich seraphischer, paradiesischer Gesang! u. s. w. Diese Aeusserungen bezeugen den alten Hang zu mythischer Auffassung und seinen Entwicklungsgang bis zu der Form, mit welcher er bis jetzt sein Ende erreicht hat, erleichtern zugleich aber auch die Deutung des gegenwärtigen musikalischen Genusses; denn die personificirende Kraft des menschlichen Verstandes und Gemüths ist so gross, dass sie auch bei dem heutigen Menschen, der jene alten Illusionen überwunden hat, sich wieder einstellt, wenn er sich nur ein wenig von seinem natürlichen Instinct leiten lässt. Erfährt man doch an sich selbst oder hört als selbst erlebt von Andern erzählen, wie man beim Anhören einer schönen melodiosen Musik sich von einer süssen unwiderstehlichen Gewalt ergriffen fühlt und in einer ganz fremden Welt von Empfindungen zu schweben scheint, in der all unser Lust und Leid, die tiefsten, zartesten und liebsten Gefühle im Gedächtniss wieder auftauchen und in jenen Harmonien wie verjüngt erscheinen; so leben wir gleichsam in einer überirdischen Atmosphäre und willenlos geben wir uns diesem Zustande hin. Nun gerathen wir aber in dieser Art natürlicher Ekstase nicht allein durch die psychisch-physiologischen Effecte der Musik auf unsern Organismus, durch die uns anerzogene Freude am Schönen und Erinnerungen an frühere Gemüthsbewegungen von ähnlich mythischer Art, sondern auch durch den uns angeborenen Trieb, welcher niemals aufhört, alle Natur-

erscheinungen und nicht in letzter Linie auch die eigenen Gefühle zu beseelen und zu idealisiren.

Aber wenn auch beim Volk, den Gläubigen und selbst bei den Gebildeten diese höchste Kunst die mythische Hülle noch nicht von sich geworfen hat, sondern sie, wenn auch in idealerer Gestalt noch ferner bewahrt, so folgt sie doch in ihrer Entwicklung denselben Gesetzen, welchen alle Producte des menschlichen Geistes unterworfen sind. Nachdem die Musik in dem Gesang und der in ihm verkörperten mythischen Personalität, welchen sich wie ein äusseres Echo, eine Geberde der Harmonie, das Spiel der Instrumente anschloss, vollkommene Selbstthätigkeit erlangt hatte, war sie zuerst mit den andern Künsten unter religiösen Personificationen und dem Symbol des Tempels vereinigt, nahm aber dann eine gesonderte Stellung ein und entzog sich auf dem Gebiete des Gesanges wie der Instrumentalmusik der religiösen Bevormundung, um eine weltliche Kunst zu werden; und Hand in Hand mit diesem Process ging die fortwährende Ausscheidung der noch vorhandenen mythischen Bestandtheile. Allerdings blieb die Instrumentalmusik, trotz der wachsenden Zahl und der grössern Vervollkommnung der Instrumente, und trotz der Entwicklung der Harmonie im engern Sinne, wie überhaupt einer allseitigen Vermehrung der musikalischen Ausdrucksmittel vorläufig doch noch Dienerin des Gesanges und wurde nur angewendet, um ihm, der noch die Musik beherrschte, höhere Bedeutung, grössere Lebenswärme und ein mannichfaltigeres Colorit zu geben. Aber wenn auch der menschliche Gesang seinen Werth in sich trägt und die Stimmen einzeln oder zum Chore vereint sich als Typus der Instrumentalmusik mit einer durch den Eindruck der Textesworte erhöhten Wirksamkeit betrachten lassen (insofern nämlich sich in der Harmonie der Stimmen als reiner Musikinstrumente und auch in der Verschiedenheit der Klangfarben die Ideen und Gefühle ausdrücken lassen, welche in den Textesworten ausgesprochen sind), so hat doch auch die In-

strumentalmusik in der melodiösen Harmonie ihrer künstlich erzeugten Klänge ein unermessliches Gebiet ganz allein zu ihrer Verfügung, und hat nicht das Wort nöthig, um bestehen zu können. Dieses Resultat war ausser der Befreiung aus den Banden des Mythos bei dieser höchsten unter den Künsten der Endpunkt ihrer natürlichen Entwicklung.

Die Instrumentalmusik, so sagt ein gelehrter Schriftsteller, welche in ihrer Beschränkung auf sich allein als Hauptausdrucksmittel die Symphonie aufzuweisen hat, ist die letzte aller künstlerischen Schöpfungen und wird in dem ungeheuern Cyklus, den alle menschlichen Dinge durchlaufen, die Reihe der Kunstformen abschliessen. Die Symphonie ist eine architektonische Schöpfung in tönend „bewegten Formen“ und bedeutet in buchstäblichem Sinne des Wortes absolut nichts. Man darf in der Instrumentalmusik nichts suchen, was in ihr nicht enthalten sein kann, wie Ideen von der Art, wie sie durch Worte ausgedrückt werden. Um an einem handgreiflichen Beispiele zu sehen, wie verfehlt die Versuche sind, die Instrumentalmusik als einen dramatischen Vorgang und wie eine Sprache zu deuten, braucht man nur die Beschreibungen zu lesen, welche Lenz und andere Schriftsteller von einigen Sonaten von Beethoven und andern Componisten gegeben haben. Die Instrumentalmusik hält derartigen Auslegungsversuchen gegenüber nicht Stich, sie ist eine durchaus selbständige Kunst; die Instrumentalmusik entwickelte sich, wie wir zeigten, ursprünglich aus der Begleitung der Vocalmusik oder der Musik, welche zu den Bewegungen des Körpers oder zum Tanz gemacht wurde, und hatte folglich noch nicht die Unabhängigkeit, welche sie sich erst stufenweise bis zur Symphonie hin erkämpfen musste. Deshalb bildet die Instrumentalmusik, welche nicht dem Wort und dem Ausdruck von Ideen und Gefühlen dient, die reinste Form der Musik, in welcher das Wesen dieser Kunst am klarsten zum Ausdruck kommt. Die Sprache und die Poesie gehören einem

bestimmten Ideen- und Gefühlskreise an; die Musik gibt das, was sie allein geben kann, musikalische Ideen und Gefühle. Die Instrumentalmusik hat als Herrscherin im Reiche der Künste ihr eigenes Gebiet und baut aus rhythmischen Bewegungsformen und Harmonien selbständig ihre Dichtungen auf, sie versetzt uns in Rührung und Entzücken, indem sie allgemeine Stimmungen in unserer Seele erregt und durch diese eine Welt von Ideen ins Leben ruft, welche willkürliche bestimmtere Gestalten annehmen; sie kann mit den mächtigen Mitteln, über welche sie verfügt, Effecte hervorbringen, die einer auf einfache Begleitung beschränkten Instrumentalmusik immer versagt geblieben wären. Nur in der Instrumentalmusik, welche auch die letzten Fesseln anderer Künste von sich geworfen hat und keine religiösen Gefühle oder mythische und symbolische Anschauungen mehr als positiven Gehalt ausdrücken soll, findet der menschliche Geist die natürlichen Bedingungen für die Entwicklung einer Tonkunst vor, welche ihren Zweck und ihre Bedeutung in sich trägt. —

So sind wir denn am Ende unsers steilen und mühevollen Pfades angelangt. Ist es die Wahrheit, welche unsere Mühen belohnt? Wie wir zu hoffen wagen, ja; und nicht eitele Selbstüberschätzung ist es, welche uns diese Ueberzeugung hegen lässt, sondern das Bewusstsein, nur aus reiner Liebe zur Sache und im eifrigen, uneigennütigen Dienst der Wahrheit an diese Untersuchung gegangen zu sein. Andere von Natur und Bildung mehr begünstigte Forscher mögen beurtheilen, ob wir unser Ziel erreicht haben, und wir sind gern bereit, die Rathschläge einer Kritik anzuhören und zu beherzigen, welche gerecht und vorurtheilsfrei ist und nur die Wahrheit im Auge hat. — In der thierischen Sinnesempfindung, in dem psychisch-organischen Vorgang, in welchen sie sich nach einem Naturgesetz auflöst, sahen wir den unscheinbaren Keim der mächtigen Pflanze auftauchen, zu welcher derselbe nachher beim Menschen erwächst, den ersten Keim zu allen mythi-

schen Vorstellungen sämtlicher Völker des Erdballs. Die Vorstellung eines subjectiv causalen Wesens, welche Thier oder Mensch von Natur bei jeder Erscheinung ihrer innern und äussern Wahrnehmung sich bilden, und die Entificirung der Ideen, sobald das Denken sich in diese rationelleren Formen kleidete, sind die beiden grossen Factoren, aus denen der Mythos in allen seinen Formen als Aberglaube, Religion und Wissenschaft hervorging. Wir führten alle normalen und anormalen Quellen, aus denen diese phantastischen Anschauungen hervorgehen, auf die eine oben angedeutete zurück, und indem wir ihre Spur noch über den Menschen weiter verfolgten, konnten wir ihre eigentliche Wurzel im Thierreich nachweisen, wodurch die Entwicklungstheorie auch auf diesem Gebiete bestätigt und dadurch zu den Beweisen für ihre Richtigkeit ein neuer nicht zu unterschätzender hinzugefügt wurde. Wir verfolgten dann die Entwicklung des Mythos durch alle seine Formen hindurch und konnten seine wachsende Verdichtung und einheitliche Zusammenfassung bis zu seinem Aufgehen in die Gesamtheit der Wissenschaften und freien Künste und seine endgültige Umwandlung zu positiver Wissenschaft nachweisen, nicht ohne dass vorher noch ein mythisch-wissenschaftliches Uebergangsstadium durchgemacht werden musste, bevor jener Entwicklungsprocess in diesem geläuterten Vernunftbegriff zur Ruhe kam.

Wir sahen ferner, dass Mythos und Wissenschaft, insofern die Sinneswahrnehmung die Grundlage für beide abgibt, aus ein und derselben Quelle fliessen, und dass auch ihre Entwicklung dieselbe ist, indem der gleichen Thätigkeit unsers Geistes jedesmal nur ein anderer Stoff geboten wird. Das Mythenproblem, welches alle Producte unsers Denkens umfasst und die ganze Sociologie bildet, verwandelte sich so in das Problem der Civilisation; denn der Gedanke läuft auf diesem weiten Entwicklungswege, der nur durch die Lebenskraft und die ausdauernde Thätigkeit einer mächtigen Rasse er-

möglichst wurde, vom Mythos zur Wissenschaft, streift die ursprüngliche mythische Hülle ab und erhebt sich allmählich von den Illusionen, welche für den grössten Theil der Völker Unwissenheit und geistige Knechtschaft bedeuten, zur Freiheit und Wahrheit, dem höchsten Gut, der Freude und dem Stolz des Menschengeschlechts. Wir haben diese Entwicklung im Ganzen wie in ihren Theilen verfolgt und fanden, dass es kein einziges Product des menschlichen Geistes gibt, welches nicht auch für sich dieselben Entwicklungsphasen durchlief und an demselben Ziele anlangte. Die Beweise entnahmen wir, ohne uns von einem wissenschaftlichen oder religiösen System beeinflussen zu lassen, der directen Beobachtung, der gesammten Geschichte und der allgemeinen Ethnologie, nach unserer Meinung auch die einzigen Beweisstücke, auf welchen eine wissenschaftliche Behandlung des Themas, mit dem wir uns in diesem Buche beschäftigt haben, fussen darf.

Unsere Studien haben also ergeben, dass der Mensch aus dem Abhängigkeitsverhältniss, in welchem er zu dem Irrthume und den Illusionen anfänglich steht, erlöst wird und zwar gesetzmässig, aber nur langsam auf einer Entwicklungsbahn fortschreitet, welche ihn der Wahrheit und Freiheit entgegenführt, soweit diese höchsten Güter im Bereich seiner Macht liegen; und in der intelligentesten und thätigsten Rasse ist er jetzt so weit fortgeschritten, dass die Annäherung an dieses erhabene und umfassende Ziel zur Nothwendigkeit geworden ist. Und um so mehr muss er sich erhaben fühlen und seiner eigenen Würde sich bewusst werden, als er auf den natürlichen Grundlagen, welche er vorfand, der Schöpfer seiner eigenen Grösse und Civilisation geworden ist. Wenn viele Völker untergegangen sind und andere aus angeborener Bildungsunfähigkeit in Wildheit und Barbarei verharren, noch andere es zwar zu einer Civilisation gebracht haben, aber auf einer bestimmten Stufe der geistigen Entwicklung stehen geblieben sind, so gibt es eine Rasse, die unserige (ursprünglich wol, wie ich

glaube, eine arisch-semitische, da diese beiden mächtigen Zweige wol Einem Stamme entsprossen sind), welche trotz vieler Umstürze und Umwälzungen in ihrem Schosse ohne Unterbrechung weiter bestand und jetzt, wo sie die Erbschaft aller übrigen Völker angetreten hat, zum Beispiel des allgemeinen Entwicklungsganges der Civilisation dienen kann, und welche uns zugleich zeigt, wie weit es der Mensch bringen kann, wo er von der vollkommensten Mischung der psychisch-organischen Verhältnisse und den physischen, biologischen und klimatischen Existenzbedingungen begünstigt wird. Daher die Möglichkeit, die Evolutionstheorie auf diese Rasse, ihren Mythos, ihre Wissenschaft und Civilisation anzuwenden; und wir haben zur Genüge gesehen, wie sie an allen Entwicklungsstadien des arischen Stammes ihre volle Bestätigung findet.

Die beiden wichtigsten Factoren der Civilisation oder des Fortschrittes in jedem Gebiet des Denkens und Fühlens und der socialen Verhältnisse, waren immer Wissenschaft und Freiheit. Die erste entfernte die mythische Hülle, welche ursprünglich die Verstandesthätigkeit einengte; und die Freiheit, eigentlich nur ein Kind der Wissenschaft, sicherte die beständigen Fortschritte des Geistes. Man kann daher wohl sagen, dass der Geist der Geschichte, insofern er in der Civilisation, also in der wachsenden Vermehrung und Verbreitung aller irdischen und aller geistigen und materiellen Errungenschaften zum Ausdruck kommt, nur ein beständiger Kampf der Wissenschaft und ihrer leiblichen Tochter, der Freiheit gegen die Unwissenheit und dessen eigenstes Kind, den Despotismus, unter allen socialen Formen dieser beiden finstern Mächte ist. Daher muss jeder denkende und tugendhafte Mensch, jeder aufrichtige Freund der Menschenwürde und des menschlichen Wohls in Staat und Haus diesen beiden Mächten in tiefer Verehrung und glühender Liebe zugethan sein und für sie selbst sein Leben geringachten. Denn wenn der fast unmögliche Fall einträte,

dass sie beide einmal in der Welt auf immer verschwänden, so wäre das Menschengeschlecht unwiderruflich verloren, denn im Grunde sind sie es, welche uns aus der Barbarei befreien und uns im Kampf gegen dieselbe, wo sie unter verschiedenen Gestalten sich immer wieder erneuert, Kraft verleihen.

Ich verhehle mir keineswegs, dass meine Lehre auch in Italien viele hartnäckige und leidenschaftliche Gegner finden wird, weil ich die einfache Sprache der Vernunft und Wissenschaft rede, ohne irgendwelche Beschönigung und mit der ganzen Unabhängigkeit des freien Gedankens. Und um wieviel mehr bei der gegenwärtigen Zeitlage, wo die religiöse Unduldsamkeit, die Empörung der arbeitenden Klassen, die unvermeidlichen Verirrungen socialer und intellectueller Bestrebungen, auch bei den niedern Volksschichten, alle auf Rechnung der Wissenschaft und Freiheit kommen, alles auf sie gehäuft wird, welche den Menschen mit derselben List wie einst die Schlange im biblischen Paradiese verlockt haben sollen. Doch werden mich diese Einwände wenig kümmern, denn darauf beruhen ja gerade die Fortschritte des Menschengeschlechts, dass die Verfechter der Wahrheit vor dem Kampfe mit fremden Glauben und Interessen niemals zurückscheuten, gleichviel ob dieselben, wie so häufig, aus allgemeiner Unwissenheit und Unkenntniss des Entwicklungsgesetzes der Civilisation, oder aus der irregeleiteten Ueberzeugung edler Gemüther hervorgegangen sind.

Um die Anklage, welche jetzt von einigen aus vollem Halse gegen Wissenschaft und Freiheit geschleudert wird, vollständig zu entkräften, genügt die ruhige Erwägung, dass alle Güter der Civilisation, jede geistige und materielle Verbesserung unserer Lage, der wir uns erfreuen und nicht zuletzt diejenigen, welche am lautesten gegen jene beiden heiligen Mächte sich ereifern, allein von der Wissenschaft und Freiheit kommen. Denn ohne sie wären wir noch mit dem edlen Königreich Dahomey auf gleicher Stufe der

-intellectuellen und materiellen Entwicklung und über das Anfangsstadium der tiefsten Barbarei noch nicht hinausgekommen. Wenn misverstandene Wahrheiten oder Verirrungen der Wissenschaft Schaden bringen, sollen wir beide darum gänzlich verbannen? sie, welche die vorsorglichsten, nimmer ruhenden Hüterinnen des socialen Fortschritts und die erbittertsten Feindinnen jeder tyrannischen Zerstörungswuth sind, möge sie sich an GROSSEM oder KLEINEM, auf weltlichem oder religiösem Gebiete offenbaren? — Weil einige sich mit Hieb- oder Stichwaffen umgebracht haben, sollen wir darum alle schneidenden Werkzeuge vernichten, welche ein so mächtiger Hebel der ganzen Civilisation und des materiellen Wohllebens geworden sind? — Im Gegentheil, es war immer meine Ueberzeugung und auch jetzt erhalte ich sie aus vollstem Herzen aufrecht, dass die einzige Waffe gegen die uns bedrohenden Uebel immer Freiheit und Wissenschaft waren; in ihnen erblicke ich die Schutzgötter der Menschheit. Dabei ist der zeitweilige Einfluss noch anderer wohlthätiger Factoren ja keineswegs ausgeschlossen, doch würden dieselben allein nicht nur machtlos sein, sondern sie würden sich, sollte einmal die Wissenschaft verloren gehen, sogar von neuem in Waffen der geistigen Knechtschaft verwandeln, wie es in vergangenen Zeiten wirklich gewesen ist, als Wissenschaft und Freiheit noch nicht stark genug waren, sich ihre Kräfte nach Gefallen dienstbar zu machen. Deshalb wünsche ich allen Menschen die Wissenschaft und Freiheit und möchte der Verbreitung ihres Segens nirgends eine Schranke setzen; denn alle Menschen haben ein Anrecht auf Bildung und menschenwürdiges Dasein, und es ist eine fluchwürdige Lästerung menschlicher und göttlicher Satzungen, zur Aufrechterhaltung der sogenannten Standesunterschiede die grosse Masse des Volks mit Absicht in schmachvoller geistiger Knechtschaft zu erhalten; sehen diese Kurzsichtigen doch nicht ein, was für ein brauchbares Material zu Empörung und Umsturz alles Be-

stehenden sie damit für gewissenlose und ehrgeizige Parteiführer heranbilden.

Im Besondern aber erflöhe ich, dass in Italien der Dienst der Wissenschaft und Freiheit beständig zunehmen möge; wehe meinem Vaterlande, ginge er jemals verloren! wir würden, wie jedes Volk unter diesen Verhältnissen, ein gar klägliches Schauspiel abgeben und unsere geistige und materielle Verkommenheit würde bald das Gespött aller civilisirten Nationen bilden. Wenn ich aber sage, Wissenschaft und Freiheit, so will ich sie, wohlgemerkt, nicht um ihrer selbst willen verehrt wissen, wie Fetische der Menschheit: sie sind nur die heiligen Mittel zu einem noch viel heiligern Zweck, welcher nicht nur die Erkenntniss der Wahrheit, sondern auch ihre Ausübung, das Gute, in sich begreift. Der hohe Werth der Wissenschaft und Freiheit liegt darin, dass sie uns erziehen, uns einen innerlichen Halt geben und uns in die Lage versetzen, uns und andere moralisch veredeln zu können, jede Tugend des privaten und öffentlichen Lebens standhaft zu üben, nur das zu beanspruchen, was uns nach unsern Leistungen gebührt, dem öffentlichen Wohl aber alles zu opfern; in jedem den Menschen und seine Rechte zu ehren, aber uns nur vor Weisheit und Tugend im Bunde zu beugen; fremdes Elend auf alle Weise zu lindern versuchen, uns und andere aus dem Irrthum und der Unwissenheit zu reissen, das Gute nur um seiner selbst willen zu thun ohne die Aussicht auf zeitlichen oder ewigen Lohn, und keine andere Herrschaft über uns zu dulden als die der Wahrheit und Tugend. Diesen erhabenen Idealen, zu welchen noch der unaussprechliche Genuss kommt, den die Erkenntniss der Wahrheit an sich gewährt, ist trotz aller Widersprüche der Fortschritt der Menschheit zugewendet, und es wird eine Zeit kommen, wo das, was heute als Utopie erscheint, zur Wirklichkeit geworden sein wird, denn der Geist der Civilisation und ihr unaufhaltsames Vorrücken will es nicht anders. Daher weg mit der Un-

duldsamkeit, dem Aufruhr, dem Massenwahn vor dem beständigen, festen, treuen, unerschütterlichen Cultus der Wissenschaft und Freiheit. Sollte es mir in dieser anspruchslosen Arbeit gelungen sein, auf dem behandelten Gebiete nachzuweisen, wie nothwendig der Cultus der Wissenschaft und Freiheit ist und wieviel Segnungen das Menschengeschlecht in dem bisherigen Verlauf seines Lebensdramas nur diesen beiden Mächten schon zu verdanken hat, so werde ich das als reichlichen Lohn all meiner Mühen erachten und mit edler Genugthuung sagen können — *dies non peridi!*

Register.

- Abercrombie** 235.
Abstracte Begriffe 126.
Abstractionstypen 262.
Acosta 160.
Aeschylus, Sittengesetz des,
 98, Prometheus 188.
Alger, Denken bei Wilden
 66.
Alpdrücken 68.
Alterthum, Ethik des, 171.
Analoga, Verschmelzung der-
selben in der Erinnerung
 255.
Analogien, Gefühl für, 260.
Animismus 15.
Anthropomorphismus als
zweite Stufe des Polytheis-
mus 161.
Apoll und der Schlangen-
cultus 88; mit Rudra ver-
 glichen 287.
Aprioristische Begriffe 6.
Arbrousset 67.
Archilochus 97.
Archytas 203.
Arier, Charakteristik der, 169;
 Disposition für Christen-
 thum 170. 176; Metrik der,
 282.
Aristoteles 201. 203; Philo-
 sophie des, 219.
dell' Ascoli 10. 28. 115.
Athem, Personification des,
 75; Name in verschiedenen
 Sprachen 75.
Automatische Gehirnthätig-
keit im Schlaf 242.
Aeusserer Anstoss im Traum
 231.
Avatâras 178.
Bastian 65.
Bauwerke, Symbolismus der,
 279.
Beauquier 289.
Begriffe, Entstehung beim
Menschen 72; Mangel beim
 Thier 73; Entstehung der
 abstracten 126; Eintheilung
 der, 126.
Bell, Graham 195.
Benfey 10. 287. 293.
Berg, Lust an der Musik 283.
Bianchini 143.
Bilderdienst 276.
Bildende Künste, ästhetischer
Genuss 278.
Birch 155.
Blasinstrumente, Entstehung
der, 286.
Bogen, Etymologie des Wor-
tes, 287.
du Bois-Reymond 180.
Bonwich 39.
Böser Blick 69.

Bréal 10. 92.
Bridgman, Laura 196.

Caméron 294.
Castrén 76. 91. 154.
Centofanti 188. 203.
Cicero 201.
Comte 149.
Concrete Vorstellungen bei
abstracten Begriffen 128.
Continuitätsgesetz des Den-
kens 121.
Chlamyderen 273.
Clarek 284.
Clarke 38.

Damarneger, Zählen der, 194.
Dante 237.
Darwin 30.
Demokrit 218.
Denken in Bildern 192; bei
Taubstummen 194.
Descendenztheorie, Anwen-
dung auf Mythos 18.
Dichter, Verhältniss zum My-
thos 97.
Diogenes Laertius 201.

Ebioniten 182.
Entification als allgemeines
Gesetz der Sinnesempfin-
dung 143.
Epikarmus 98.
Epikur, Philosophie des, 218.
Erde, Cultus der, 188.
Erinnerung, Verschmelzung
analoger Dinge in der, 255.
Erschaffung der Welt im
Rigveda 206.
Espinas 20.
Experimentalpsychologie
225.

Fergusson 88.
Festus 135.
Fetischismus, Entstehung 81;
ist nicht erste Mythenstufe
150; erste Stufe des F. 153;
bei verschiedenen Völkern
154; F. mit generellen
Typen 160.
Feuergewinnung durch Rei-
ben 186.
Field 40.
Fontus 85.

Galton 194.
Garcilaso 256.
Gaussin 79.
Genius 137.
Gesichtshallucinationen 266.
Girard de Rialle 295.
Giuliani 114.
Gräber, Anlage der, 274.
Grey 88.
Grimm 10.
de Gubernatis 10.

Hale 76.
Hallucinationen, normale 247;
anormale 250; bei Thieren
249; in Psychosen 251;
Gesichtsh. 266.
Hanusch 10.
Helmholtz 282.
Himmel, Cultus des, 88, in
den Veden 91.
Hypnagogisches Stadium 238.

Janus 85.
Ideen des Plato 210.
Illusionen 247. 257; Beispiele
für Entstehung 258; Ana-
lyse der Entstehung 260.
Imponderabilien 226.
Individualisirung der Natur-
objecte als erste Form des
Fetischismus 153.

Instrumentalmusik 303.

Judenchristen 182.

Kindesalter, Psychologie des, 30.

Kuhn 10. 63. 90. 287. 293.

Kumarilla 9.

Kunst, prähistorische 272;
bei Thieren 273; bei Wil-
den 273,

Künstler, Intensität ihrer
Vorstellungen 234.

Kreuzer 10.

Lähmung, vorübergehende
beim Erwachen 243.

Leucipp, Philosophie des, 218.

Lotze 239.

Lubbock 65.

Lucrez 161.

Manencultus 14.

Mannhardt 90.

Mar 68.

Marzol 69.

Maury 10. 63. 88.

Mechanische Erklärung der
Natur 224.

Megalotti 143.

Melodie, Entstehung der, 289;
M. und Harmonie 290;
mythische Auffassung der,
298.

Mensch, Gesetz der Sinnes-
empfindung des, 109; prä-
historischer 272.

Messer, Etymologie des Wor-
tes 190.

Metapher 11.

Metrik der Arier 282.

Milligan 38.

M'Lennan 65, 66.

Mommsen 161.

Mongolen, Sprache 76

Monotheismus bei den Semi-
ten 166.

Morgan 160.

Muir 69.

Musik, Entstehung 281; M.
und Rhythmus 282; als Heil-
mittel 290; im Dienst der
Kirche 301; weltliche 303.
Musikinstrumente als Fe-
tische 296.

Musiksysteme 291.

Müller, Max 10. 11. 89. 206.

Mythus, Definition des, 1;
Theorien über Ursprung
von M. Müller 11; von
H. Spencer 13; von Tylor
15; Einzel- und specifischer
M. 81; Anthropomorpher
86; Polytheistischer 87;
Verhältniss zu Dichtung 97;
zur Wissenschaft 101. 120;
Parallelentwicklung bei-
der 146; Erste Stufe des
M. beim Menschen 153;
gegenseitige Beeinflussung
einzelner M. 164.

Nachahmungstalent bei Wil-
den 197.

Nazarener 182.

Nixon 38.

Numen 161. 276.

Perez 30.

Personification der Sinnes-
empfindungen beim Thier
45; lebloser Gegenstände
46; statische und dyna-
mische 50; beim Menschen
60; beim Kinde 64; von
psychischen Thätigkeiten
71; von Begriffen 73; der
Winde und des Athems
75; des eigenen Schattens
77; in sprachlichen Aus-
drücken bemerkbar 113;
der Sprache 292.

- Pflanzencultus 294.
 Phallusdienst 38. 39.
 Philosophie des Thales 200;
 des Pythagoras 202; des
 Plato 210; des Leucipp,
 Demokrit und Epikur 218;
 des Aristoteles 219.
 Pictet 10. 70. 190.
 Pindar, Moral des, 98.
 Plato, Philosophie des, 210.
 Plautus 136.
 Polybius 69.
 Polynesische Sprachen 79.
 Polytheismus bei den ver-
 schiedenen Völkern 97;
 historische Entwicklung
 des, 117; Eintheilung 158;
 niedrigste Formen 159;
 höhere 161.
 Pott 286. 293.
 Prähistorische Kunst 292.
 Preller 136.
 Prometheusmythus 186; bei
 Aeschylus 188.
 Psychologie, vergleichende
 41; des Kindesalters 30.
 Pythagoras, Philosophie des,
 202.
 Pythonmythus 88.

Quintilian 295.

Ralston 160.
 Raumvorstellung 265.
 Reflexion, Entstehung der,
 66; Mangel beim Thier 47.
 Rhythmus 282.
 Ribot 35.
 Rochholtz 63.
 Romanes 195.
 Rundbauten bei den Tasma-
 niern 40.

Saiteninstrumente, Ent-
 stehung der, 286.

 Schatten, Personification des,
 77.
 Schlaginstrumente, Ent-
 stehung der, 288.
 Schlaf, Gehirnthätigkeit im,
 241; Abwesenheit der Seele
 im, 256.
 Schlangencultus 88.
 Schrift, Anfänge der, 198.
 Schwartz 10. 88.
 Schweinfurth 294.
 Seele, Mehrzahl der, 155; Ab-
 wesenheit im Schlaf 256.
 Seelenthätigkeit als Kraft 22.
 Seelenwanderung 156.
 Semiten, Charakteristik der,
 181.
 Servius 293.
 Simonides 97.
 Simrock 1.
 Sinnesempfindung, Gesetz der
 beim Thier 105; beim
 Menschen 109; Vorstellung
 einer S. bei abstracten Be-
 griffen 132; Entification
 bei S. 143.
 Smith 195.
 Sociologie, Beziehung zu
 Mythus 37.
 Solon 98.
 Sonne 10.
 Sophokles, Moral bei, 98.
 Spencer, H., 13. 31. 65. 88.
 155. 255.
 Sprache, Anfänge der, 197;
 bei Wilden 197; S. und
 Musik 281; Personification
 der, 292.
 Stanley 294.
 Steinhauser 140.
 Strabo 281.
 Symbolismus in Bauwerken
 279.
 Symphonie 304.

Taine 30.

- Tanner 69.
 Tanz, Ursprung des, 288.
 Tasmanier 5.
 Taubstumme 194.
 Thales, Philosophie des, 200.
 Theophrast 297.
 Thier, Sinnesempfindungen
 beim 104; Mangel der Be-
 griffe 73; der Reflexion
 47; Hallucinationen beim
 249; Kunst beim 273.
 Tochter, Etymologie des Wor-
 tes, 191.
 Todtenbestattung, bei den
 Tasmaniern 38; bei andern
 Wilden 274; Menschen-
 opfer bei der, 297.
 Tott 76.
 Traum, Definition des, 229;
 Vergleich mit Wachen 229;
 äusserer Anstoss im T. 231;
 Zwischenstadium zwischen
 Wachen und T. 238; Glau-
 ben an Realität des T. 244;
 Ideenverbindung im T.
 245; Verwechslung von
 T. und Erinnerung 253.
 Typen, universelle mythische
 124; universelle des Den-
 kens 126; generelle feti-
 stische als Uebergang zum
 Polytheismus 160.
 Tylor 15. 62. 65. 69. 140.
 Varro 161.
 Verkleinerung der Vorstel-
 lungsbilder 238.
 Verrücktheit, Ansichten dar-
 über bei verschiedenen
 Völkern 68.
 Vico 12. 124. 217. 281.
 Villemarqué 188.
 Visionen 266; religiöse 269.
 Vogelcultus 294.
 Wachen, Gehirnthatigkeit
 beim, 241.
 Wahnsinn, Hallucinationen
 beim, 251.
 Wassercultus 90.
 Weber 10.
 Weltproblem 32.
 Welt, Erschaffung im Rig-
 veda 206.
 Westphal 282.
 Wigan 235.
 Wilden, Denken der, 66; Zäh-
 lender, 194; Kunst der, 273;
 Nachahmungstalent der,
 197; Sprache der, 197;
 Todtenbestattung der, 274.
 Winde, Personification der,
 75. Wissenschaft, gemein-
 schaftlicher Ursprung mit
 Mythos 101; Entwicklung
 der, 146.
 Wuttke 63.
 Zahlenphilosophie des Pytha-
 goras 103.
 Zahlwörter, ursprüngliche
 concrete Bedeutung der,
 192.
 Zauberformeln als Heilmittel
 298.
 Zeichnungen, prähistorische
 272.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

2a

zu p. 38. Das hier kann nicht zu dem Begriff eines
einfachen äußeren Realitäts.

Das kann man sich nicht ganzes denken; aus
den Versuchen geht soviel hervor, das die
nicht gesehen willkürlicher. Das Ziel ist anpassung
der Bewegung des Verfolgenden mit den
gegebenen Ärgern (die jetzt von vornherein mit Tödtung
des Pflers) ist begründen inorganischen Dingen
interessanten kann.

Das hier kann wohl leblos und lebendig unter-
scheiden, nicht aber in das Lebendigkeit nicht
eine Lebendigkeit bekommen. Th. 90.

Dies alles inorganische geht als lebendig gefast
ein, ist ja ganz anders aus dem Willkürheits-
trieb zu erklären: da man etwas ganz
bekannt wird es es mal aus Vorwissen wie die
gefehrlichen bekundet: das Verfolgende feindliche
Hier. Th. 90.

1/6

66

86

9a